Görtz, Carl von

Reise um die Welt in den Jahren 1844 - 1847

Bd.: 2

Stuttgart ; Tübingen 1853

<36634068400018

vorh.
unvollst.!

Reisen
und
Länderbeschreibungen
der
älteren und neuesten Zeit,
eine Sammlung
der
interessantesten Werke über Länder= und Staaten=Kunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben
von

Dr. Eduard Widenmann,
Redakteur des Auslandes,
und
Dr. Hermann Hauff,
Redakteur des Morgenblattes.

Siebenunddreißigste Lieferung.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1854.

Reise um die Welt

in den Jahren 1844—1847.

Von

Carl Grafen von Görtz.

Zweiter Band.

Reise in Westindien und Südamerika.

Mit einer Karte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Habana.

Wir erreichten Habana, das Ziel einer kurzen aber stürmischen Ueberfahrt von der Mündung des Mississippi her, am 9. Januar 1845 in der Nacht. Mit höchster Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Tages, an welchem mir der Eintritt in die Herrlichkeit der Tropen beschieden sein sollte, und diese letzte Nacht die wir noch an Bord im Hafen zubringen mußten, war wohl für manchen von uns, wie für mich selbst eine schlaflose. Der erste Blick auf Stadt und Hafen ist weniger prächtig, als schön und charakteristisch, und da er auf Palmen fällt, poetisch genug: hohe, theils felsige Ufer sind von gewaltigen Befestigungen gekrönt, welche die enge Einfahrt wie das weite Becken dieses wegen seiner Größe und Sicherheit weltberühmten Hafens beherrschen; östlich auf einer grünen Hügelreihe erheben sich die Castelle des Morro und nach innen der Cabaña, an

deren Fuße mein glückliches Auge die ersten Palmen erblickte; gegenüber die Stadt, ziemlich flach gelegen, deren Thürme hinter dem Mastenwald zahlreicher Schiffe hervorragen; die Kirchen, ehrwürdig aussehende Kolosse von alterthümlichem Charakter, dann die Häuser mit flachen Dächern, bald hoch bald niedrig, mit Arkaden und Gallerien versehen, und in den lebhaftesten Farben, blau, gelb und grün angestrichen, erfreuen den Blick, dem nach den schmuck- und ausdrucklosen Backsteinmassen der Vereinigten Staaten ein solches Bild doppelt willkommen ist. Ein prächtiger reiner Himmel und eine weiche Wärme der Luft, die in dieser Jahreszeit noch nicht drückend ist, vollenden den Eindruck.

Man hatte uns alsbald nach einem Gasthof gewiesen, der unter der Leitung eines Nordamerikaners nordischen Comfort mit den Vorzügen, welche die Bauart der Wohnungen in heißen Ländern gewährt, zu vereinigen versprach. In der That bestand Mansion House, das war der Name, mehr aus offenen Gallerien als aus geschlossenen Räumen; weite offene Gänge umgeben von allen Seiten den inneren Hof, für den Genuß der frischen Luft wie des Schattens gleich zweckmäßig, und hier war nicht nur jede Bequemlichkeit des Aufenthalts, sondern auch der Speisetisch hergerichtet, während nur eine geringe Zahl von Kammern nach außen zu zum nothdürftigen Unterkommen der Bewohner diente. Hier

mußte denn die Abwesenheit jeder Wohnlichkeit, der geplättete Fußboden, die Läden welche die Fenster ersetzten, für einen erfreulichen Beleg des glücklichen Klima's gelten, das jede Fürsorge in welcher der arme Nordländer seinen Comfort sucht, entbehrlich machte.

Dieser Gasthof war der Sammelplatz einer Zahl von Deutschen, welche theils fremd wie ich und Gäste im Haus, theils schon länger ansässig, sich Mittags und sonst dort zu vereinigen pflegten. Ich fand vielen angenehmen Umgang unter ihnen, und wir genoßen so doppelt die größeren und kleineren Ausflüge in der neuen, so reizenden Umgebung. Wenn der Fremde in einer europäischen Stadt es sich meist angelegen sein läßt, die Sehenswürdigkeiten in ungemüthlicher Hast abzufertigen, so lädt das tropische Klima dagegen zum trägen Genuß aller Eindrücke ein, ja es verbietet jede Uebermüdung, die, in der Sonnenhitze namentlich, gefährlich werden würde.

Ein erster Ausgang in den Straßen von Habana ist höchst anziehend und an neuen, exotischen Bildern reich. Durch die engen und winkeligen Straßen, die nach südlicher Art den Anwohnern wie ein Vorplatz ihrer Häuser dienen, treibt sich eine bunte Menge; neben den stattlichen Figuren der Spanier die Neger in abenteuerlichem, dem Klima entsprechendem Aufzuge; Reiter auf Pferden und Maulthieren die meist in raschem Galopp daher sprengen bedrängen unablässig den Fußgänger,

und gar das landesübliche Fuhrwerk der Volante, welches auf den Fremden einen großen Eindruck zu machen pflegt: die Volante ist zweisitzig mit Verdeck, hat zwei Räder von sechs Fuß und eine unmäßig lange Gabeldeichsel, dergestalt daß das Pferd wohl zehn Fuß von der Achse entfernt ist; das Auffallendste aber ist daß der Sitzkasten nicht über der Achse, sondern in der Gabeldeichsel hängt und gleichmäßig auf Achse und Pferd lastet; dieses ist meist ein Pony, mit kurz abrasirter Mähne, den Schweif in einen Zopf geflochten der an den Sattel gebunden ist; auf dem armen Thier, das so ganz gegen die Regeln des Gleichgewichts seine Last ziehen muß, sitzt obendrein der Calesero, ein Neger in Jockeyjacke und ungeheuren Lederkamaschen, meist der Sporen an den nackten Fuß geschnallt. Man sitzt bequem in diesem seltsamen Fuhrwerke, und ist durch das Verdeck und ein noch davor gespanntes blaues Tuch gegen die Sonne geschützt; hoch und niedrig bedient sich der Volante, die das Wahrzeichen von Habana und oft sehr elegant geschmückt ist, ja als theuerster Besitz bei mangelndem Raume nicht selten im Wohnzimmer ihren Platz findet. So originell und hübsch die Volante sich in der Straße ausnimmt, so verderblich ist sie dem Fußgänger und Reiter, der oft von den hohen breitspurigen Rädern noch erreicht wird, wenn er dem Pferde längst ausgewichen ist. In den ungepflasterten Straßen fehlt es an Staub

und Schmutz nicht, desto angenehmer aber ist es, daß dieselben ganze Strecken hindurch mit Leinwanddächern von Haus zu Haus überspannt sind.

Man pflegt den Fremden zuerst auf die Plaza de armas, den Haupt- und Paradeplatz, der in keiner spanischen Stadt fehlt, zu führen, und der Eindruck ist allerdings ein schöner und mir unvergeßlicher. Die Statue des Königs Ferdinand VII., beschattet von vier herrlich gewachsenen Königspalmen, nimmt die Mitte des ansehnlich großen Platzes ein, den auf einer Seite der Palast des Generalcapitains, in maurischen Formen, und andere ansehnliche Gebäude begrenzen, sämmtlich in den lebhaftesten Farben angestrichen, die sich an dem tief blauen, immer klaren Himmel gar schön abzeichnen; bei uns würden solche Farben sich geradezu abgeschmackt ausnehmen. In einem bescheidenen Winkel steht die Kapelle des Columbus, auf der Stelle errichtet, wo er die erste Messe auf dem neu entdeckten Cuba lesen ließ. Allabendlich versammelt sich auf der Plaza die schöne Welt, um in der Kühle sich zu ergehen und die treffliche Militärmusik zu hören, für den Reisenden der aus Nordamerika kommt ein lang entbehrter Genuß. Diese Musik und die südliche Umgebung in einer unendlich klaren Mondbeleuchtung vereinigen sich zu einem wahrhaft zauberischen Effekt, und die Plaza de armas von Habana gehört zu den Reiseerinnerungen, die eine

schmerzliche und leidenschaftliche Sehnsucht in mir erwecken können; das schöne Wort Goethe's, daß wer Neapel gesehen, nie ganz unglücklich werden könne, läßt sich recht eigentlich auch auf die Tropen anwenden; aber umgekehrt möchte ich auch sagen, daß wer solche Herrlichkeit geschaut, jenen Stachel der Sehnsucht lebenslang fühlen, und in diesem Sinne auch nie ganz glücklich wieder werden wird.

Neben dieser Plaza besitzt die Stadt wenige Schönheiten, die ausgenommen welche sie dem hochverdienten Generalcapitain Tacon verdankt; das Presidio de Tacon (Gefängniß) ist vielleicht das schönste Gebäude von Habana, nicht minder großartig ist das von ihm erbaute Theater, und die von ihm angelegten Spazierwege. Der Paseo de Tacon und de Isabel segunda sind unschätzbar für die Bewohner der Stadt; auf letzterem besonders pflegen die Damen in ihren Volanten einen Corso in unabsehbarer Reihe zu halten, während schöne Promenaden für Fußgänger daneben angelegt sind; eine Statue der Königin, als Kind dargestellt, ist freilich ein Muster einer unkünstlerischen Idee, weiterhin verewigt eine Marmorgruppe die indianische Königin Habana, von der die Stadt ihren Namen, vollständig San Cristobal de la Habana* herleitet. Die Stadt verläuft

* Ich schreibe Habana, nicht Havana oder gar Havannah weil die Spanier selbst der Regel nach so schreiben. Im Spanischen,

weithin in Vorstädte mit sehr unansehnlichen Gebäuden, während die innere Stadt meist große, weitläufige Häuser enthält, nach Nürnberger Art um einen großen Hof herumgebaut, aber freilich weit luftiger. Glasfenster gehören zu den Seltenheiten, und es sind nur hie und da als besonderer Luxus Scheiben in die Läden eingelassen, oft reichen die Fensteröffnungen bis auf den Boden des Zimmers, und sind nur vergittert. So zeichnet sich auch das Innere durch große Einfachheit der Ausstattung, selbst bei den Reichsten aus, vor Allem sind weite luftige Räume geschätzt, die man durch Tapeten, Teppiche oder schwere Möbel nicht beengen mag; diese letztern besonders sind auf Kühlung berechnet, und der Ehrenplatz den man dem Besucher anweist, ist der Sessel der am meisten im Zuge steht.

Die winterliche Kühle, auf der Nordküste Cuba's noch sehr bemerklich, welche das Thermometer kaum über 21° steigen ließ, war dem Genuß der Umgegend sehr förderlich, und obwohl die nächste Umgebung der Stadt sich durch armen Boden und geringe Fruchtbarkeit auszeichnet, hat man doch überall den schönen Blick auf Stadt und See, und auf prächtige Palmengruppen; eine wirklich tropische Landschaft muß man aber erst im

gehen indeß b und v so in einander über, daß ich z. B. Billard einmal Viliar geschrieben gesehen habe, auf einem Wirthshausschild freilich, nicht in der Grammatik. Der Titel Habana's ist außerdem siempre fidelisima, und auch Cuba trägt den wohlverdienten Namen la siempre fiel (fidèle) isla de Cuba.

Innern suchen. Die immer malerischen und in ihren Umrissen graziösen Befestigungen, an denen die nächste Umgegend Habana's so reich ist, zieren dieselbe ungemein; nach dem Fort Principe, westlich am Seeufer gelegen, führt jener Paseo de Tacon, ein mit schönen Anlagen gezierter Spaziergang; östlich von dem Hafen und über die Citadelle Cabaña hinaus machte ich interessante Ausflüge an der Seeküste, welche durch ihren Muschelreichthum besonders lohnten, aber sonst das Bild einer traurigen Einöde gaben: dort sah ich zum erstenmal den Cactus in seiner Naturwüchsigkeit, bis zu ästigen Bäumen von 10—15 Fuß Höhe emporgeschossen, und beobachtete wie diese Pflanze ganz und gar als die Distel der Tropen besonders an steinigen und unfruchtbaren Stellen zu gedeihen pflegt. Wenn ich Muscheln eingetragen hatte, so wurde ich nicht selten überrascht meine Ausbeute am nächsten Tag auf der Flucht zu finden, denn fast jedes der ans Ufer gespülten Gehäuse pflegte jenen merkwürdigen Bernhardskrebs zu beherbergen, der mit dem schuppenlosen Schwanz sich in solchen geborgten Wohnungen befestigt und sich ganz in ihnen verkriecht, dieselben auch wieder auffucht wenn man ihn gewaltsam daraus entfernt.

Unser Lieblingsspaziergang pflegte nach der Punta, einem Castell an der westlichen Spitze des Hafens zu führen, wo beim Nordwind eine heftige Brandung

stattfindet; dieses Vergnügen wurde uns indeß sehr verleidet, seit wir von einem Detachement Soldaten überrascht wurden, die gerade dort eine greuliche Prügelexecution an einem Neger vornahmen, wenige Tage darauf wurden an derselben Stelle gar ein paar Soldaten erschossen, und da war es mit unserer Vorliebe für den Ort vorbei. Allerdings war gerade der Fall dieser zwei Verbrecher eben so haarsträubend, als belehrend für die Sittengeschichte Habana's: es waren dies zwei Soldaten, Catalanen von Geburt, welche in einem der spanischen Regimenter auf Cuba* dienten, und Streit mit einander bekommen hatten, den sie nach Landessitte mit Messern auszufechten beabsichtigten; sie gehen hin, sich bei demselben Händler ein paar Messer von gleicher Größe auszusuchen, als dem Einen Bedenken kommen, daß sie als Landsleute im fremden Lande einander doch nicht feindlich sein sollten; er theilt seine versöhnlichen Gedanken dem Andern mit, der sie willig aufnimmt, aber fragt: „Was sollen wir nun mit den Messern anfangen?" Da antwortet der Erste: „Lass' uns einen paisano (Eingebornen, Creolen) umbringen." Gesagt gethan, sie stoßen dem Ersten Besten dem sie begegnen, einem jungen allgemein geachteten Mann von guter Familie, ihre Messer in die Brust, schlitzen noch einem Neger der sich dazwischen wirft, den Bauch auf, werden aber dann, und

* Die Regierung pflegt Cuba als Strafstation zu benutzen.

zwar in einer Kirche, wohin sie sich geflüchtet gepackt, und erlitten die verdiente Strafe, durch Erschießen von hinten, in jenen Tagen. Mehr als eine Greuelthat die während meines kurzen Aufenthalts in Habana vorging, finde ich in meinem Tagebuch aufgezeichnet; so brachte gleich am ersten Tag ein wegen einer Mordthat flüchtiger Neger, der in einem Boote über die Bai zu entkommen suchte, als er sich von seinen Verfolgern erreicht sah, erst den Fährmann um und sprang dann in die See, wo ein Haifisch, von denen die Bai wimmelt, ihn fast augenblicklich verschlang. Solche alltägliche Schauderscenen erinnerten an die schlimmsten Zeiten der Verderbniß der Colonie, indeß versicherte man mich daß es doch jetzt weit besser sei als früher; ein desto schwärzeres Bild entwarf man von der Zeit ehe der treffliche Tacon Generalcapitain (von 1834—38) war. Damals wagte es Niemand des Abends auszugehen, am Tage hielt man sich mit größter Aengstlichkeit den Rücken frei, und flüchtete sofort auf die andere Seite der Straße, sowie man eine nur halb verdächtige Figur erblickte; um die Straßenecken lavirte man in weiten Bogen, und wenn gar Jemand Geld mußte transportiren lassen, so genügte ein Geleit von Soldaten nicht, sondern man schloß die tragenden Neger mit Ketten an die Geldkasse an, um so deren Raub zu erschweren. Tacon verbot das Tragen von Waffen, wie er schon

begonnen hatte das Hazardspiel, als die Wurzel alles Uebels zu verbieten, und als er seinen Befehlen mit eiserner Strenge Folge verschaffte, auch einige angesehene Uebelthäter schonungslos hinrichten ließ, erlebte die Colonie bald die Früchte seiner heilsamen Maaßregeln, und seine Verdienste finden in bleibender dankbarer Anerkennung den schönsten Lohn. Dermalen war Habana nicht nur wirklich sicher, sondern die Gefahren denen der Fremde etwa ausgesetzt war, drohten eher von den Dienern der öffentlichen Sicherheit als von Uebelthätern. Es war eine sprüchwörtliche Warnung geworden, welche Jeder den später Angekommenen mit großem Eifer mitzutheilen pflegte — vor den Schildwachen und Nachtwächtern, und vor dem Vieh in den Straßen. Erstere nämlich pflegten Jeden der auf Anrufen nicht alsbald, und zwar auf gut castilianisch antwortete, ohne Umstände niederzuschießen, und man citirte wirkliche beklagenswerthe Folgen bloßer Mißverständnisse; besonders waren die Serenos* oder Nachtwächter mit ihren Lanzen von uns gefürchtet, und das Losungswort España, und auf weiteres Anrufen paisano, pflegte mit großer Willigkeit zu erfolgen. Was die Warnung vor den Maul-

* Sie haben auch das Wetter jede Stunde auszurufen, und da unter diesem glücklichen Himmelsstrich das heitere Wetter die Regel bildet, ist dieser Name, der glaube ich auch in spanischen Städten üblich ist, entstanden.

thieren und Rindern betrifft, so war sie ebenso nützlich, denn diese Thiere pflegen sehr übel behandelt, und dadurch tückisch selbst gegen Vorübergehende zu werden.

Wie die Ueppigkeit tropischer Länder von den Schattenseiten feindlichen Klima's und gefährlicher Thiere begleitet ist, so hat in ähnlicher Weise der köstliche Besitz der Insel Cuba solche Schattenseiten in den höchst ernsten und gefährlichen politischen und socialen Verhältnissen. Ein militärischer Despotismus wie er dort besteht, ist mehr denn irgendwo gerechtfertigt, und wenn auch in den Distrikten wo die großen Pflanzungen sind, schroffe Aeußerungen der Autorität wenig oder nicht vorkommen, so erfordert eine Stadt von 180,000 Einwohnern mit ihrer gemischten Bevölkerung die sie zu einer Art Weltstadt macht, schon an sich ein energisches Auftreten, von den eigenthümlichen Schwierigkeiten ganz abgesehen welche hier vorliegen. Cuba als letzter größerer Rest des einst unermeßlichen spanisch-indischen Reiches, aber immer noch „ein Königreich werth", reizt um so mehr die Habgier und die Vergrößerungssucht der Nachbarn, und wenn England durch die Durchführung der Negeremancipation factisch darauf verzichtet hat, Reichthum und Macht aus Westindien zu schöpfen, also auch auf Cuba nur einen bedingten Werth legen kann, so ist dessen Erwerbung desto lockender für nordamerikanischen Unternehmungsgeist, und schon strategisch sehr werthvoll, da

Cuba den Golf von Mexico in einer den Anliegern sehr bedenklichen Weise beherrscht. Nicht minder reizt der unendliche Reichthum der Natur, die großen noch unbebauten Strecken, und die Lage dicht am Wendekreise, sowie die Frische des gebirgigen Theils welche die Einwanderung von Weißen, freilich nicht zur Feldarbeit, erleichtert. Erwägt man dabei die ansehnliche Menge von Amerikanern welche sich in den verschiedensten Berufsarten bereits dort angesiedelt, sowie das Vorhandensein einer mißvergnügten Partei unter den Colonisten, die nirgends fehlt, so bedarf es kaum noch des Hinblicks auf die jüngsten Anfälle auf Cuba, um die scharfe Wachsamkeit der spanischen Regierung gerechtfertigt zu finden. Allerdings macht dieselbe im Contrast zu der laxen Regierungsform der Vereinigten Staaten einen eigenthümlichen Eindruck; zehntausend Mann spanischer Truppen bildeten schon damals die Besatzung von Habana, und weitere zehntausend waren in andere Garnisonen vertheilt; die martialische Haltung dieser eingebornen spanischen Mannschaft die von drei zu drei Jahren wechselt, fällt neben dem schlaffen, weichlichen Wesen des Creolen* hinlänglich in die Augen, um es begreiflich

* Creole ist jeder in einer tropischen Colonie von weißen Eltern Geborne, im engern Sinne namentlich der Abkömmling der romanischen Völkerstämme, Franzosen, Spanier, Portugiesen. So sprechen die Yankees von Creolen in New-Orleans, unter denen sie die Abkömmlinge der ursprünglichen französischen Ansiedler verstehen.

zu finden, daß die Regierung Jenen lieber als den Letzteren die Sicherheit eines so beneideten Besitzes anvertraut; sie folgt dabei ihren alten Traditionen, welche die Autorität in den Colonien stets in die Hände von Angehörigen des Mutterlandes gelegt, die eingebornen Creolen aber von wirklichem Machtbesitz ausgeschlossen erblicken läßt; wir werden dem creolischen Charakter fortan noch öfter begegnen und die Auffassung begreifen lernen, daß der Creole, sinnlich und indolent, mehr zum Beherrscht-werden als zum Herrschen geschaffen sei. Daß aber ein Stand welchen man systematisch vom Antheil an der Herrschaft ausschließt, damit ein Herd der Unzufriedenheit wird, ist natürlich genug. Verhängnißvoll ist darum die Phrase die neulich im Senat der Vereinigten Staaten fiel: „wir achten die Rechte Spaniens, aber wir wissen daß die Frucht wenn sie reif ist, uns von selbst in den Schooß fallen wird.“ Wird England es wagen, den Ruf seiner Unbezwinglichkeit zur See in einem verzweifelten Kampf um Cuba auf's Spiel zu setzen, wenn es so weit ist?

Nicht minder ernst fordern die Sklaverei-Verhältnisse zur Wachsamkeit auf. Die Schwarzen in einer Bevölkerungszahl von 550,000 stehen nur 450,000 Weißen gegenüber, die Neger auf Cuba sind überdies im Durchschnitt um mehrere Generationen der afrikanischen Abstammung näher als in Nordamerika, und der

noch lange nicht vollständig unterdrückte Sklavenhandel und Schmuggel führt dieser schwarzen Bevölkerung alljährlich Elemente zu, die Wildheit und Thatkraft in ihr lebendig erhalten. Eine Negerverschwörung der gefährlichsten Art im Frühjahr 1844 wurde nur durch einen Zufall unmittelbar vor dem Ausbruch entdeckt: es war nichts Geringeres im Werke, als sämmtliche Soldaten an Einem Tage zu vergiften; die schwarzen Arbeiter in allen Bäckereien waren gewonnen, und für den Fall des Gelingens war schon ein Präsident von schwarzem Blute bestellt, der nach der Ermordung aller Weißen das Regiment wie in Haiti übernehmen sollte. Der Präsident und viele Rädelsführer wurden hingerichtet, die meisten freien Neger von der Insel verbannt, und unter den aufgestandenen Schwarzen ein furchtbares Blutbad angerichtet. Die Untersuchungscommission von Matanzas bezeichnete rückhaltslos den ehemaligen englischen Consul Turnbull als den Urheber und Leiter dieses verdammlichen Unternehmens. Wenn ein Engländer in diesem Fall sich in seine Philanthropie zu hüllen vermag, so leuchtet doch ein, daß auch ein anderer Feind der spanischen Macht auf Cuba sich der furchtbaren, aber freilich zweischneidigen Waffe mit Erfolg bedienen würde können, die Neger gegen ihre Unterdrücker zu bewaffnen.

Der Generalcapitain, in dessen Hand eine fast

königliche Gewalt und die schwere Verantwortlichkeit dieser Herrschaft gelegt ist, tritt überall mit entsprechenden Ehren und Glanze auf; nicht leicht sah ich eine schönere Männergestalt mit stolzerem Anstand, als den damaligen Generalcapitain O'Donnell, einen Mann der übrigens, und zwar gerade bei Anlaß jener Negerverschwörung, leistete was sein Aeußeres versprach. Ich konnte ihn und sein volles glänzendes Gefolge, sowie die ganze vornehme Welt von Habana bei einem festlichen Anlaß in aller Muße betrachten, als am Geburtstag der Infantin Luisa eine neu erbaute Corvette, die den Namen der Prinzessin tragen sollte, vom Stapel lief. Nichts fehlte zu einem vollkommenen militärisch-monarchischen Pomp, auch die hohe Geistlichkeit war zugegen und besprengte Schiff und Gerüst mit Weihwasser, bevor die Stützen weggeschlagen wurden; eine ungeschickte Inconsequenz aber war es, daß man diese gefahrvolle Arbeit trotz des erflehten Segens Galeerensträflingen übertrug, die in ihren Ketten einen höchst seltsamen Contrast zu der glänzenden, festlichen Gesellschaft bildeten. Es ist ein interessanter Anblick, wenn der Koloß des Schiffrumpfes in's Wasser hinabschießt, und wie eine Nußschale auf- und niedertaucht, ehe er eine ruhige Lage gewinnt. — Während ich schon zuvor Gelegenheit gehabt hatte die gefeierten Schönen Habana's bei Kerzenlicht zu bewundern, überraschte mich hier der olivenfarbene Teint den sie am

Tage zeigen; frische Farben gedeihen nicht in den Tropen, und auch die Dauer der weiblichen Schönheit ist nur kurz, da die meisten schon vor dreißig Jahren verblüht sind, und der unerfreulichen Alternative von unschöner Corpulenz oder trauriger Magerkeit unfehlbar entgegen gehen sollen. Die Gesellschaft glänzte von Orden, und das spanische Gouvernement beurtheilt den creolischen Charakter gewiß richtig, wenn es mit diesen freigebig ist; aber selbst halbwüchsige Knaben sah ich mit Decorationen geziert, und man kann wohl sagen, daß für einen solchen ein Orden moralisch ein Stein um den Hals ist, der jeden Versuch ihn zu ernstem Streben und Thatkraft zu erziehen rettungslos ersäuft.

Ein Schauspiel ganz anderer Art waren die Stiergefechte, welche in dem Circus des nahen Dorfes Regla, an der Bai gelegen, stattfinden; mit einer Dampffähre setzt man über, unter gewaltigem Andrang der Bevölkerung von Habana. Dieses Schauspiel ist hier nicht fashionable, Damen besuchen es gar nicht, und auch von Männern mehr die niedere und Mittelklasse, also eine starke Abweichung von der nationalen Sitte Spaniens und auch andrer spanisch-amerikanischer Länder; in Lima manövriren sogar Soldaten zur Erhöhung des Festes im Circus, und in Mexico sollen die angesehensten jungen Leute als Dilettanten auftreten. Wir Deutsche, hier wie in Lima, pflegten jedesmal gewaltig auf

das Rohe und Entsittlichende dieses Schauspiels zu schelten, und gingen hernach, wie unwiderstehlich angezogen, doch sämmtlich hin; es liegt eben in jedem Menschen der Hang zum Abenteuerlichen, Romantischen, und das Wilde und Gefährliche reizt um so mehr, je zahmer sonst unsere Gesetze und Zustände sind. Ganz analog ist das Interesse an Hinrichtungen, zu denen freilich viel Pöbel, aber doch nicht bloß Pöbel läuft. Ich übergehe die Beschreibung der Einzelheiten, da sie mit den bekannten Einrichtungen und Vorgängen bei den spanischen Stiergefechten übereinstimmen. Die Theilnahme des Publikums war die leidenschaftlichste und lauteste im Beifall wie im Mißfallen, und es konnte nicht fehlen daß auch wir wie Besessene mitschrieen, wenn etwa ein tapferer Stier ein Pferd sammt dem Reiter niederrannte, oder ein verwegener Kämpfer den Hörnern seines Feindes mit knapper Noth entwischte; am brillantesten war der Anblick, wenn einer der Fechter mit unglaublicher Keckheit und Gewandtheit dem anstürmenden Stier mit einem Fuß zwischen die Hörner trat, und in einem Sprung über ihn hinweg war. Ein einarmiger Matador pflegte stets mit einem sichern Stoß hinter das Schulterblatt den Stier fast augenblicklich niederzustrecken, und wie die zu diesem Zweck bereit gehaltenen Maulthiere das getödtete Thier im Galopp wegschleiften, begrüßte ungeheurer Lärm und Jubel den Sieger; die Nächstsitzenden

schüttelten ihm glückwünschend die Hand, während Andere Geldstücke herunterwarfen und die Hüte schwenkten. Desto größer war das Geschrei und Trommeln des Unwillens, wenn der Stoß eines minder geschickten Matadors fehl ging, oder gar das arme Thier, mit dem Degen in der Schulter steckend, brüllend weiter rannte. Dann wurden Neger abgesandt, die dem Stier auf unehrliche Weise ein Ende machen mußten, indem sie ihm erst hinterrücks die Sehnen abhieben; die eigentlichen Kämpfer waren alle Altspanier. Zuletzt wurde ein Stier der sich durch Feigheit verächtlich gemacht hatte, auf allgemeines brüllendes Verlangen von Bluthunden niedergerissen: es waren deren sechs, die sich sofort auf ihr Opfer warfen und es an Ohren, Schnauze, Kehle und überhaupt an den empfindlichsten Theilen packten; es war ein widriges Schauspiel, schon deßhalb weil sechs dieser großen, kühnen Hunde in dem engen Circus offenbar viel zu stark für den Stier waren; erzählte man sich doch in Habana von dem kleinen Hunde (terrier) eines Engländers, der es allein mit einem Stier aufnahm, indem er sich regelmäßig in dessen Schnauze verbiß und das Thier durch den Schmerz förmlich betäubte und wehrlos machte.

Der Zuschauer beim Stiergefecht fühlt sich so begeistert und erhitzt, daß er alle Gefahr vergißt und keinen sehnlicheren Wunsch kennt, als in die Arena hinab

zu springen und seine Gewandtheit neben der der geschulten Kämpfer zu versuchen. Die Sympathie ist aber unwillkürlich immer auf Seite des Stiers, und der größte Jubel erschallt, wenn dieser eine Großthat ausführt. Daß solche Schauspiele die Rohheit der Sitten steigern, und zu den oben citirten blutigen Thaten in Habana in einem Causalverhältniß stehen, wird sich nicht bestreiten lassen. Uebrigens sind die Stiergefechte hier sehr zahm und unblutig, da bei den zwei Vorstellungen denen ich beiwohnte kein Mensch erheblich verletzt, und nur einem Pferd der Bauch aufgeschlitzt wurde. Nicht nur der spanische Stier, sondern auch der in Mexico sollen ungleich wilder und gefährlicher sein.

Einen Maskenball im Teatro de Tacon verfehlten wir nicht zu besuchen; dieses prachtvolle Haus wird der Größe nach als drittes in der Welt neben San Carlo und der Scala classificirt, und imponirt durch seine Größe und edle Einfachheit; die Zurichtung für den Ball ließ die Weite der Räume noch sichtlicher werden. Alles ist sehr luftig und die Logen sind nach hinten nur durch Jalousien von den Foyers geschieden, in denen man sich aufhält um seine Cigarre rauchen und zugleich die Vorstellung durch die Jalousien hindurch sehen zu können. Die Kirche und die innern Räume des Theaters sind in der That die einzigen Orte in Habana wo man nicht raucht. Was jenen

Ball anlangt, so mußte ich, mit der spanischen Sprache unvertraut, darauf verzichten meinen Witz im Gespräch mit den schönen Masken zu versuchen, und ich trug nur die dürre Frucht der Beobachtung davon, daß der Habanero wie alle Tropenbewohner die langsamen Tänze, als dem Klima angemessen, vorzieht. Darum hatte auch jener Hindu recht, als er beim Anblick eines englischen Balls in Indien verwundert fragte, warum die Herrschaften die beschwerliche Aufführung der Darstellung denn nicht ihren Dienstboten auftrügen.

Ich darf die zahlreichen Beweise von Zuvorkommenheit und Gastfreiheit nicht unerwähnt lassen, welche die Deutschen in Habana, besonders Herr Ulrich Zellweger, Mitglied des großen Hauses Drake Brothers und Co., der preußische Consul Herr Puttfarcken und Andere mir erwiesen; ihrer Belehrung verdankte ich außerdem manche werthvolle Aufschlüsse über Land und Leute. Hier wie in ganz Amerika stehen die deutschen Kaufleute hoch angesehen da, und zählen meist als die ersten an kaufmännischer Geltung; so einträglich aber die überseeischen Geschäfte in den Colonien sein mögen, so große Opfer und Entsagungen erlegt doch das Leben in denselben gerade dem gemüthlichen Deutschen auf; in Habana war es fast der einzige Genuß in der Vorstadt des Cerro für theures Geld ein Bauernhaus, oft gar ohne Garten gemiethet zu haben, und in diesem einige ruhige Stunden des Sonntags zuzubringen.

Bevor ich nun den Leser ersuche mich auf einen Ausflug in's Innere zu begleiten, wird er mit Recht zuvor Einiges über Habana-Tabak und Cigarren zu hören verlangen; so sehr ist in der Phantasie des Europäers das Bild der schönen Habana von bläulichen duftenden Wolken des edlen Krautes umhüllt, daß man darnach eben am ersten fragt.

Der eigentliche Tabaksdistrikt, die Vuelta de abajo beginnt zwanzig Stunden westlich von Habana, hält an zwanzig Stunden im Quadrat, und ist durch kleine Küstenflüsse sehr wasserreich; ursprünglich wurden nur die Niederungen an diesen mit Tabak bebaut, seitdem der Bedarf aber gestiegen, auch die anliegenden Strecken; die Pflanzungen, welche im Ganzen 60 bis 70,000 Menschen beschäftigen, pflegen selten mehr als 100 Morgen zu halten, und die Besitzer sind mehrentheils kleine Landwirthe, die sämmtlich ihre festen Kunden in Habana haben, so daß es für den einzelnen sich neu etablirenden Fabrikanten schwer oder unmöglich ist, sich ächten Tabak zu verschaffen. Die Vuelta de abajo erzeugte im Jahr 1836 — 90,000 Ballen zu 120 bis 140 Pfund, 1837 — 60,000, 1838 — 75,000, 1839 — 100,000, 1840 — 120,000, 1841 — 130,000, 1842 — 50,000, 1843 — 130,000 Ballen. Davon pflegen in guten Jahren 1% der ersten Blättersorte, libra oder calidad zu gehören, die sehr gesuchten ganz schwarzen

Blätter; 8% injuriada de primera, 12% segunda, 20% tercera, 59% cuarta. Im Jahr 1811 war kein einziges Blatt zu brauchen, obwohl die Ernte reichlich ausfiel. Zu dem Vuelta de abajo-Tabak, der im März zu Markte gebracht wird, kommen nun noch die andern Sorten: Partido, aus der Umgegend von Habana, wird früher geerntet und ist darum theurer, aber geringer; der Cuba-Tabak aus dem südöstlichen und mittleren Theil der Insel, der Principe-Tabak, unansehnlich grau aber wohlschmeckend, aus der Gegend von Manzanillo, aber in Principe verarbeitet. Die ganze Production betrug jährlich 400,000 Ballen, in einem Werth von 7—8 Millionen Dollars, wovon jedoch die größere Hälfte in der Colonie bleibt, da man auf den Kopf täglich 5 Cigarren (oder deren Gewicht in Cigarretten) rechnet. Die ganze Ausfuhr betrug 100,000 Ballen und 200 Millionen Cigarren, wovon auf die Vuelta de abajo 15,000 Ballen und 160 Millionen Cigarren kommen.

Die obigen Angaben, natürlich für die Zeit meiner Anwesenheit in Cuba geltend, sind bewährten Quellen entnommen, aber doch wieder unsicher durch die oft unwahren Angaben der Pflanzer und durch den Schmuggel; auf dem Ballen oder dem Tausend Cigarren liegt ein kleiner Ausfuhrzoll von 5 Realen, 5/8 Dollar, aber auch eingeschmuggelt wurde schon damals viel Tabak, namentlich aus Kentucky. Es liegt hierin und im Obigen

hinreichender Stoff einen leidenschaftlichen Raucher nachdenklich zu machen, da er die traurige Gewißheit erlangen muß, daß es nur wenig ächten Tabak, und sehr viel unächten in der Welt gibt, und daß er selbst in Habana mit Kentucky-Tabak abgespeist werden kann. Bei der reißenden Zunahme des Cigarrenrauchens wird dieses Uebel noch gestiegen sein; aber auch damals schon machte man an Ort und Stelle einen großen Unterschied zwischen den Erzeugnissen der verschiedenen Fabrikanten, und einzelne Firmen von altem Ruf, wie Cabañas y Carbajal, die erste von allen, hatten gar nichts feil, so daß ich von diesen nur durch besondere List eines deutschen Freundes, der doch Bestellungen von ein paar hunderttausend bei ihnen liegen hatte, zweitausend für schweres Geld erlangen konnte. Unter den übrigen Fabrikanten hatte auch an Ort und Stelle der bekannte Deutsche Upmann einen vortrefflichen Ruf, dagegen habe ich auch in Habana selbst einzelne schmählich schlechte Cigarren zu rauchen bekommen.

Die Blätter werden wenn sie reif sind abgeschnitten und getrocknet, sodann vor dem Verpacken mit einer Lauge von alten Blättern angespritzt; diese Behandlung ist ein Geheimniß, die besagte Lauge soll jedoch keine fremden Bestandtheile enthalten. Nun werden die Blätter in die Fabrik geliefert und sortirt; die größten und schönsten geben die Deckblätter zu den Regalias, und

solche recht vollkommene Blätter fühlen sich so weich und nachgiebig wie Leder an; es werden die Rippen entfernt, und wohl sechs Deckblätter daraus genommen; die schlechtesten Blätter dienen nur zur Füllung. Ich habe eine solche Fabrik gesehen, die wohl hundert Menschen beschäftigte, weiße und schwarze Arbeiter durcheinander; das Wickeln von 1000 Stück wird mit 3—4 Dollars bezahlt, und mancher liefert mehr als das den Tag, von den Regalias freilich kaum 500. Das Märchen daß die Neger die Cigarren auf dem nackten Schenkel rollen, ist glücklicherweise nicht begründet, vielmehr geschieht dies auf saubern Mahagonibretchen; dagegen befeuchtet der Arbeiter, ehe er die Spitze dreht, die Fingerspitzen mit Speichel.* Die Kleisterkleberei unserer deutschen Fabrikanten weiß der dortige Arbeiter ganz zu vermeiden, sowie auch die ächte Habana-Cigarre sich durch feste Wicklung stets sehr vortheilhaft unterscheidet.

Zu den Irrthümern über die Cigarrenfabrikation gehört, daß man glaubt die drei Farben colorado, colorado claro und amarillo (brown, light brown und yellow) mit ihren weiteren feinen Nuancen repräsentirten

* Dieses und die Beobachtung, daß die Chinesen den Thee mit bloßen Füßen in die Kisten stampfen, sind zwei meiner entsetzlichsten Reiseerfahrungen. Sie meinen Nebenmenschen mitzutheilen, gereicht mir zur innigen Schadenfreude, damit ich diese Kenntniß nicht allein in meine Seele zu verschließen brauche, sondern mir Leidensgenossen in der Verkümmerung der liebsten Genüsse erwerbe.

verschiedene Tabaksorten und würden apart gemacht oder gar gefärbt: vielmehr werden die Cigarren erst nachdem sie fertig sind nach der Farbe sortirt; die dunkelsten bleiben größtentheils in der Colonie, da der Spanier sie ebenso schätzt als der europäische Raucher sie scheut; indeß darf diese Farbe so wenig als überhaupt eine ächte Habana dem Geschmack anders als mild erscheinen, sowie auch das sie charakterisirt, daß man sie frisch aus der Hand des Wicklers weg rauchen kann. Großer Irrthum herrscht auch hinsichtlich der Namen, in denen sie im Handel vorkommen: comunes oder regulares sind die gewöhnlichen, die Namen regalias (Accent beileibe auf dem i), medias regalias, panatelas, trabucos u. s. w. bezeichnen gewisse hergebrachte Formen der Verfertigung, dagegen Namen wie Norma, Victoria, dos Hermanas, dos Amigos die verschiedenen Firmen der Fabriken. Zu meiner Zeit kosteten die comunes 10 bis 15 Dollars, regalias 26—30 Dollars, und vorzüglich große und schöne Sorten 40 Dollars; capriciösen und vornehmen Liebhabern zu Gefallen verstand man sich indeß auch dazu, durch noch höhere Preise einzelne Sorten werthvoller erscheinen zu lassen. Inzwischen sind die Preise wohl bei größerem Bedarf gestiegen, und einzelne renommirte Fabriken, wie eben Cabañas, stellten jederzeit die ihrigen willkürlich höher; im Allgemeinen wird man aber entnehmen, wie unmäßig die Preise

sind, welche in Deutschland dem Raucher abverlangt werden. Eine ganz besondere Delicatesse, die früher gar nicht in den regelmäßigen Handel kam und mit Gold aufgewogen wurde, sind die **Veguero**s oder **Plantation Cigars**; es pflegen nämlich die Tabakpflanzer bei Uebergabe ihrer Ernte ihren ständigen Kunden ein Päckchen Cigarren, aus ausgesucht vollkommenen Blättern auf der Pflanzung selbst gefertigt, zum Präsent zu machen; sie sind sehr ungeschickt gewickelt und brennen deßhalb schlecht, aber der Geschmack ist köstlich. Jetzt wird auch mit Cigarren, die eigens in dieser Form gefertigt und in Palmblätter gepackt sind, Handel getrieben, es ist aber nicht jene werthvolle und für den Raucher unschätzbare Waare.

Es bleibt jetzt noch die große Frage zu erörtern, ob in europäischen Fabriken aus Habana-Blättern eine eben so vorzügliche Cigarre herzustellen sei, wie an Ort und Stelle. Sehr praktisch ist diese Frage nicht, da wohl wenige solche Cigarren ohne Zusatz einer unedleren Füllung gemacht werden; ich habe indeß das Für und Wider öfters mit Weitläufigkeit erörtern hören. Viele geben einen Unterschied nicht zu, und meinen daß die Lauge welche vor der Fabrikation zur Erweichung angewendet werde, und welche notorisch immer nur aus andern Tabakblättern gemacht sei, in ihrer Zusammensetzung auch bei uns müsse nachzumachen sein; andre

meinen, der Umstand daß man nach der Verschiffung die unterdeß wieder trocken gewordenen Ballen von neuem anfeuchten müsse, alterire die Blätter in bedenklicher Weise, welcher Meinung die Thatsache jedoch widerspricht, daß auch die besseren Fabriken in Habana nur zweijährige, also wieder anzufeuchtende Blätter verarbeiten; so viel steht fest, daß auch die Seereise den Cigarren leicht nachtheilig wird, wenn sie vor der Feuchtigkeit nicht sehr sorgfältig bewahrt werden.

Man hat den Habana-Tabak oft in andere Gegenden zu verpflanzen gesucht, aber wenn schon der Unterschied zwischen der Vuelta de abajo und dem übrigen Cuba nicht auszugleichen ist, so sind solche Versuche noch weniger geglückt. In Florida zum Beispiel, dessen Lage und Klima Cuba sehr nahe ist, hat man zwar von Ansehen genau dieselbe Pflanze, aber ein Blatt das wie Stroh schmeckt, erzielt. Ich selbst hatte etwas Tabaksamen mitgebracht und im Garten angesäet, wo die Pflanze sich zwar vollständig entwickelte, auch wieder Samen trug, aber rauchen mochte Niemand davon.

In Habana raucht Alt und Jung, Mann und Weib, wiewohl das Rauchen unter den vornehmen Damen, in Gesellschaft wenigstens, etwas aus der Mode gekommen ist; besucht man aber eine Dame, so ist das Erste daß sie einen Negerjungen mit Cigarren für den Gast und einer silbernen Kohlpfanne, die auf den Tisch

gestellt wird, herbei ruft. Viele Herren aber vertrauen ein so kostbares Gut den genäschigen Negern nicht an, sondern führen den Schlüssel zum Cigarrenkästchen stets bei sich, an einer Schnur um den Hals hängend. Es gibt Raucher die 30—40 Cigarren täglich consumiren, und in Habana selbst habe ich es öfters auf 20 gebracht; es erklärt sich daraus, daß dort eben kein Ort ist wo man nicht raucht. Im Allgemeinen raucht der Spanier mehr Cigarretten (cigarros), die er selbst kunstreich in Papier wickelt, als Cigarren wie wir es nennen (tabacos).

Sowie Feuer und Wasser in der ganzen Welt als erste Lebensbedürfnisse jedem Mitmenschen freigebig geboten werden, so ist in Habana besonders die Verpflichtung dem Ersten Besten Feuer zu geben heiliges Gesetz, und wer die Ansprache: »Su candela« (Ihr Feuer) überhören oder gar ablehnend beantworten wollte, würde sich Insulten aussetzen, als ein ganz barbarischer Mensch. Vielmehr sucht der Spanier mit einer gewissen Coquetterie der Höflichkeit etwas darin, auch dem zerlumptesten Menschen der ihn in der Straße anhält, vorausgesetzt daß er ein Weißer ist, die Cigarre willig zu überlassen.

Zweiter Abschnitt.

Angerona — Santiago de Cuba.

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaaßen träge Leben von Habana hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Eifer die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitzthum eines deutschen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichst zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Cuba's kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabanó auf der Südküste quer durch die Insel führende Eisenbahn,* eine Anstalt die ganz im amerikanischen Stil, doch mit soliden Schienen und mit Wagen verschiedener Klassen ausgestattet war; auch wachten Bahnwärter, mit tüchtigen

* Es war damals die einzige Bahn außerhalb Europa und Nordamerika, und ich bin oft weitgereisten Leuten die schon länger in der Fremde waren, begegnet, welche noch nie eine Eisenbahn gesehen hatten, und sich auf den Anblick dieses Wunders bei der Heimkehr freuten.

Lanzenspitzen an ihren Fähnchen, über die Sicherheit der Bahn. Von San Antonio aus hatte ich eine Strecke von 9 Leguas (Wegstunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beschwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchschneidet jenen prächtigen Theil der Insel, welcher der Garten von Cuba genannt wird, und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleen welche die Landstraße und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten welche links und rechts des Weges einer neben dem andern sich hinziehen, bieten die anmuthigste Abwechslung zwischen frischem dunkelgrünem Gebüsch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebst den Palmen das charakteristischste Merkmal der tropischen Natur sich auf und nieder winden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, ist der majestätischste Baum für eine Allee; auf dem glatten, einige Fuß über der Wurzel ausgebuchteten säulenförmigen Schaft erhebt sich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fortsetzenden Blattscheide, in der Mitte die pfeilähnliche Spitze des jüngsten noch unentwickelten Blattes tragend,* und Stamm für Stamm

* Dieser Spitze halber gilt sie auf einigen westindischen Inseln wohl mit Recht für einen guten Blitzableiter.

derselbe regelmäßige schlanke Wuchs. Wie man sich Angerona nähert, erblickt man als schönen Hintergrund der bis dahin flachen Gegend die Gebirge, Las lomas del Cusco, welche sich hoch und in den kühnsten Formen aufthürmen. Eine vierfache, wohl zehn Minuten lange Säulenreihe von Königspalmen bildet die unvergleichlich schöne Avenue von Angerona, eine Avenue wie kein europäischer Palast eine ähnliche besitzt. Die gastlichste Aufnahme harrte meiner, obgleich ich durch Hitze und Staub schier zum Landstreicher von Gestalt umgewandelt, mit sehr geringem Selbstvertrauen eintrat, und meinen Empfehlungsbrief meinem freundlichen Wirth so weit als möglich entgegenzustrecken für nöthig fand.

Herr Andreas Souchay, oder wie wir ihn nach spanischer Weise stets nannten, Don André, der Besitzer dieser herrlichen Pflanzung, ist ein liebenswürdiger, behaglicher, gebildeter Mann, wohl fast allen Deutschen die Cuba bereist haben in angenehmer und dankbarer Erinnerung. Während sein alter Onkel, ein Sonderling von dem er dies Besitzthum geerbt hat, jene Avenue mit Dornen verwachsen ließ, und schon durch den gewählten Namen Angerona und die vor dem Haus aufgestellte Göttin des Schweigens den Besucher wegscheuchte, war ihm ein Gast um so willkommener, und die steinerne Angerona mit dem Finger auf dem Mund war oft die einzige Schweigsame in Mitte unserer fröhlichen

Geselligkeit. Neben dem Reiz welchen eine gastfreie deutsche Häuslichkeit und der Genuß eines paradiesisch schönen Landes dem Reisenden bot, gewährte der Anblick einer durch deutschen Fleiß in höchste Blüte gebrachten Besitzung, und die Art wie ein ehrenfester und stetiger Charakter die Sklavenfrage zu bemeistern wußte, das höchste Interesse.

Die Pflanzung Angerona, eine der schönsten der Insel, enthält an 1900 Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeefeld, mit wohl 200,000 Bäumen, 250 Morgen Zuckerfeld, welche erst in letzteren Jahren aus Kaffeefeld in solches umgewandelt waren; es sollte sich diese Umwandlung auch auf weitere 400 Morgen erstrecken, da die immer mehr sinkenden Kaffeepreise dringend dazu aufforderten; der Ertrag war jährlich 2000—3000 Centner Kaffee und 2000—2500 Centner Zucker. Dazu kommen noch 550 Morgen Weide- und Wiesenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Gebäude und nächste Umgebung derselben. Das Ganze ist einem Parke vergleichbar, prächtige Palmenalleen durchziehen es und begrenzen die einzelnen Kulturabtheilungen, hier zunächst kommen die Palmen aber wegen des prosaischen Zweckes in Betracht, den die beerenartigen Früchte, besonders der Königspalme als Schweinemast haben. Von Cocospalmen, die die salzreiche Meeresküste lieben, war nur wenig da.

Ich gebe nun, genau nach Don André's werthvollen Mittheilungen, einige Notizen über die vor Allem in Betracht kommende Kaffee- und Zuckerkultur, und werde gelegentlich der Beschreibung andrer Colonien die lokalen Abweichungen auf diesen nachtragen. Der Kaffeebaum wird in Reihen zu 6 Fuß von einander gepflanzt, und durch jährliches Beschneiden in der Höhe von nur 5 Fuß und einem Umfang von 3 Fuß Durchmesser erhalten; er wird mit 3 Jahren tragbar, und dauert bei guter Pflege und auf einem nicht zu sehr geschwächten Boden bis zu 30 Jahren, das Erdreich wird deßhalb häufig von Unkraut gesäubert, und nur Mais und Bananen dazwischen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden ist ein röthlicher, diesem Theil Cuba's eigenthümlicher Kalkboden. Nachdem in den ersten Frühlingstagen die weißen Blüthen hervorgetreten, und im Lauf des Sommers die hellrothen der Corneliuskirsche ähnlichen Beeren gereift sind, wird vom September bis Januar, hauptsächlich aber im November und December die Ernte gehalten, indem während dieser Zeit die ganze Pflanzung wohl achtmal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf großen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stoße oder von einem schweren hölzernen Rade gequetscht, und die so abgehülsten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden sie von Negerinnen

an langen Tischen Bohne für Bohne sortirt, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf centnerweis in Säcke von Aloebast geschüttet, was nicht zu lange verschoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erste und zweite Sorte sind wenig verschieden, die dritte aber enthält den Ausschuß, verkrüppelte und mißfarbige Bohnen. Früher stand der Preis des Centners auf 12 Dollars und mehr, jetzt kaum 6—7, und die schlechte Sorte nur 4—5 Dollars; man schiebt diesen ungeheuren, den ganzen Wohlstand der Colonie erschütternden Abfall besonders dem Emporblühen der brasilianischen Kaffeepflanzungen zu. Wer kann, verwandelt deßhalb seine Kaffeefelder in Zuckerpflanzungen. Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden, und bedarf der Nässe durchaus nicht; man steckt wurzellose Stecklinge in die Erde, welche schon im nächsten Jahre geschnitten werden können; dann läßt man den Nachwuchs wieder aufschießen, und es dauert diese ergiebige Gewinnung bis zu zwanzig Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit ist das Jäten, drei bis viermal im Jahre, und das Schneiden vom December bis Mai; während letzterer Zeit ist die Zuckerpresse Tag und Nacht im Gang um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch vier bis fünf Tage im Nothfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Presse, aus drei vertikal stehenden Walzen bestehend, wird durch acht Ochsen

getrieben, die alle vier Stunden wechseln, um erst am nächsten Tag wieder zu arbeiten; Andere benutzen Wasserkraft oder Dampfmaschinen, und dann liegen die Walzen, was wohl zweckmäßiger ist, horizontal. Bei dem Reichthum an Viehweide sind indeß die Ochsenmühlen in vieler Hinsicht vorzuziehen, und Don André pflegte scherzhaft zu Gunsten der seinigen anzuführen, daß man die abgenutzten Ochsen noch mästen könne, eine alte Dampfmaschine aber nicht. Die Rohre werden von den Negern zwischen die Walzen gesteckt, eine Manipulation die manchen Unvorsichtigen ein Glied gekostet hat; die saftlosen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckersaft, noch roh und schmutzig, nach dem Siedehause abfließt. Hier geht er nun in Zeit von fünf Stunden bis zur völligen Reinigung durch vier Kessel, dabei wird er fortwährend abgeschäumt, welches Geschäft jahrelange Uebung erfordern soll; durch eine so einfache als sinnreiche Vorrichtung fließt aller Abschaum in einen fünften Kessel, von dem aus er dann zu dem übrigen Syrop geschüttet wird. Der gereinigte Zuckersaft aber wird in thönerne Formen von der Gestalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er sich verdichtet; ist dies geschehen, so wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt, und die nach unten gerichtete Spitze des Huts geöffnet, so daß die Feuchtigkeit durchsickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der

Syrop fließt nun durch Rinnen von Palmrinde in ein großes Gefäß, ein wahres Meer von Süßigkeit, und wird etwa alle halben Jahre an die Branntweinbrennereien verkauft. In den Vereinigten Staaten dient diese süße, und wie man sagt gar nicht üble Speise zur Kost der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form herausgeschlagen, der Lehm abgelöst, die bessere obere Hälfte von der unteren, gelben, noch Syrop-haltigen getrennt, und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kisten geschlagen und versandt wird. Jener weiße Zucker ist so rein, daß er ohne weiteres zum Koch- und Tischgebrauch tauglich ist, und einer deutschen Hausfrau müßte das Herz aufgehen, wenn sie sähe wie im Souchay'schen Hause, so oft der Zucker- und Kaffeevorrath erschöpft ist, die leere Büchse kurzer Hand in die Vorrathshäuser gesandt wird. Die Zuckerpreise betragen zwischen ½ und 2½ Dollar für 25 Pfund nach der Qualität, aber auch nach dem Marktbedürfniß; der Preis wechselt fast täglich. Der Absatzort für Zucker und Kaffee ist Habana.

Man ersieht aus Obigem, daß die landwirthschaftlichen Arbeiten beim Kaffee bedeutend, beim Zucker höchst gering sind, daß aber andrerseits der geerntete Kaffee fast gar keine Umstände erfordert, während es beim Zucker umgekehrt ist. Darum nennt der Spanier die Kaffeepflanzung schlechtweg Cafetal, die Zuckerpflanzung Ingenio,

und es erfordert die Umwandlung der Kaffeeplantagen zum Zuckerbau Kapital und Unternehmungsgeist, was Manchem abgeht und seinen Ruin herbeiführt. Während die Sklaverei und der Reichthum an Weidegrundstücken in Cuba jedoch billige Arbeitskräfte dem Pflanzer an die Hand geben, muß der englisch-westindische Colonist, dem diese fast gänzlich fehlen, sich mit künstlichen und kostspieligen an Ort und Stelle nicht einmal zu reparirenden Maschinen zu helfen suchen, und dort ist der, welcher nicht an eine solche Anlage ein Bedeutendes wagt, geradezu verloren. Don André brauchte für seine neu eingerichtete Zuckerfabrikation nur 6000 Dollars zu verwenden, während ich in Guiana einen Siedeapparat allein für 25,000 Dollars sah.

Ein so werthvoller und großartiger landwirthschaftlicher wie industrieller Betrieb erfordert einen in vieler Hinsicht tüchtigen Vorstand, und die Blüte Angerona's enthält kein geringes Lob für Don André; am bemerkenswerthesten aber fand ich die Art und Weise, wie derselbe seine Herrschaft über einen weit bedenklicheren Theil seines Besitzes, über eine Negerbevölkerung von nicht weniger als 320 Köpfen auffaßt und übt. Seit seinem zweiundzwanzigsten Jahre Vorsteher dieser Pflanzung hat er alle Erfahrungen und Einsichten sich angeeignet, die er zur Beherrschung eines Elementes nöthig hat, das ihn zehnmal verderbt hätte, wäre er demselben

nicht vollkommen gewachsen; dafür sind aber auch seine Neger die bestgehaltenen, arbeitsamsten, ruhigsten Sklaven der Insel, seine Autorität steht unerschütterlich fest, wie die eines höheren Wesens, für das die Neger ihn in der That halten, und bei dem großen Aufstande von 1844 war seine Negerfamilie von jeder Ansteckung frei geblieben. Nicht daß er ein sogenannter gütiger Herr wäre, denn er ist unerbittlich streng, aber consequent und gerecht, und seine Leute wissen das. Hören wir die Aussprüche eines Mannes, der von Natur gutherzig und liebenswürdig, gewiß keinen grausamen Zug in seinem Charakter hat, und der, freilich von allen Illusionen des Neulings befreit, sich in seiner langjährigen Erfahrung durch den vollständigsten Succeß bekräftigt findet.

Zehnjährige Erfahrung, sagt Souchay, habe ihn belehrt, daß der Negercharakter so unendlich tief stehe, daß man nach moralischen Antrieben zu seinen Handlungen vergebens sucht: das moralische Gefühl ist vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus thierischem Triebe, oder aus schlauer Berechnung des eigenen Vortheils hervor. Edelmuth und Nachsicht des Weißen ist ihnen verächtlich, dagegen sie die Uebermacht respectiren, dafür aber ihren Herrn hassen und ihn zu verderben suchen würden, wenn nicht Gefühl der Ohnmacht und Unkenntniß der eigenen Kraft, sowie

abergläubische Furcht sie zurückhielten. Die vielfachen Versuche in anderer Weise als mit der Peitsche, und mit Vermeidung dieser wirksam zu strafen, zu denen der menschenfreundliche Herr sich hinleiten ließ, sind vollkommen fehlgeschlagen, ebenso wie alle andern Versuche auf edlere Triebe als auf die roheste Sinnlichkeit zu wirken. Es ist keiner unter den Negern, der nicht schon die Peitsche erhalten hat, aber auch keiner der sie nicht verdient hätte. Von persönlicher Anhänglichkeit ist unter hunderten kaum Ein Beispiel, selbst bei denen die durch humane Behandlung oder besondere Vergünstigungen dazu aufgefordert erscheinen. Souchay herrscht durch Ernst und Consequenz, und durch die Bethätigung persönlichen Muthes, selbst mit Ostentation, ferner durch ein ausgedehntes Spionirsystem, wie durch eine genaue Kenntniß der Negerphysiognomie, wodurch er sich den Nimbus der Allwissenheit erhält: sie halten den Amo, den Herrn für einen großen Zauberer. Mit größter Schlauheit* wissen die Neger die Schwächen der Weißen zu erkennen und zu benützen; sie sind die geschicktesten Heuchler; um die Aufseher für sich zu gewinnen, sich einen Vortheil zuzuwenden, oder dieselben zur Unachtsamkeit zu verführen, wenden sie jedes Mittel

* Diese Schlauheit des Fuchses neben moralischer Stumpfheit verführt zu dem Citat, das sich der Leser von der Universität her erinnern wird: „der Fuchs ist schlau, aber er denkt nicht.“

an; ihre größte Freude ist Zwietracht zwischen den Weißen zu stiften, was sie durch Zwischenträgereien zu bewerkstelligen suchen, daher ihre Trostlosigkeit als der Herr der Gevatter des Mayoral (Aufsehers) wird. Ihre Sucht zu stehlen übersteigt alle Grenzen, und geht bei einigen so weit daß sie das eigene Essen wegwerfen, um das vielleicht schlechtere des Nebenmanns sich anzueignen. Ihre Rache ist kalt und tückisch, und wirksam genug durch ihre feine Kenntniß der Giftpflanzen, an denen alle Tropenländer überaus reich sind. Sie vergiften die eigenen Kinder, ja wohl sich selbst, um dem Herrn zu schaden.

Das religiöse Gefühl schlummert, obwohl Sitte und Gesetz der Colonie auf Seelsorge Bedacht nehmen, selbst das Sterbebette des Negers zeigt keine sittliche Erhebung über den habituellen Zustand, nur bösartige Neger pflegen dann von Gewissensqualen, aber sehr dumpfer und materieller Art, zu leiden. Fetischdienst und heimliche Gebete sind beobachtet worden; Amulette und Herenkram stehen im höchsten Ansehen: Scorpionstachel, Zunge und Kopf des Chamäleon, Vogelschnäbel, Zangen der Buschspinne, Haare von Negern und Weißen, Stücke von alten Messern und Zäumen; manches wird verbrannt und gekocht, mit Schießpulver versetzt, in Ziegenhörner oder Schneckenhäuser gefüllt, mit Wachs verklebt und mit Knoblauchsknollen, einem großen Schlüssel

der Zauberkraft, verwahrt. Sie tragen diese Dinge versteckt am Leibe, um zu verhüten daß Spitzbubereien entdeckt werden; anderes wird an der Pforte des Aufsehers vergraben um ihn krank zu machen, oder im Pferdestall angebracht damit die Pferde lahm werden, oder von Männern, Müttern, Vätern versteckt, um die Augen der Weißen auf ihre Töchter und Weiber zu lenken; anderes die Weißen zu verblenden, zu verhüten daß sie nicht zu früh aufwachen, oder um den Hunden Witterung und Beißigkeit zu benehmen. Sie behexen sich auch untereinander und zaubern dagegen. Manche alte kluge Neger stehlen nie selber, sondern verführen junge dazu, unter dem Vorgeben sie durch ein Amulett vor Entdeckung sichern zu wollen; der Junge erhält einen kleinen Antheil und verräth höchst selten seinen Anstifter.

Ihre Sinnlichkeit ist vollkommen thierisch, und von ehelicher Liebe und Treue ist keine Spur. Zwar gibt der Herr die Paare nach ihrer eigenen Wahl zusammen, und bestraft die Untreue, aber ohne irgend weiteren Erfolg. Entsteht Unfriede wegen Ehebruchs, so ist es nur weil die Bezahlung ausbleibt, welche Gemeingut des Haushalts ist, oder wenn sonst Zank zwischen Mann und Liebhaber sich erhebt; vielmehr sieht der Mann ein Verhältniß gern, durch das sein Mittagstisch besser bestellt ist, und wenn der Liebhaber sehr gut bezahlt, so ist er äußerst eifersüchtig gegen Dritte, um jenen nicht

zu verscheuchen. Die Anhänglichkeit zwischen Verwandten ist ziemlich groß, und für den Vater hehlen, stehlen und Cigarren betteln ist eine große Kindespflicht.

Die Afrikaner verachten die Creolneger, die in der Colonie gebornen, und umgekehrt, jedoch ist diese Abneigung nicht sehr intensiv; desto mehr zwischen Schwarzen und Farbigen. Farbige Herren gelten für die unmenschlichsten, und die schwarzen Unteraufseher sind die grausamsten, willkürlichsten Despoten.

Je untergeordneter die geistigen Fähigkeiten, desto kräftiger und entwickelter der Körper des Negers. Alles verräth Kraft und Gesundheit, jedoch ist die Stärke nicht unverhältnißmäßig groß. Charakteristisch ist die Dicke des Schädels und dagegen die Schwächlichkeit der Beine; während sie ersteren mit Vorliebe als Angriffswaffe gebrauchen, genügt ein verhältnißmäßig schwacher Schlag oder Stoß um das Gleichgewicht der letzteren zu erschüttern; sie tragen auch Alles auf dem Kopfe. Die Arbeitskraft ist keiner nervösen Abspannung unterworfen, und im Nothfall können sie ungeheure Mahlzeiten, im Vorrath wie die Raubthiere, zu sich nehmen; die Zähne sind sprüchwörtlich schön, im Allgemeinen die Natur gesund und voll Heilkraft: fast ihr ganzer Arzneibedarf beschränkt sich auf das purgirende Ricinusöl (Palma Christi, Castor Oil). Die physische Reife tritt früh ein; hat man mir doch eine zehnjährige Wittwe

gezeigt; die Fruchtbarkeit ist groß, aber es sterben ungemein viel Neugeborne durch die Brutalität ihrer Mütter, auch wohl wegen der schlechten Säfte besonders der afrikanischen Neger. Die Entbindung erfolgt oft in fünf Minuten Zeit, und ohne große Erschöpfung für die Mutter. Alter und graue Haare treten erst spät ein, und man nimmt an daß unter 900 Negern einer das Alter von hundert Jahren erreicht, während bei Europäern das Verhältniß wie 1 : 4000 angegeben wird. — Besonders geborne Afrikaner werden zuweilen mißmuthig, was bis zum Selbstmord führt; die Sucht zu letzterem wird zuweilen epidemisch, unterstützt durch den Glauben daß sie nach dem Tode nach Afrika zurückkehren; Souchay steuerte diesem Uebel, indem er solche Leichen seciren ließ, spanische Pflanzer ergriffen das grausenhafte Mittel die Hände der Todten auf das Grab zu pflanzen, und ihnen im Glauben der Neger durch diese Verstümmelung die Rückkehr nach dem Heimathland abzuschneiden.

Indem ich in Obigem fast wörtlich die Mittheilungen Don André's wiedergebe, tritt mir selbst die Beobachtung lebhaft entgegen, daß diese Auffassung des Negercharakters in Cuba, obwohl gewiß richtig und reiflich erwogen, doch gegen die weitere Entwicklung und höhere Gesittung der Neger in andern Colonien bei weitem das dunkelste Gemälde gibt. Meine Ansicht

über Bildsamkeit und Fähigkeiten der Negerrace habe ich schon bei Gelegenheit der Sklaverei in Nordamerika ausgesprochen, und ich habe dort bereits gesagt, daß der Neger stets vorwiegend sinnlich und gegen sittliche Eindrücke stumpf sich verhält, in Cuba findet sich aber jedenfalls die niedrigste Stufe der Colonialneger; es liegt dies in der fortwährend starken Zufuhr afrikanischer Neger, die sowohl unmittelbar aus der tiefsten Barbarei als insbesondere aus höchst blutigen und krassen Verhältnissen, wie sie in den afrikanischen Negerstaaten herrschen, dorthin verpflanzt werden. Daher die Wildheit und Energie des Negers auf Cuba, und daher die Erscheinung die in Souchay's Erzählungen am meisten zu überraschen geeignet ist, daß unter diesen Naturmenschen so wenig Anhänglichkeit und Dankbarkeit für gute Behandlung sich entwickelt. Indeß erzählt Don André doch einzelne Beispiele des Gegentheils: Ein riesenhafter, wilder Neger war entflohen und umschlich die Pflanzung mit Mordgedanken gegen die Weißen; ein andrer Neger entdeckt ihn und verfolgt den Flüchtling unter lautem Geschrei, obgleich dieser, bewaffnet, ihn mit dem Tode bedroht und ihm schon mehrere Wunden beigebracht hat; endlich gelingt es ihn zu fangen, und da erst gibt sich der andre zufrieden, und sinkt halb leblos und schwer verwundet nieder. Auch Madame S. sprach von der Anhänglichkeit ihrer Hausnegerinnen; wohl mag

es sein, daß die Weiblichkeit selbst in dieser unvollkommenen Form die Negerin an die Weiße ihres Geschlechtes fesselt; ich erinnere an die amerikanischen Gefängnisse, wo die Anstellung von Aufseherinnen für die weiblichen Gefangenen das Schicksal dieser erleichterte und von augenscheinlich wohlthätigem Einfluß war.

Es dürfte hier wohl der Ort sein Einiges was ich auf meiner Tour durch Westindien über den Sklavenhandel und den Zustand der Negerstaaten gehört, einzuschalten, da es zur richtigen Beurtheilung des afrikanischen Negers förderlich ist. Ich verdanke vieles der Art den Mittheilungen eines Engländers Mr. Butts, den ich in Guiana kennen lernte; von dem dortigen britischen Gouvernement nach Guinea gesandt, um der an Arbeitermangel dahin siechenden Colonie freie Einwanderer zu gewinnen, hatte er mit der größten Ausdauer an 700 englische Meilen zu Fuß, darunter 300 barfuß zurückgelegt, indem er aus Vorsicht gegen Beraubung sein Schiff mit tausenderlei Waaren und Geschenken der Küste entlang die er bereiste, folgen ließ. Ausgerüstet mit diesen Schätzen, die sein Ansehen als „Mund der Königin Victoria" bekräftigen sollten, zog er von Stamm zu Stamm, und knüpfte diplomatische Relationen mit den kleinen Königen an: Könige nannte er sie trotz der Kleinheit ihrer Reiche, wegen ihrer absoluten Gewalt, auch über Leben und Tod. Als

Baumwollmann (Bezeichnung der Weißen wegen ihrer Farbe) überall gut aufgenommen, erlangte er sogar von einem dortigen Oberkönig die Königswürde über mehrere Stämme, mit den Insignien eines elfenbeinernen Armbands. Butts sagt daß es unter diesen Negerstämmen abscheulich zugehe, sie seien zwar gutmüthig, aber allen Lastern der Sinnlichkeit ergeben, dabei in fortwährender Fehde, und diebisch über alle Maaßen;* er bestreitet die sehr verbreitete Ansicht, daß die Kriegsgefangenen der Regel nach verkauft werden, vielmehr sei Sklaverei die Strafe für Verbrechen, freilich auch für sehr geringe Vergehen, zum Beispiel wenn Jemand das Unglück gehabt eine der Frauen des Königs zu erblicken; in der Noth verkaufen sie aber selbst die eigenen Kinder. Da jeder Stamm Sklaven für den eigenen Gebrauch hat, erklärt es sich daß die Neger selbst gar kein Uebel in dem überseeischen Sklavenhandel sehen, im Gegentheil denselben als ein sehr vortheilhaftes, nationalökonomisch wichtiges Ding betrachten. Butts hatte auch deßhalb die größte Mühe den Negerkönigen die Natur seiner Sendung begreiflich zu machen; einst erwiederte man ihm auf seine Frage, ob taugliche Subjekte zur Verschiffung nach Amerika vorhanden seien, es seien

* Dies widerlegt die Doctrin der Abolitionisten, welche nur aus der Sklaverei alle Fehler der Neger, somit auch ihre Diebsgelüste herleiten wollen.

so viele da als er nur kaufen wolle, worauf Butts dem König beizubringen suchte, daß er die Leute nicht zu kaufen beabsichtige, und daß dieselben drüben für ihre Arbeit bezahlt werden sollten; der König fragte: wie viel? Antwort, ein fleißiger Mann könne wohl 10 Dollars den Monat verdienen. Da sagte der König: „Ihr Engländer müßt entweder große Narren oder große Spitzbuben sein; wenn ihr mir für jeden Mann ein für allemal 10 Dollars gebt, so habt ihr ihn dann umsonst, und ihr sagt ihr wollet ihm monatlich so viel geben!" — Der Preis eines Sklaven ist allerdings nur 10—15 Dollars; rechnet man daß die Verschiffungskosten per Kopf etwa 30 Dollars betragen, und daß ein solcher Neger in Brasilien oder Cuba um 300—400 Dollars verkauft wird, so begreift man daß der Sklavenhandel trotz aller Erschwerungen immer noch lohnend und verführerisch bleibt, und daß die übliche Annahme nicht übertrieben ist, der Sklavenhändler gewinne, und wenn er von fünf Schiffen auch nur eines glücklich hinüber bringe. Butts besuchte u. A. die Gallinas, ein vorzügliches Emporium dieses abscheulichen Handels, und beobachtete dort ein Beispiel von der Unzulänglichkeit der Maaßregeln zur Unterdrückung desselben: vom Deck eines englischen Kriegsschiffs sah er am Ufer die paarweise gefetteten Sklaven gehen, die Engländer aber hatten nach einer jener feinen pharisäischen Distinctionen

mit denen ihre Gesetzgebung geziert ist, kein „Recht" diesem Uebel zu steuern.

Die Sklavenschiffe beschreibt Butts noch schrecklicher als gewöhnlich; das Zwischendeck sei nur $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und die Neger liegen nicht, sondern sitzen mit gespreizten ausgestreckten Beinen, jeder dicht zwischen den Beinen seines Hintermanns. Dagegen sei die Behandlung human, und sie würden nur bei schlimmem Wetter unter Deck eingesperrt, ein Loos das bei stürmischer See ja selbst die meisten Auswanderer trifft. Dennoch sei selbst die Ausdünstung eines Negerschiffs so furchtbar, daß man schon beim Eintritt in einen Hafen rieche daß ein solches da vor Anker sich befinde. Sämmtliche Schiffe sind klein, aber vorzügliche Schnellsegler, und darum wenn sie weggenommen werden, stets eine sehr gesuchte Waare; ich habe mehrere solche ehemalige Sklavenschiffe als Paketboote verwendet gesehen.

Nur Ein Stamm, die Kruman's oder Kuman's duldet keine Sklaverei, und die wenigen welche von Sklavenhändlern überrascht und fortgeschleppt werden, pflegen ins Wasser zu springen oder sich den Bauch aufzuschlitzen, um dieser Schmach zu entgehen. Sie sind eine schöne, kräftige Race, kenntlich durch einen gebeizten Strich über die Stirn und den Rücken der Nase. Die jungen Männer, nicht aber die Weiber welche nicht aus dem Lande dürfen, haben die Sitte in

die Fremde zu gehen und Erwerb zu suchen, namentlich werden sie Matrosen an Bord der dort stationirten englischen Kriegsschiffe, welche durch diese Aushülfe ihre weiße Mannschaft schonen. Sie bleiben oft zehn Jahre aus, und kommen dann beladen mit Schätzen von Schießpulver, Nägeln, Knöpfen, Spiegeln und ähnlichen Herrlichkeiten der civilisirten Welt, zurück; der ganze Schatz wird indeß sofort vom König und vom Familienhaupt confiscirt, welche dafür die Verpflichtung übernehmen den ehemaligen Besitzer zu unterhalten, und ihm so viele Weiber zu geben, als er nach dem Maaßstab des Erworbenen verdient; so viele Weiber als möglich zu haben, ist das große Ziel der Glückseligkeit. Wenn einer unter ihnen anscheinend ein großes Vermögen erworben hat, so pflegen die Nachbarn zusammen zu treten und über den möglichen Grund solchen Wohlstandes zu berathschlagen; regelmäßig endigt eine solche Versammlung mit einem Anfall auf die Habe des Beneideten.

Die Neger sind nach Butts' Meinung alle Menschenfresser,* wenigstens insgeheim. Jene Kruman's haben obendrein die Liebhaberei das Fleisch der Weißen besonders wohlschmeckend zu finden, wie sie Butts selbst gestanden. So hatten sie vor einiger Zeit die Mannschaft

* Die Delicatesse ist, auch in Sumatra bei den dortigen Menschenfressern, das Innere der Hände. Schönes Resultat der vergleichenden Kulturgeschichte!

von zwei Booten eines Kriegsschiffs rein ausgefressen; in der Regel verzehren sie jedoch nur Kriegsgefangene und die Leichen der im Kampf gefallenen Feinde. — Die meisten Stämme sind Teufelanbeter, da sie sagen: „Gott ist gut, und will uns nichts Uebles, aber den Teufel müssen wir zu besänftigen suchen." Jeder König hat seinen Teufelsmann, d. h. Priester und Beschwörer, der Oberpriester heißt der große Teufel, und wohnt im Teufelsbusch, der ein großes Heiligthum ist zu dem die Neger weit und breit wallfahrten. Da gerade während Butts' Anwesenheit ein großer Festtag und Consultation des Orakels einfiel, wünschte Butts ebenfalls dahin zu reisen, wurde aber durch das schlechte Wetter gezwungen einen seiner Mitkönige an den großen Teufel abzusenden. Mit einem wahrhaft königlichen Geschenk von einem Pfund Tabak und einer großen Flasche Rum machte sich die schwarze Majestät auf den Weg, nachdem Butts vorher in listiger Weise vorgebeugt hatte, daß der König die Geschenke nicht selbst aufzehre, indem er ihm einschärfte dieselben ausdrücklich in seinem, Butts' Namen zu überreichen; werde er sie berühren oder sie für sich selbst opfern, so werde der Teufel doch merken von wem sie kommen, und ihn bestrafen. Der Teufel war billiger Weise sehr entzückt von solcher Freigebigkeit, und gab folgenden gnädigen Bescheid: „Der König Butts ist ein großer weißer Teufel, und ein Freund der

Schwarzen. Was er beginnt wird gelingen, und wehe dem, der ihn oder sein Eigenthum beschädigt.“ Von diesem Augenblick an war seine Habe vollkommen sicher, da Niemand mehr sich getraute ihn auch nur um eines Strohhalms Werth zu bestehlen. Während des Orakels ruhen alle Fehden der Stämme; wird dennoch Blut vergossen, so schließt der große Teufel alsbald sein Heiligthum und öffnet es nicht eher wieder, als bis der Kopf des Thäters an einem gewissen heiligen Baum in einem Kübel mit Palmwein zur Sühne aufgehängt ist. — Unter seinen mitgebrachten Curiositäten hatte Butts auch ein mit Wachs verklebtes Ziegenhorn, ganz ähnlich einem Amulett das ich in Angerona gesehen. Das war ein „Teufel“ der Kruman's, den er durch große Bestechungen von einem Priester sich verschafft hatte. Die diabolische Kraft dieses Horns ist so groß, daß ein Neger, damit berührt, vor abergläubischem Schrecken todt hinfallen würde; auch verweigerte Butts, diesen Teufel zur Probe seinem jungen aus Afrika mitgebrachten Burschen zu zeigen: mit dem Ding sei nicht zu spaßen, sagte er.

Das Duell der Neger besteht im Trinken von vergiftetem Wasser; beide bekommen Bauchgrimmen, und „der Lebende hat Recht.“

Höchst originell ist die Art und Weise, wie Neuigkeiten durchs Land gesendet werden: während der König

in der Versammlung sitzt, kniet ein Läufer hinter ihm und lauscht; sowie der König meint, daß derselbe für seine Fassungsgabe genug gehört, gibt er ihm einen Fußtritt, und fort stürmt dieser in vollster Eile, wohl 10 englische Meilen weit, bis er erschöpft hinsinkt und einem andern seine Botschaft vertraut, der ebenso fortrennt. So geht die Nachricht an Einem Tag bis 180 englische Meilen weit, und unterdeß hat der König schon wieder einem andern und dritten einen Fußtritt zur Fortsetzung der Depesche gegeben.

Die Verkehrsverhältnisse mit dem Binnenlande sind sehr unvollkommen, da es die Politik der Küstenstämme ist, allen Handel mit enormem Vortheil nur durch ihre Hände gehen zu lassen. Butts hatte daher einmal einen Abgesandten mit Rum und Tabak an die Könige jener Landstriche abgefertigt, der König an der Küste fing aber den Boten auf, und Butts der ihn in der Rathsversammlung deßhalb zur Rede setzte, gerieth bei diesem Anlaß in eine kritische Lage. Wie große Affen, mit feindseligen Mienen und ihre Speere in der Hand, hätten die Häuptlinge da gesessen, erzählte er, und der König in der Mitte, offenbar in der Stimmung ihn zu insultiren, ja wohl gar umzubringen. Ganz gegen die Courtoisie des Landes sprach er, obgleich wie alle Könige der Küste des Englischen mächtig, in der Landessprache zu den Häuptlingen, und

streifte obendrein, wie er seinen Mantel um die Schulter schlug, Butts absichtlich mit dem Zipfel desselben. Dieser sah ein daß sein Leben in Gefahr war, sowie er sich ungestraft herabwürdigen ließe; er zog also den Säbel und drohte den König in Stücken zu hauen, wenn er ihm nicht sofort Genugthuung gebe. Das wirkte, S. M. gab auf englisch und in der Negersprache eine Ehrenerklärung, aber, setzte er hinzu, er fordere jeden Anwesenden auf zu bezeugen, daß er gegen seine Herrscherpflicht gehandelt haben würde, hätte er solche ungeheure Reichthümer (zwei Flaschen Rum und ein Bündel Tabak!) ungehindert ins Innere ziehen lassen.

Von dem Zustand des Handelsverkehrs unter diesen Umständen gab Butts folgende Illustration aus Sierra Leone: Ein Neger kommt zur Stadt mit etwas Pfeffer oder arrow-root, um sich ein Hemd einzutauschen; nach langem Suchen findet er einen Mann der seine Produkte brauchen kann, der aber sagt: „Hemden habe ich nicht, aber ich will dir einen Hut dafür geben.“ Der Aermste nimmt den Hut, und läuft ein paar Tage mit ihm herum, bis er ihn etwa gegen ein Paar Schuhe vertauschen kann; wenn er dann endlich diese gegen ein Hemd wieder los wird, geht er fröhlich nach Hause, ohne zu ahnen daß er in der verlornen Zeit genug hätte erwerben können, um sich einen Hut, ein Paar Schuhe und ein Hemd zu kaufen.

In Liberia ergötzte sich Butts an der hohen Miene, die die halbgebildeten aus Amerika herübergekommenen Neger gegen ihre Stammgenossen annehmen, indem sie dieselben niggers nennen, sich selbst aber für Weiße ausgeben. „Wir wissen wohl, sagten sie, um Butts Verwunderung zu beschwichtigen, daß wir eben so schwarz sind wie sie, wenn wir es ihnen aber zugäben, so wäre gar nichts mit ihnen anzufangen."

Der Leser dankt mir wohl diese Abschweifung, welche ich schon deßhalb nicht unterdrücken mochte, weil Mr. Butts meines Wissens nichts über seine Expedition veröffentlicht hat, und die Art wie er mir seine Erlebnisse mittheilte das Gepräge der Wahrheit trug. Weniger wird man den vielen Erzählungen der Sklavenhändler über afrikanische Sitten trauen dürfen, doch citire ich aus einem solchen Bericht, daß ein afrikanischer König an seinem Geburtstage jährlich dreißig Neger enthaupten zu lassen pflege, um seinen Vorfahren ins Jenseits Nachricht von seinem Wohlbefinden zukommen zu lassen, ein andrer König eigene Corps unterhalte, um seine Gefangenen alle auffressen zu lassen. — An die Erzählung des wilden Zustandes in jenen Negerstaaten schließen sich Proben wilder Energie an, wie sie auch in Cuba namentlich bei jener großen Revolte im Jahre 1844 zu Tage kamen. Ein Sklave hieb, als die Verschwörung entdeckt war, wacker auf seine Brüder mit ein, und erklärte

auf Befragen: „ich thue es, weil die Hunde zu früh losgeschlagen haben," und als man ihm ungeachtet dieser trotzigen Antwort die Freiheit anbot, schlug er sie aus, „weil er dann die Gelegenheit verliere seinen Herrn zu ermorden." Ein Anderer stürzte sich von einem Felsen hinab, an den man ihn geführt hatte um ein Versteck von Waffen anzugeben. Negerverschwörungen sind in Cuba so häufig, als in den Vereinigten Staaten selten, und es leuchtet ein, daß diese Vorkommnisse auf die Behandlung der Sklaven zurückwirken müssen. Uebrigens ziehen viele Herren den afrikanischen Neger dem Creolneger vor, und erklären die größere Zahmheit des letzteren vielmehr für Entartung, die mit zahlreichen dem ursprünglichen Negercharakter fremden Fehlern Hand in Hand gehe.

Die gesetzlich verbotene Einfuhr von Sklaven wird schwer ganz zu unterdrücken sein, so lange der Handel so einträglich ist, und es somit dem Händler der Mühe werth ist die Nachsicht der Küstenwächter und Anderer zu erkaufen, so lange insbesondere der dringende Bedarf nach Sklaven die Colonisten wenigstens indirekt in ein Bündniß mit den Sklavenhändlern bringt. Es scheint daß im Allgemeinen die Sklavenbevölkerung der Colonien sich auf natürlichem Wege eher vermindert als vermehrt, und jedenfalls den durch neue Plantagenanlagen gesteigerten Bedarf nicht deckt, während die der freien

Schwarzen in den englischen Colonien bei dem behaglichen Zustand in dem sie leben entschieden im Zunehmen ist. Zeuge der wenigstens formellen Fürsorge für Unterdrückung der Sklaveneinfuhr ist eine abgetakelte englische Fregatte im Hafen von Habana, vertragsmäßig dort stationirt um den befreiten Negern als vorläufiges Depot zu dienen, zugleich aber ein zweites Gibraltar, oder Helgoland, oder Malta, oder Aden der weitgreifenden Engländer.

Nicht selten gelangen Neger fürstlichen Geblütes nach Cuba, und diese pflegen von ihren Stammesgenossen mit großer Ehrfurcht behandelt zu werden, dergestalt daß sie sich vor ihnen selbst niederwerfen. Eine Prinzessin wollte durchaus nicht arbeiten, dagegen fand sich ein alter Prinz in Souchay's Besitz mit guter Manier in seine Lage, ließ sich auch selbst die Peitsche gefallen, die ihn zuweilen traf, wiewohl er rücksichtsvoll behandelt wurde. Sein Leichenbegängniß wurde durch die Theilnahme der übrigen Afrikaner zu einem sehr glänzenden.

Kehren wir nun nach Angerona zurück und betrachten die materielle Lage der Sklaven. Der Neger steht mit Sonnenaufgang (in den Tropenländern also nicht sehr früh) auf und begibt sich an seine Arbeit; um 8 Uhr erhält er ein Frühstück und arbeitet bis Mittag, wo ihm eine volle Stunde gegeben wird um in oder vor

seinem Hause das aus gedörrtem Fleisch und Gemüse bestehende Mahl einzunehmen und auszuruhen; dann wird wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet, wo dann Alle in dem Negerhof zusammenkommen, sich ihr Abendessen selbst kochen und bis 10 Uhr frei umhergehen dürfen, worauf sie in ihre Häuser eingeschlossen werden. Jedes Ehepaar hat ein hohes luftiges Zimmer, zwei bequeme Betten und so viel Bequemlichkeit als es sich selbst schaffen will; ordentliche Neger haben ihre Häuser besser eingerichtet als mancher deutsche Taglöhner. Sonntags wird blos bis 9 Uhr Morgens gearbeitet, der übrige Tag ist ihnen ganz frei gegeben, sie arbeiten in ihren Gärten, sorgen für ihr Vieh, namentlich ein oder ein paar Schweine* die jeder hat, und es erwächst einem fleißigen Neger daraus ein jährlicher Erwerb von 12—16 Dollars, während die Mehrzahl selbst zur Wahrnehmung des eigenen Vortheils durch Zwang angehalten werden muß. Will er sich freikaufen, so ordnet das Gesetz an, daß der Herr keinen übermäßigen Preis

* Durch ganz Amerika bekannt ist die Vorliebe der Neger für die Schweine, was man witziger Weise aus dem Respekt für ein Wesen herleitet, das allein auf der ganzen Pflanzung nicht zu arbeiten brauche. So legt man einem Neger die Betrachtung in den Mund: der arme Neger müsse sich abarbeiten, selbst der Herr gehe seinen Geschäften nach, Pferde und Rinder müssen tragen und ziehen, der Hund wenigstens Wache halten, nur das Schwein habe nichts zu thun als zu fressen und davon auszuruhen — »him gentleman.«

fordern darf, es kaufen sich aber gerade die Ordentlichen und somit Bemittelten am seltensten los, weil sie die Last der Arbeit und die Strafe nicht scheuen, und den sichern Unterhalt wohl zu schätzen wissen. So äußerte eine Sklavin Souchay's der die Freiheit angeboten wurde, ihr Bedenken ob sie dann auch satt zu essen finden werde; hier habe sie doch ihr tägliches Brod gehabt, und Schläge nur wenn sie es verdient. Die Strafen bestehen in der Peitsche, sodann in Geldstrafen bei Vermögenden und Entziehung des Schweins; selten reicht aber letzteres ohne ersteres aus. Vor der Revolte durfte der Herr nur 25 Schläge verhängen, welche Beschränkung dann wegfiel, weniger als das stehen jedem weißen Aufseher zu, den schwarzen Unteraufsehern nur 4; bei strengeren Strafen pflegte Don André eine Art Gericht zu halten und auch die Ansichten der übrigen Neger zu vernehmen. Die in Strafe befindlichen müssen die Nacht im Block, getrennt von ihrer Familie schlafen, auch des Sonntags arbeiten. — Für die Kranken ist ein eigenes Spital vorhanden, die ärztliche Behandlung ist aber bei diesen Naturmenschen sehr einfach. So wie der Neger alle seine Arbeit mit Gesang zu begleiten liebt und eine unverwüstliche Heiterkeit an den Tag legt, so ist auch die Haupterholung Musik und Tanz, und zwar letzterer nach der nationalen Trommel, einem Rindsfell über einen Holztopf gespannt; die Tänze sind höchst unanständig.

Die religiöse Fürsorge betreffend, die natürlich ausschließlich katholisch ist, so kommt der Geistliche von Zeit zu Zeit die Neugebornen zu taufen, die Uebrigen das Credo, das Vaterunser, das Ave Maria und andre Gebete zu lehren; Sonntags betet einer der Neger vor. Viele spanische Herren sind in dieser Hinsicht sehr sorgfältig und gewissenhaft. Seine Neger trauen zu lassen, mochte sich Don André nie entschließen, denn wie er unverhohlen sagte, heiße das bei dem völligen Mangel einer sittlichen Auffassung der Ehe die Perlen vor die Säue werfen.

Die Mütter werden 1—2 Monate vor der Niederkunft in das „Creolenhaus" gebracht, und bleiben dort bis 40 Tage nach der Geburt von Arbeit verschont; dann bleiben die Kinder in diesem Creolenhaus unter der Aufsicht besonderer Wartfrauen bis sie heranwachsen und arbeitsfähig werden; die erwachsenen Mädchen bleiben bis zum 15. oder 16. Jahr im „Kloster," und werden dann nach eigner Wahl zur Ehe zusammengegeben.

Es ist im Obigen vieles was der Leser von Onkel Tom's Hütte* nicht wird zusammenreimen können,

* Es hat dieser Tendenzroman, welcher erschienen ist seit ich im ersten Band des vorliegenden Werks Anlaß hatte meine Ansicht über die Sklavenfrage auszusprechen, das lesende Publikum in starke Aufregung versetzt, und das Urtheil derer welche dieser Frage fern stehen, nicht wenig getrübt. Die möglichen Folgen welche der von mir

da ich jedoch in Westindien gelernt habe daß es unmöglich ist einen Mohren weiß zu waschen, so will ich nichts weiter hierüber sagen. Allerdings ist Don André's Negerhof ein Muster, und die naive Klage seiner Sklaven, daß es bei ihm gar so schwer sei bei der strengen Ordnung etwas zu stehlen, ist wohl die schlimmste Beschwerde die sie vorzubringen haben. Indeß herrscht gerade auf Cuba bei den Pflanzern mehr unzweckmäßige Milde als Strenge, und zumal die Hausneger, welche ein reicher creolischer Pflanzer zu Dutzenden um sich und seine Familie versammelt, sollen oft Muster von Verzogenheit, Unverschämtheit und Nichtsnutzigkeit sein.

Auch der blühende Zustand von Angerona überhaupt ist leider ein von den Creolen unerreichtes Ideal. Während Don André mit seltener Tüchtigkeit, und gestützt auf tüchtige deutsche Untergebene seine Pflanzung mit theoretischer und praktischer Einsicht verwaltet, fehlen dem trägen Creolen die Kenntnisse, welche zu erwerben unter seiner vermeintlichen Würde ist, und die Energie,

wahrlich nicht geläugnete Fluch der Sklaverei haben kann, sind in ergreifender, aber einseitiger und grell übertriebener Weise dargestellt, und wie es bei solchen Produktionen zu gehen pflegt, ist zur praktischen Lösung der Frage auch gar nichts geleistet. Vielmehr wird die praktische Folge eine entschieden schädliche auf die Stimmung der südlichen Staaten sein, und die Sklaven der Verfasserin eben so zu danken haben, wie der Hirtenjunge dem Don Quixote für die Vertretung seines Rechts bei seinem Herrn.

welche Geburt und Klima ihm versagt haben; da jeder Weiße hier Herr sein will, und es für unehrlich gilt sein Brod durch Thätigkeit zu verdienen, so muß er seine Dienststellen mit elenden Subjekten besetzen: selbst der eigne Sohn darf sich nicht erniedrigen unter dem Vater zu dienen. So gehen die Sachen schlechter und schlechter; die Preise sind ungünstig, das Erdreich ausgesogen, die Neger verwildern, und der sprüchwörtliche Reichthum der westindischen Pflanzer ist zu der traurigsten, oft nicht einmal mehr verhüllten Dürftigkeit herabgesunken. Hier ist eine Pflanzung wo die Neger nichts zu essen bekommen, wenn sie es sich nicht stehlen, dort eine Familie die ihre Thüren verschließt wenn sie sich zu Tische setzt, damit nicht ein ungebetener Gast das spärliche Mahl zu theilen komme; — es ist traurig zu hören, wie der Glanz und die ungemessene spanische Gastfreundschaft, die noch zehn Jahre vorher in voller Blüthe standen, sich so plötzlich vor dem hereingebrochenen Elend haben verkriechen müssen. Und gerade den Glanz liebt der spanische Creole über Alles; hat doch vor längeren Jahren ein Reicher in Habana die Achsen und den Radbeschlag seiner Volante von Silber, die übrigen Zierrathen von Gold fertigen lassen, bis der Gouverneur diesen Uebermuth untersagte.

Wenden wir uns lieber zu der freundlicheren Einfachheit des Souchayschen Hauses zurück, wo eben so

grenzenlose Gastfreiheit, aber ohne Prunksucht mir einen so behaglichen als belehrenden Aufenthalt gewährten. Bei dessen beschränkter Dauer konnte man von dem Gefühl unberührt bleiben, daß man auf einem Vulkan stand, und es galt mir nur wie eine Curiosität daß die Briefbeschwerer in dem Hause geladene Terzerolen waren. Auch mit der Nähe des Sklavenelends, das dem unbefangenen Deutschen als ein Elend stets erscheinen muß, versöhnte die Munterkeit und Lustigkeit der Neger, jenes köstliche Geschenk mit dem die Natur ihnen ihren Zustand erleichtert. — Neben der Annehmlichkeit des geselligen Lebens mit einem liebenswürdigen deutschen Ehepaar und mit mehreren gebildeten und wackern Landsleuten, gab es täglich interessante Ausflüge und Scenen von höchst willkommener Neuheit. Meinen Jubel über die Herrlichkeit der tropischen Vegetation vermochten meine Wirthe mit dem Einwurf, es sei ja Winter und die Natur schlafe, nicht zu dämpfen, und tägliche Spaziergänge in der ausgedehnten Pflanzung waren überreich an Genuß. Einmal galt es aus eigner Erfahrung die Bereitung des Palmenkohls kennen zu lernen, indem wir eine junge Königspalme unbarmherzig umhieben und aus dem obersten Schößling den Kern der noch unentwickelten Blattkeime herausschälten, den man uns nachher zu einem wirklich vortrefflichen Gemüse herrichtete. Ein andermal jagten wir in der

Kaffeeplantage den verwilderten Hühnern nach, die sich in förmlichen Ketten verstrichen hatten und aufzubaumen pflegten wenn man sie jagte, aber ihrer Scheuheit halber kaum zu erlegen waren; nach Don André's Anweisung war die Hauptsache den Hahn von der Kette wegzuschießen, worauf die Hennen sich wieder in die Nähe des Hofs gewöhnten. Manch andrer Vogel mußte ebenfalls den Reiz der Neuheit seines Gefieders theuer bezahlen. — Einmal gab man mir das Schauspiel, wie die Hunde der Pflanzung, eine unendliche Meute von allen Racen, die Fährte eines Negers, der eigens dazu abgeschickt und auf einen Baum zu klettern angewiesen worden war, verfolgte, und den Menschen dort stellte, bis der Herr herbeikam und ihn erlöste. Man hat die besondere Race der berüchtigten Bluthunde nicht mehr, und die Klasse ist so umfassend wie bei uns die der Fleischerhunde, aber diese Thiere waren zur Verfolgung entflohener Neger besonders eingeübt, und Don André ließ, nicht ohne Ostentation, öfters eine solche Probe anstellen; alle Hunde von Haus und Hof, große und kleine laufen mit, Einer führt regelmäßig, und wenn Pero Bruto, Vater Brutus; ein würdevoller alter Köter nicht bei Laune war, so war der Erfolg bei allen Unternehmungen der Meute nur halb. So lange der Flüchtling sich nicht zur Wehr setzt, und stehen bleibt, thun sie ihm nichts zu Leide.

Mancherlei größere Ausflüge reihten sich an das an, was die nächste Umgebung bot. Mehrere Pflanzungen der Nachbarschaft wurden besehen, und die spanische Gastfreiheit erprobt; es ist in der That das erste Wort des Spaniers den man besucht, das Haus und alles was sein ist, zur Verfügung des Gastes zu stellen, und man muß sich wohl hüten dies oder jenes zu loben, wenn man nicht will daß es mit den Worten »a su disposicion« Einem zum Geschenk gemacht werden soll. Die spanische Courtoisie berührt überhaupt im geselligen Umgang höchst angenehm, Schade daß sie im Creolen mit so wenigen Eigenschaften der männlichen Thatkraft und Tüchtigkeit gepaart ist. Die jungen Deutschen in Angerona, in jeder Weise der gesellschaftlichen Anerkennung würdig und durch ihre Thätigkeit achtbar, verloren durch eben diese letztere Eigenschaft in den Augen der Creolen, die sie als Leute die für Geld Dienst thaten nicht für voll gelten ließen; man begreift was für unglückliche Folgen eine solche verkehrte Auffassung für Leute haben muß, die sich somit jede Wirksamkeit von vornherein abschneiden.* So verfallen sie in Unthätigkeit und Apathie, und finden ihr Lebensglück nur in der Sinnlichkeit und in der Aufregung des Hazard-

* Es fehlt dann nur noch, daß sie wie die reichen Chinesen, zum sichtbaren Beleg daß sie nicht nöthig haben zu arbeiten, sich die Nägel der rechten Hand zolllang wachsen lassen.

spiels dem sie leidenschaftlich zugethan sind; freilich ist letzteres als das einzige ehrliche Mittel in der Welt ohne Anstrengung Geld zu erwerben, ganz gemacht für eine so indolente Bevölkerung, es wirkt aber auch in dieser Richtung zurück und verleidet seinem Anhänger jede Betriebsamkeit vollends. Es gehören in diese Kategorie die in allen spanischen Colonien leidenschaftlich geliebten Hahnenkämpfe, welche durch hohe Wetten noch die wahre Würze erhalten; natürlich durfte ich nicht versäumen dieses nationelle Vergnügen kennen zu lernen, und dies zu bewerkstelligen ist nicht schwer, da jeder Ort auf Cuba seinen bedeckten Circus hat, an dem sich besonders am Sonntag die Liebhaber zu versammeln pflegen: wir fuhren also nach dem benachbarten Städtchen Artemisa, wo wir bereits den Kampfplatz gedrängt voll fanden. Die Gesellschaft hätte ein Europäer den Kostümen nach für höchst gemischt angesprochen, denn die meisten Herren trugen die beliebte Tracht von Hemd und Hose, ersteres über letztere, meist mit einem bunten Schnupftuch malerisch umgürtet; ein Strohhut und Pantoffeln vollenden den nicht einmal sehr reinlichen Anzug; der westindischen Aristokratie der Farbe gemäß waren aber alle Anwesenden Caballeros, und ihre gesellschaftlichen Formen straften den Titel nicht Lügen. Der Eintritt ist gratis, aber es ist schicklich zu wetten, und da ich die Anwesenden nicht kannte, auch den Werth

der einzelnen Hähne nicht zu unterscheiden wußte, so bediente ich mich nach Landesart des „Kupplers,“ der eine kleine Vergütung für seinen Rath und seine Mühe erhält. Es wurde fast nur in Gold gewettet, die Leidenschaft und tobende Aufregung der Zuschauer folgte dem Kampf in jedem Stadium seines Verlaufes, und wenn der Sieg entschieden war pflegten die Gewinner sich und uns in ihrer Glückseligkeit zu umarmen. Bevor der Kampf beginnt werden die Hähne gewogen, und dann von den Eigenthümern selbst in die Arena, die etwa 10—12 Fuß Durchmesser halten mag, getragen. Der Aufzug der unglücklichen Kämpfer ist der kläglichste, und von der ritterlichen Figur des Hahns bleibt bei den üblichen Zurüstungen desselben zum Streite wenig übrig: Rücken, Hals und Hintertheil werden kahl gerupft, die Flügel beschnitten und die Enden der Schwungfedern scharf gespitzt, eben so die Sporen. Nun werden die zwei Gegner mit den Köpfen gegeneinander gesetzt und gleichzeitig losgelassen, und es erfolgen zuerst ein paar heftige Sprünge gegen einander, worauf sofort der eine die Flucht ergreift und von dem andern hart gefolgt im Kreise herum läuft. Diese Verfolgung dauert oft mehrere Minuten, sie ist aber nicht sowohl ein Zeichen der Schwäche des einen Hahns, sondern meist Kriegslist, um im rechten Moment wieder die Offensive ergreifen zu können; der Kampf wird aber

dadurch zum Uebermaaß verlängert. Von Zeit zu Zeit nehmen die Herren ihre Hähne auf, lecken ihnen das Blut ab, bespucken sie mit Wasser, und der Kampf beginnt mit neuer Heftigkeit; der mit dem Messer scharf zugespitzte Sporn ist die gefährlichste Waffe, und das Ende ist, daß der eine dem Gegner dieselbe in die Brust oder auch ins Genick stößt. Der einzelne Kampf dauert in der Regel über eine halbe Stunde, und wird dem Neuling durch jene Entstellung der Thiere und durch die Abhetzerei ganz ekelhaft. An jenem Tage wurden fünf Hähne abgeschlachtet.

Nach Artemisa pflegten wir überhaupt nicht selten zu kutschiren, und ich vergesse nicht leicht eine Rückkehr bei Nacht, als Don André's Bruder, der die Zügel führte, mir eine Pistole zur Vorkehr gegen Räuberanfälle in die Hand gab, und mich ersuchte sie lieber gleich gespannt zu halten, denn die Räuber pflegten urplötzlich zu erscheinen und keinen Spaß zu verstehen. Man wird begreifen, daß ich unter solchen angenehmen Erwartungen, hinter jedem Busch die angekündigten Feinde erspähend, von der schönen tropischen Mondlandschaft diesmal wenig genoß. Cuba wimmelt von Raubgesindel, und es geht auch Jedermann bewaffnet auf dem Lande; eine ganz praktische Verordnung verbietet das Tragen von Dolchen und Pistolen die nicht fußlang sind, bei strengster Strafe, während größere, nicht versteckbare Waffen außerhalb der Städte erlaubt sind.

Auch mehrere Jagdpartien in größerem Maaßstab wurden durch Don André's Güte veranstaltet, die eine eine Wasserjagd in den Sümpfen der Südküste, zu der wir sechs Mann hoch, mit Negern, Troß und Hunden ausrückten. Fünf Stunden Weges hatten wir zu reiten, bis wir in die Savanen kamen, wo plötzlich die Gegend einen ganz neuen Charakter annimmt. Eine weite, doch nicht öde Fläche, von den merkwürdigen Fächerpalmen beschattet, dann wieder ein Wald von treibhausartig duftenden Bäumen, die von den mannichfaltigsten Schlingpflanzen zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden waren, das war eine ganz neue, unbeschreiblich anziehende Scenerie. Dazwischen die Lagunen, die in dieser Zeit nur spärliches Wasser enthielten, aber doch endlosem Wassergeflügel zur Zuflucht dienten, den prachtvollen Silberreihern, die schneeweiß und von der Größe eines Kranichs und in verschiedenen kleineren Arten, leider nur zu scheu und fern über uns schwebten, und im Sonnenlicht einen zauberischen Anblick boten, unzähligen Enten, Tauchern, Rohrdommeln und anderem nie gesehenem Wild; besonders die Entenschwärme, denen ich im Herbst auf den großen Flüssen Nordamerika's begegnet war, fand ich hier am Ziel ihrer Wanderschaft nach Süden wieder. Unser Hauptrevier war eine große stundenlange Lagune, an deren Ufer wir erst einen herzhaften Imbiß nahmen. Nun blieb freilich keine Wahl,

wenn wir dem wilden Geflügel ankommen wollten, als getrost in den Sumpf zu waten; die weniger Eifrigen wurden als Strandreiter organisirt, um das wegzuschießen was etwa dem Ufer zufliegen würde, wir andern patschten wohlgemuth wohl eine halbe Stunde weit bis über die Knie durchs Wasser, Einer fiel gar in seinem Schützenenthusiasmus mitten hinein und kühlte seinen Eifer und den Brand seines Gewehrs; dabei stach die Sonne auf uns hernieder, und ich bestand wahre Tantalusqualen des Durstes mitten im Wasser, bis ich mich nicht länger überwinden konnte, und aus der hohlen Hand das Sumpfwasser in unmäßiger Menge schlürfte, — eine sehr große Unvorsichtigkeit besonders in diesem Klima, die ich jedoch nachher durch den trefflichen Gin, den in ganz Westindien unerläßlichen Wachholderschnaps wieder gut zu machen suchte. Unsere Mühe wurde indeß reichlich durch die Ausbeute belohnt; besonders interessirte mich ein in ganzen Ketten vor uns auffliegender Kampfhahn, schön braun und gelb, mit gelben Lappen am Kopf und spitzen gelben Knorpelfortsätzen am Flügelgelenk; im ganzen brachten wir wohl fünfzig Stück, zum Theil eßbaren Geflügels heim, leider keinen von jenen schönen Silberreihern, deren ich später gar manchen erlegt habe, denn sie sind Gemeingut der ganzen heißen Zone, in Amerika wie in Indien. Aber nun die Trockenscene am Ufer! Meine Schuhe und Inexpressibles, welche

ich auf Anrathen wegen des schneidenden Schilfes anbehalten, mußten freilich als Opfer der Diana verbleiben, und auch unsere übrige Persönlichkeit war so durchnäßt, daß wir uns ohne weiteres in die Sonne legen und trocknen mußten; am schlimmsten waren bemeldete Strandreiter daran, die sich durch ihren Jagdeifer doch hier und da hatten verleiten lassen unvorbereitet ins Wasser zu waten. Als wir so da lagen, das getödtete Geflügel neben uns, hatte der Anblick desselben unglaublich schnell die scharfsinnigen Aasgeier herbeigezogen, welche uns nun fast ohne Scheu umschwebten; es war ein zu lockendes Ziel, als daß wir uns aus Achtung für die große Nützlichkeit dieser Thiere hätten enthalten können noch auf ein paar von ihnen zu feuern; einer derselben hatte eine Flugbreite von 5 Fuß 8 Zoll. Mit dem was an Kleidung uns übrig blieb setzten wir uns nun wieder zu Pferde, erlegten auch noch auf dem Heimweg dieses und jenes: mir wurde noch ein Täubchen, nicht größer als ein Sperling zu Theil, eine der unendlich zahlreichen Arten der amerikanischen Tauben. Eine fröhliche Rücktour und ein doppelt freundlicher Empfang für die beutebeladenen Jäger beschloß den Tag.

In Cuba reitet Alles, mehrentheils mexicanische Ponies, die sehr dauerhaft sind; aus nördlichen Ländern eingeführte Pferde leiden leicht durch das Klima. Allgemein im spanischen Amerika sind die Paßgänger,

welche bei dieser sanften Gangart, wo immer die Beine der einen Seite gleichzeitig aufgehoben werden, sehr wenig ermüden und doch stark fördern, da weder Reiter noch Pferd das schnellere Tempo zu ihrer Erholung durch Schritt zu unterbrechen nöthig haben. Die schon beschriebene häßliche Sitte, dem Pferd die Mähne zu scheeren, so daß sie einen förmlichen Kamm auf dem Hals bildet, und den Schweif in einen Zopf geflochten an den Sattel zu binden, ist auch bei Reitpferden üblich. Eine ähnliche groteske Liebhaberei ist die für Schecken, die für etwas absonderlich Schönes gelten und theuer bezahlt werden. Der spanische Caballero verschmäht es etwas anderes als einen Hengst zu reiten, diese Thiere sind aber, obgleich man bei dem Klima das Gegentheil vermuthen sollte, sehr ruhig und verträglich.

Auch mir war in Angerona ein Leibpferd, ein schöner Brauner, Romeo mit Namen, dem ich das zärtliche spanische Diminutiv Romeito beilegte, zugetheilt worden, und also gut beritten begrüßte ich mit besondrer Freude die Aussicht auf eine Hirschjagd zu Pferde; Cuba enthält, wie so viele Inseln, von Natur keine so große vierfüßige Thiere wie Hirsche,* ein spanischer Conde aber hatte vor etwa 50 Jahren mexicanisches Wild in dem schon erwähnten Gebirge el Cusco angesetzt, wo es

* Das nicht viel größere Java indeß hat Rhinoceros und Tiger, und Sumatra obendrein Elephanten.

sich bei der Abwesenheit größerer Raubthiere sehr stark vermehrt hatte. Diesmal ritten wir noch in der Nacht weg, und erfreuten uns an dem prachtvoll glänzenden Sternhimmel, der unter der Breite von 23° schon wieder viel Neues für den Nordländer zeigte. Die Landschaft ist höchst malerisch; hohe, edelgeformte Berge die sich schroff aus der Ebene erheben, einzelne Pflanzungen, die Felder voll der großblätterigen Banane, und dazwischen die eben so exotischen Formen der herrlichen Königspalme, während das Gebirge einen heimathlichen Anstrich hatte. Von der Höhe übersah man an beiden Enden der hier schmalen Insel, im Norden den Golf von Mexico, im Süden das caraibische Meer, ein entzückender Anblick nicht nur wegen seiner geographischen Merkwürdigkeit, die doch auch sicher etwas Berauschendes für den Europäer hat. — Berg auf Berg ab, die Flinte auf dem Rücken ging nun die tolle Jagd, einem aufgeschreckten Hirsch nach, ich selbst in Entzücken über die herrliche Natur um mich, und über das wilde Treiben verloren, bis mich ein plötzlicher Sturz meines Pferdes, das im raschen Galopp auf dem thauigen Rasen ausgeglitten war, aus meinen unzeitigen Poesien weckte. Da lag ich mit dem ehrlichen Romeito, er links, ich rechts; es hatte aber zum Glück keinem von uns etwas geschadet, obgleich das Gewehr auf das ich stürzte mir billig einige Rippen hätte knicken müssen, und so ging's

fröhlich weiter; den von einem der Jagdgenossen angeschossenen Hirsch bekamen wir indeß nicht. Im eigentlichen Jagdrevier stellten wir uns nun systematisch an, die Neger mit den Hunden spürten die Schlucht hinauf, die wir umstellt hatten, und bald sah ich ein paar der artigen Thierchen mir gegenüber, jedoch außer Schußweite ruhig weiden, bis der Lärm der Treiber sie aufschreckte. Don André von seinem Schimmelchen herab, das mauerfest stand, schoß eines der Thiere, die einzige Beute die uns diesen Tag beschieden war, wiewohl wir bis zum Abend mit großer Ausdauer spürten und jagten. Das Anziehendste war der immer wechselnde Anblick der Berggegend und die Neuheit einer solchen Gebirgsjagd zu Pferde, sie gewährt den Vortheil daß man sich einen günstigen Punkt zum Schießen jeden Augenblick rasch wählen kann, und die Pferde stehen vortrefflich im Feuer. Das erlegte Wild war ein Thier, in dem wir leider drei Embryonen fanden; zugleich tröstete uns aber dieser Beleg enormer Fruchtbarkeit.

Don André, in der Fauna und Flora Cuba's wohl bewandert, theilte mir darüber viel Interessantes mit, wovon ich jedoch nur kurze Auszüge, mit besonderer Rücksicht auf das was ich selbst gesehen, gebe. Die Bemerkung wird dabei für andere Dilettanten im Reisefach von Nutzen sein, daß man sich doch ja nicht mit der theoretischen Kenntniß der europäischen Natur

begnügen möge, wenn man eine Reise in tropische Länder unternimmt; obgleich den Naturwissenschaften nicht gerade fremd, fühlte ich mich namentlich gegenüber der tropischen Pflanzenwelt wie vor einem versiegelten Buch, da die hauptsächlichen Familien des natürlichen Systems, die doch durch die Analogie der Formen am sichersten ein Wegweiser zu sein versprechen, für die fraglichen Zonen so ganz verschieden sind. Im Allgemeinen wird der Europäer in der heißen Zone durch die so wenig abweichende Form der Bäume überrascht, die exotischen Formen, insbesondere die Palmen, bilden nur die Ausnahme, ganz eigenthümlich ist freilich das immergrüne Laub, das wir als dunkel und saftgrün glänzend aus unsern Treibhäusern kennen; dem Grün eines Buchenwalds im Mai kommt es aber doch nicht gleich, und der edle Wuchs des Eichenstammes ist auch ohne Gleichen. Während der Urwald Nordamerika's gegenüber unsern kultivirten Wäldern und Gebüschen das Charakteristische hat, daß die Natur fortwährend aus der Verwesung neues Leben hervorruft, und kein Fleckchen leblos läßt, steigert sich diese üppige Naturthätigkeit in den Tropen zu dem Wuchern der Schlingpflanzen, welche das eigentliche Merkmal der tropischen Vegetation abgeben. Sie laufen an den Bäumen hinauf, senken ihre Luftwurzeln aus den Aesten herab, selbst wieder bis auf die Erde, und bilden so Stämme für sich, aber nicht

zufrieden das Lebende noch mehr mit Leben zu bereichern, unternehmen sie es auch als wahre Schmarotzer den Baum durch ihre Umschlingungen zu ersticken, der ihnen den ersten Halt gegeben hat, und oft sieht man nun einen Baum dastehen, der aber nur aus zusammengewundenen Ranken dieser Schmarotzer besteht, die den eigentlichen Stamm des wirklichen Baumes längst erdrückt, und seine verwesende Substanz zur eigenen Nahrung aufgezehrt haben. So wie hier durch ein Spiel die Gestalt eines Baumes hervorgebracht ist, kann man überhaupt die Betrachtung in den Tropen anstellen, wie die Natur in ihrer vollen Entwicklung über ihre gewöhnlichen Regeln und Formen hinaus geht, und spielend neue, der vermessene Sterbliche möchte sagen g e i s t r e i c h e Bildungen schafft: hier ein Säugethier mit einem Schnabel,* dort ein Vogel dem der Gebrauch der Flügel fehlt, wie Strauß und Pinguin; die Palmen sind den Bäumen entsprechende Gewächse aus einer Abtheilung der Pflanzenwelt die sonst nichts Baumartiges und Beständiges kennt, die Farrenkräuter erheben sich wiederum zum Palmenwuchs; bei der Cajou-Nuß gefällt sie sich eine zweifältige Frucht zu erzeugen, den fleischigen wohlschmeckenden Blüthenboden, und die eigentliche Nuß. Solche Betrachtungen, in welchen man die Natur in ihrem Schaffen belauscht zu haben glaubt, ziehen den

* Zumal ist ja in Neuholland „Alles verkehrt.“

der sie macht unwillkürlich an, so wie beschränkte Menschen die Weisheit der Vorsehung da am meisten preisen, wo ihr Walten ihnen recht handgreiflich wird. Als ob der Bau des niedersten Gewürms und des einfachsten Grashalms nicht eben so wunderbar wäre, als die Schöpfungen die uns gemeinhin als die stolzesten erscheinen.

Einen andern Gesichtspunkt für die Anschauung der Tropen entnehme ich Schuberts Symbolik des Traums, da er die antediluvianische Natur mit ihren Pflanzen, die alle den Akotyledonen und Monokotyledonen angehören, mit ihren riesenhaften aber harmlosen Mammuths als die reine, paradiesische bezeichnet, während parallel mit dem der Sünde verfallenen Menschengeschlecht erst das übrige Gethier und Gewächs mit seinen giftigen und gefährlichen Eigenschaften entstanden sei. Wenn wir, natürlich genug, die Reste und die Aehnlichkeit des Paradieses in den Tropen suchen, so charakterisirt allerdings diese nichts mehr als die prachtvollen Monokotyledonen: Palmen, Bananen, Aloe, die ungeheuren Rohrarten wie Bambus, und daneben das immerwährende von keinem Winter bedrohte Leben; daß aber gerade hier die Natur die gewaltigsten Gegengewichte angebracht habe, das zeigt sich durch die Menge der reißenden und giftigen Thiere, den Zerstörungstrieb der Insektenwelt, und in den Pflanzen durch die unendlich

große Menge der Gifte welche sie enthalten. Ungeheuer ist die Höhe und Stärke der Bäume, welche alles Maaß der unsrigen übersteigt: so warf der Orkan des Jahres 1844, der die ganze Insel verwüstete, bei Angerona einen Baum von 9 Fuß Durchmesser um, der noch in der Höhe von 30 Fuß Aeste von 4 Fuß Durchmesser hatte; ein anderer ähnlicher Baum schlug bei seinem Sturz einen Mann vier Fuß tief in die Erde! Nervige und gedrungene Stämme sind der tropischen Natur eigen, und besonders in der Bildung der Wurzeln und deren Anschluß an den Stamm gewöhnlich; hierher gehören namentlich jene ganz platten, sehr bezeichnend Bretterwurzeln genannten Bildungen am untern Stamm. Das Holz der Bäume auf Cuba zeichnet sich meist durch seine ungemeine Schwere und Festigkeit wie durch bunte Farben aus, es wächst dort auch das eigentliche Eisenholz; Don André hatte die hübsche Aufmerksamkeit gehabt, Proben der schönsten Hölzer für Billardqueues schneiden zu lassen und mir zu verehren, leider sind sie unterwegs verunglückt. Neben so werthvollen Hölzern spielt die Palme nur eine sehr untergeordnete Rolle der Nützlichkeit; als Monokotyledone ohnehin den Gräsern und Lilien näher verwandt als den Bäumen, dient sie kaum durch ihre poröse Rinde zu Wasserleitungen und Trögen, und eine Kugel fliegt auf hundert Schritt durch eine Königspalme von 2 Fuß Dicke. Ein festeres

Gewebe hat bekanntlich die Cocospalme, aus der die bekannten Stöcke gemacht werden; sie gedeiht hauptsächlich im salzreichen Boden des Meeresstrandes, und es waren ihrer in Angerona nur einige wenige angepflanzt, während die Königspalme überall auch wild üppig emporschoß; letztere hat aber immer etwas Steifes, was sie eben besonders zu Alleen und Avenuen qualificirt, während in dem gebogenen, überhängenden Stamme der Cocospalme, und in der fein gefiederten Blätterkrone etwas sehr Anmuthiges liegt, selbst wo ihrer viele stehen; sonst sind ganze Palmenwälder, z. B. die Dattelhaine Egyptens das Einförmigste was man sehen kann. Neben den Palmen zeigt die Banane, in Java Pisang genannt, mit den bekannten hellgrünen langen und breiten Blättern, oft 10 bis 12 Fuß hoch, die am meisten exotische Form, und wirkt mithin am eindrücklichsten auf den Europäer; dazu kommt, daß sie nordwärts und bergaufwärts am längsten aushält. Neben ihren vortrefflichen Früchten, die ich dann zu beschreiben mir vorbehalte, wo ich im Verlauf meiner Wanderungen in Westindien dahin komme wo ich nichts anderes mehr zu essen hatte, lobte Don André den Nutzen der ganzen saftigen Pflanze bei Feuersbrünsten als sogenannte Löschwische, um das Feuer auszuschlagen: ohnehin fürchtet man auf einer Pflanzung wo so viele Hände zum Löschen bereit sind, diese Gefahr wenig. — Das Bambusrohr, meines Wissens aus dem tropischen

Asien verpflanzt, wo es jedenfalls weit häufiger ist, in seinen fast fußdicken und schlank emporgeschossenen Stämmen doch immer noch die Grasart darstellend, ist ebenfalls malerisch und exotisch anzusehen; der durch Knoten abgetheilte Schoß wird von den Negern zu aller Art Gefäßen benützt, es ist aber kein Vergleich zu der tausenderlei Benützung des Bambus in China und Indien. Die Ananas sah ich schon bei Habana auf Feldern, wie unsere Kohlköpfe gepflanzt; fast übereinstimmend sagen alle Europäer aus, daß die tropische Frucht zwar größer, süßer und festeren Fleisches sei, aber nicht aromatischer als das Erzeugniß unserer Treibhäuser; sonderbarer Weise trägt die kultivirte Ananas auch hier keinen entwickelten Samen, und ich sah die kleinen braunen Körner nur einmal bei einer wilden Ananas, die ein Indianer aus dem Innern Guiana's zum Verkauf brachte; man wird sie ziemlich leicht überdrüssig, und mir ist ein Apfel lieber als eine Ananas oder eine Orange, obgleich ich damals nicht so dachte. Von Orangen habe ich in ganz Westindien keine von der feinen Schale und Güte der von Messina gefunden, wohl aber in Guiana und im indischen Archipelagus; ganz komisch kommt es einem vor, sie grün zu essen und doch reif zu finden; die sehr beliebten großen Arten, Pompelmusen, sind ein schlechtes Essen. — Unter den Aloearten ist eine schmalblätterige, so scharf gezähnte, daß sie undurchdringliche Hecken

gibt, auch die Ananas wird in Westindien häufig in die Hecken gepflanzt, und die Cactusarten. Ueberhaupt ist gar nicht zu sagen, was für heillose Stacheln die Tropen allenthalben entwickeln, indem sie auch in dieser Weise dem europäischen Eindringling den Genuß eines Paradieses wehren, das nun der Mensch einmal nicht haben soll; wer wie ich sich einmal, obendrein leicht bekleidet, in ein solches Stachelnest gesetzt hat, weiß davon zu reden. Als etwas sehr Alltägliches zeigte man mir an Mauern hinrankend die Königin der Nacht, in jener Zeit jedoch ohne Blüthe.

An einheimischen Säugethieren ist wie schon gesagt großer Mangel, und Don André wußte mir nur ein nächtliches Nagethier, etwa von der Größe eines Kaninchens, Jutia genannt anzugeben, das auf Bäumen lebe, einen Wickelschwanz habe und eßbar sei. Dafür hat man auf der großen, zu drei Fünftel noch unbebauten Insel zahllose Heerden verwilderter Schweine, Ziegen und besonders Rindvieh; sollen doch allein bei der großen Dürre des Jahrs 1844 davon 400,000 Stück verschmachtet sein. Ein anderer Feind sind die ebenfalls verwilderten Hunde, welche mit bewunderungswürdiger Schlauheit diese Heerden zu umzingeln, ein einzelnes Stück von den übrigen abzutrennen und niederzureißen pflegen; sie leben paarweis, vereinigen sich aber zu ihren Jagdzügen. Um die Katzen vor ähnlicher

Verwilderung zu bewahren hat man hier das sinnreiche Mittel, ihnen die Ohren zu stutzen; der in dieselben tröpfelnde Regen oder Thau soll ihnen alle Wanderungen verleiden. Affen hat man so wenig als die größeren Papageien, und sie fehlen auf den meisten Inseln, während Guiana ihr Paradies ist; Paroquits und Kolibris sind desto häufiger. Von Giftschlangen hört man fast nichts, wahrhaft zahllos sind aber die Eidechsen jeder Art, deren eine unserer gemeinen Lacerta agilis ganz gleich ist, andere sind in der Weise des bekannten Gecko dickköpfig und im Aeußern fast molchartig. Die ganz ungeheure Menge der Eidechsen in beiden Indien läßt sich mit einem Anstrich von Glaublichkeit kaum beschreiben, und pflegt den Europäer sehr zu frappiren; man liebt sie als Vertilger des Ungeziefers, und sieht sie der Musquitos halber sogar in Zimmern und Betten gern. Das Chamäleon ist häufig in den Kaffeepflanzungen und wird bis 1½ Fuß lang. Einen interessanten Kampf zwischen einer Buschspinne und einer großen Hornisse bekam ich zu sehen; letztere wird Caballito del Diabolo, Teufelspferd genannt, und ist ein Unigethüm von 1½ Zoll langem Leibe, stahlblau von Farbe; zum Glück lebt sie einsam, sie ist der natürliche Feind jener Spinne, welche keine der größten, aber mit scharfen Zangen bewehrt und giftig ist; die Spinne legt sich förmlich auf den Rücken um sich zu wehren, wird aber

doch von dem Stachel der Hornisse erreicht und umgebracht; der Sieger flog in weitem Kreise an der Erde hin um seine Beute herum, und ich mochte sie ihm nicht streitig machen. Diese Spinnen machen kein Gewebe. Die ganz große Spinne, von der Größe einer welschen Nuß, und mit den haarigen Beinen zusammen fast wie eine Faust groß aussehend, bekam ich in Westindien öfters zu sehen, einmal in meinem Bett, ein andermal im Rockärmel eines Bekannten; sie soll nicht giftig sein. Merkwürdig ist der Reichthum an großen Leuchtkäfern, besonders Elater; die creolischen Damen pflegen die unglücklichen Thiere an Fäden gereiht wie einen Schmuck zu tragen. — Neben Ameisen finden sich Termitenarten, mit langem und breitem Hinterleib und ohne die schlanke Taille jener; die sogenannte Comajen macht Nester von 2—3 Fuß Durchmesser aus faulem Holz an den Baumwurzeln, zuweilen auch hoch an den Aesten; sie zernagt Alles und thut an Gebäuden und Vorräthen großen Schaden. Man vergiftet sie, indem man ein kleines Stück Arsenik ihnen in den Weg legt; einige fressen davon und sterben, die übrigen fressen die Leichen der Ihrigen auf, und so geht das Gift durch den ganzen Ameisenstaat. Die geflügelten Individuen, Männchen, fliegen haufenweise ans Licht und werfen durch ein eigenthümliches Schnicken ihre Flügel ab, worauf sie weiter laufen.

Zum Schluß noch eine meteorologische Notiz über die Regenzeit: sie beginnt nach Don André's Angabe auf der Nordküste von Cuba mit Anfang oder Mitte Mai, dauert durch den August bis in den September, und ist im Mai und Anfang Juni am schlimmsten; gewöhnlich regnet es den Nachmittag ein paar Stunden, oft dauert der Platzregen ganze Tage, häufig mit Gewitter; im Juli und August finden oft wochenlange Unterbrechungen statt; sobald der Regen aufhört ist der Himmel wieder klar. Es widerlegt sich schon hierdurch der alltägliche Irrthum als sei die Regenzeit der Winter dieser Länder, vielmehr steht sie mit der sommerlichen Sonnenwende in Verbindung, und Gegenden die innerhalb der Wendekreise, nicht wie Cuba an der Grenze liegen, haben daher oft zwei Regenzeiten, analog den zwei Zeiten wo die Sonne senkrecht über ihnen steht. Uebrigens ist die Regenzeit für jede Insel eine besondere, oft ganz verschieden selbst bei gleicher Breite, und so kann man es möglich machen, wie es mir gelungen, zwei volle Jahre innerhalb der Tropen zu reisen, ohne von der Regenzeit anders als vorübergehend berührt zu werden; am Aequator im indischen Archipelagus regnet es freilich mancher Orten, z. B. in Singapore und in einzelnen Theilen Java's jeden Tag.

Beladen mit allen den reichen neuen Erfahrungen, die ich dem Leser so unvollkommen wiedergegeben habe,

nahm ich nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt von den vortrefflichen Souchay's Abschied, um zunächst wieder nach Habana zurückzukehren; Staub und Hitze waren aber dort inzwischen so arg geworden, daß ich meine Abreise nach Batabanó, gerade südlich am Meer, möglichst beschleunigte, und dieselbe am 11. März antrat. Dorthin führt die Eisenbahn, auf der man schnell ans Ziel gelangt; unterwegs wird nur gefrühstückt, und bei dem Anlaß machte ich die ethnographische Bemerkung daß man auf Cuba für wildfremde Menschen die mit am Tisch gesessen haben, bezahlen muß, wenn diese etwa ohne Bezahlung davongehen; ein vorsichtiger Mann hat also auf seine Mitgäste ein scharfes Auge.

In dem Hafenstädtchen Batabanó erwartete uns das Dampfschiff, das mich nebst 100 Passagieren der Südküste entlang nach Santiago de Cuba führen sollte. Es führte den stolzen Namen Cisne (Schwan), eine bittre Ironie auf einen alten schwimmenden Kasten, der schon vor 18 Jahren in Baltimore „condemnirt" d. h. für unbrauchbar erklärt, nun aber hierher verkauft worden war; auf dem überfüllten Schiff waren nur zwei Privatkajüten, deren mir zum Glück eine zu Theil wurde, ein Waschbecken und zwei Handtücher genügten zur Reinigung der Gesellschaft, und Alles starrte von Schmutz: daß das Schiff gescheuert, die Betten gemacht oder überhaupt die geringste Sorgfalt auf Reinlichkeit, die doch

zur See so nöthig und in der That allgemein üblich ist, verwendet worden wäre, davon war keine Rede; das Tischtuch hatte nach einer mäßigen Berechnung drei bis vier Reisen gemacht seit es gewaschen worden, und die Speisen waren, reichlich gewürzt mit Schmutz, Oel und Knoblauch, völlig ungenießbar, auch wenn man den Ekel vor dem garstigen Tischtuch hätte überwinden mögen. Auf Haiti bei den Negern habe ich mehr Sauberkeit gefunden. Es ist ganz eigen wie die Reinlichkeit bei den Völkern zonenweise variirt: bekanntlich ist der Schmutz im hohen Norden und im Gebirge Bedürfniß zum Schutz gegen die Kälte, und als ich in den Cordilleras in einer Höhe von 15,000 Fuß hauste, erschien mir wie Andern die Berührung des kalten Wassers förmlich schmerzhaft; in unserer gemäßigten Zone ist man leidlich reinlich, während diese schöne Tugend nach Südeuropa zu stark abnimmt. Dagegen ist der wirkliche Tropenländer das Ideal von Reinlichkeit, und die Neger, Südindier, Javanesen kennen nichts besseres als das Bad und liegen fortwährend im Wasser. Im spanischen Südamerika, Colombia, ist der Küstenländer äußerst reinlich, der Gebirgsbewohner starrt von Schmutz, und das ist sogar das Kriterium sie zu unterscheiden.

Die Städtchen an der Südküste an denen wir anliefen, sind ohne Interesse; in Santa Cruz war uns der Brodvorrath ausgegangen, und wir hofften uns

dort zu verproviantiren, aber da ergab sich's daß nur Ein Bäcker da war, und den hatten sie wegen Schmuggelns eingesteckt, so daß der ganze Ort und wir mit für sein Vergehen büßen mußten. Ohnehin aufgebracht gegen die schmutzige und armselige Wirthschaft, mußte ich an die weiseren Schildbürger denken, die in einem analogen Fall dem hochweisen Rath vorstellten, sie hätten nur Einen Bäcker, aber zwei Schneider, und man möge doch von diesen einen aufhenken und den Bäcker laufen lassen.

Die ganze Südküste, die erste Strecke ausgenommen, ist sehr romantisch; kolossale, kühne vulkanische Bergformen, die schroff aus dem Meere zu einer Höhe von wohl 3—4000 Fuß aufsteigen. Es leuchtete mir auf dieser Fahrt zum Erstenmal die Struktur der westindischen Inselkette ein, die offenbar ein einziges großes bogenförmiges Felsenriff ist. Die Westseite Cuba's erscheint bloß aufgeschwemmt, aber gegen das Ende hin erheben sich wieder jene Berge des Cusco die ich oben beschrieben habe. Diese vulkanische Form begleitet nun den Reisenden durch die ganze Inselreihe bis zum Orinocco, sie läßt sich lebhaft vergegenwärtigen durch die Formen unseres rheinischen Siebengebirges.

Fünf volle Tage dauerte die Geduldsprobe dieser Fahrt, welche durch die Schlechtigkeit des Schiffs und das Anlegen an den einzelnen Orten so ungebührlich verzögert wurde; so ganz klein wie es auf unsern

Generalkarten von Amerika erscheint ist indeß Cuba auch nicht, es ist an Flächeninhalt größer als Bayern, und in seiner fischförmigen Gestalt enorm lang. In der Nacht vom 16. auf den 17. liefen wir in den Hafen von Santiago ein, und am Morgen beim Erwachen lag die herrlichste Landschaft vor uns: ein großer kesselförmiger Hafen, nach außen ganz geschlossen, und durch eine enge Einfahrt die zu durchsegeln man wohl eine Stunde braucht, mit der See in Verbindung, ist rings von hohen vulkanischen Gebirgen umgeben, welche nach der See zu sich in Hügel der verschiedensten Form und Größe abdachen; auf einem dieser Hügel liegt die Stadt, die obgleich 50,000 Einwohner zählend, sich sehr dorfartig ländlich ausnimmt. Die Häuser sind fast alle einstöckig, wegen der Erdbeben,* mit Verandah's und Gallerien umgeben, die Straßen so steil, daß sie kaum den Gebrauch von Wagen zulassen; aber am Ende jeder dieser geraden Straßen erblickt man wieder die herrlichste Fernsicht auf das grüne, wohl bewaldete Gebirge, die letzten Häuser verlaufen sich ganz ins Grüne, und was für ein Grün ist es! Palmen gibt es nur wenige, man vermißt sie aber nicht. Die Plaza de

* Die Zeitungen melden von einem furchtbaren Erdbeben, das Santiago kürzlich heimgesucht; zu meiner Zeit gab man sich dem eigenthümlichen Wahne hin, die neueröffneten großen Kupferminen seien ein Ableiter dagegen geworden, und fing an zweistöckige Häuser zu bauen.

armas ist ganz von den üppigsten Blumenbeeten bedeckt, und dient wie in Habana der schönen Welt Abends zum Vereinigungspunkt bei trefflicher Militärmusik, an der einen Seite steht die Kathedrale, freilich plump und geschmacklos, an den andern die Wohnungen der Vornehmen, nicht großartig, aber allerliebst durch bunte Farben und Bogengänge. Alles ist wohnlich und heiter, und die Häuser waren noch vom vorigen Tage, Palmsonntag, mit natürlich ächten Palmzweigen geschmückt.

Man empfahl mir das kleine Logirhaus einer alten farbigen Französin, in welchem ich eine gewählte, nicht zahlreiche Gesellschaft von Pflanzern und Andern vorfand; ein paar Dutzend Hutfutterale auf einem Schranke aufgespeichert bezeichneten das Haus als ein solches, wo die Pflanzer bei ihren Ausflügen in die Stadt einzukehren und jenes Abzeichen städtischer Form aufzubewahren pflegten. Santiago wimmelt von französischen Creolen, deren nach der Katastrophe auf dem nahen Haiti eine Menge hieher geflüchtet waren; als Gesellschafter bei einem kurzen Aufenthalt im Wirthshaus waren sie angenehm genug.

In Santiago machte ich zum erstenmal die Erfahrung, daß der Europäer in jenen Ländern sich resigniren muß den mittleren Theil des Tages im Hause zuzubringen, und sich zu beschäftigen wie er kann; wir hatten bereits 26° R. den Tag über, und diese

Temperatur, welche übrigens förmlich die Regel in Westindien ist, wird zwar im Schatten und in der Ruhe nicht lästig, wehrt aber doch das Ausgehen vollkommen. Diese Stunden gezwungener Trägheit in einem Welttheil wo die Bibliothek selten der best ausgestattete Theil der Häuser ist, bringen anfangs den Reisenden völlig in Verzweiflung, und die Ausführlichkeit der Tagebücher und Reisebriefe, zu der man sich gewöhnt, füllt die Zeit doch nur unvollständig aus, eben weil man nur den kleinsten Theil des Tages über Sehenswürdiges in sich aufnimmt; die Indolenz, welche das erschlaffende Klima nur zu bald lehrt, ist der beste Trost. Dasmal war nun das Stillleben in der kleinen Wirthschaft so ergötzlich, daß ich die Feder in der Hand reichliche Beschäftigung fand, unsere gute alte Wirthin in allem ihrem Thun und Treiben zu verewigen. Voll übergütiger Sorgfalt für ihre Gäste watschelte sie in dem ganzen Häuschen herum, besonders auf die Küche und die Zucht ihrer Neger die größte Aufmerksamkeit verwendend. In der That war die Alte nicht leicht zu bedienen, und der Satz, daß die Farbigen für ihre Stammverwandten eher strenger als gütiger sind, bewährte sich auch hier; wenn sie ihr Mittagsschläfchen hielt, mußte ihr kleiner Neger mit dem Fliegenwedel neben ihr ausharren, und man glaubte eine Fee zu sehen, die einen armen Jungen in ihre Behausung gelockt und verzaubert, und zu schnödem

Dienst gefangen hält; ihr Zauberstab aber war die Peitsche, wiewohl sie uns einmal klagte, diese Executionen würden ihr bei ihren 73 Jahren recht beschwerlich; neulich wollte sie eine Negerin prügeln, griff sich dabei aber so an, daß die Delinquentin selbst die andern Dienerinnen zu Hülfe rufen und Madame ganz erschöpft zu Bette bringen mußte. Ein andermal rief man mich mit großem Gelächter herbei, da stand ein armer Negerjunge von acht Jahren, bitterlich weinend und wie ein Rasender auf einer bestimmten Stelle auf- und abhüpfend; unser Gelächter und unsre Bitten setzten der Strafe bald ein Ziel, welche jedenfalls sinnreich genug war und die Kräfte der Alten schonte. Obgleich ganz weiß von Farbe rechnete sie sich mit vieler Bonhommie zu den Schwarzen, und sagte als einmal über gesellschaftliche Verhältnisse sich ein lebhaftes Gespräch erhob, sie wisse nicht wie »les blancs« darin dächten.

Groß war die Devotion unserer Alten; jeden Morgen mit Tagesanbruch wanderte sie zur Messe, von ihrem kleinen Neger gefolgt, der ihr ein Stühlchen und einen Teppich nachtrug. In ihrem Zimmer, in das mein profanes Auge einmal drang, hingen wohl 30 Heiligenbilder, das ganze Haus war bekreuzt und mit Zettelchen beklebt, an meiner Thür eins mit der Inschrift: Allelujah, ora pro nobis! Offenbar ein neuer Heiliger. Dabei war sie indeß nicht bigott, und sagte uns daß

ihr Geistlicher sie belehrt habe, unsere Religion sei nicht sehr verschieden von der ihrigen. Ueberhaupt ist man hier sehr tolerant, in Südamerika dagegen nicht; obgleich auf Cuba ein Erforderniß der Niederlassung ist, daß man ein guter katholischer Christ sei, so beweist doch die Menge der in Habana ansässigen Protestanten, daß man es nicht genau nimmt und die Sache so oder so vertuscht, wovon ich manche Beispiele kenne.

Der Verderb des Familienlebens, welcher in den Colonien besonders durch die Stellung der farbigen Frauen droht, ist überall arg, in Santiago sind aber selbst die wilden Ehen mit Weißen oft von guter Familie und Erziehung an der Tagesordnung und vollkommen recipirt; man schließt Contracte auf 5, 10 und mehr Jahre, und die Kinder erben nach Gewohnheitsrecht $\frac{1}{5}$ des Nachlasses. Eine wirkliche Heirath erfolgt dann höchstens auf dem Sterbebette, indem man bis dahin die Befriedigung gehabt hat, sich durch die Lösbarkeit des Verhältnisses vor den Tücken der schönen Creolinnen sicher zu stellen. Die Deutschen, die das nicht mitmachen, werden dafür „Bestien, Hermaphroditen und Gothen" genannt, und allerdings, zu ihrer Ehre sei es gesagt, gewöhnen sich unsere Landsleute nirgends an die unverhüllte Frivolität der meisten Colonien. Klima und Lebensverhältnisse fordern allerdings auf, einen andern Maaßstab anzulegen als in einem deutschen Landstädtchen,

wenn aber z. B. auf Cuba die Sitte auf manchen Pflanzungen herrscht, den Söhnen des Hauses mit zwölf Jahren eine Sklavin beizugesellen, so übersteigt eine solche Verirrung jedes Maaß von Toleranz.

In Santiago erwartete ich das englische Dampfschiff Trent, und beschränkte mich während des kurzen Aufenthalts auf einige Spazierritte in die schöne Umgegend, deren einer mir indeß durch den Fund wilder Passionsblumen denkwürdig ist. Mein Reiseziel war Haiti, und da zwischen dieser Insel und Cuba kein Verkehr stattfindet, vielmehr von beiden Regierungen völlig untersagt ist, so mußte ich den Umweg über Jamaica wählen; wir kommen dahin zurück, und auch die prächtigen westindischen Dampfschiffe werden wir noch oft benutzen, darum übergehen wir die Beschreibung von Beidem, und landen ohne weiteres am Morgen des 26. März im Hafen von Jacmel auf Haiti.

Dritter Abschnitt.

Haiti.

Die Bai von Jacmel, an der Südküste der Insel Haiti gelegen, präsentirt sich gerade so wie die Küsten von Jamaica und dem südöstlichen Cuba, und das Zusammengehören der ganzen Inselreihe erweist sich abermals. Ein Boot des Dampfschiffs brachte mich die lange Bai hinauf bis zu einem elenden Gerüst, einer Art Landungsplatz, wo mich sofort eine solche gehäufte Menge abenteuerlicher Scenen überraschte, daß ich wirklich mit dem Gefühl, von der civilisirten Welt — zum Erstenmal auf meiner Reise — Abschied zu nehmen, ans Land stieg. Die ewige Angst der Haitier, daß einer ihrer dutzendweis verjagten Kaiser, Könige oder Parteihäupter einen Landungsversuch wagen möchte, war die Veranlassung daß an der Landungstreppe ein Spalier von 10—12 Soldaten aufgestellt war, abgesehen von den zahlreichen Officieren, Zoll-

beamten und Hafenmeistern, welche alle in Uniform paradirten, und sich mit so lächerlichem Hochmuth in ihren bunten Röcken brüsteten, daß gleich zum Anfang eine unwiderstehliche Lachlust mich in ernstliche Gefahr brachte mir den Volksunwillen zuzuziehen; in der That sollte Niemand Haiti besuchen, wer nicht mit Lachen an sich halten kann. Ein Heer von officiellen und nicht officiellen Fragern bestürmte nun die angekommenen Passagiere um Neuigkeiten von der Reise, von dem Dampfschiffe, von Jamaica, und wie wahre Kinder wußten sie in ihrer Neugier gar kein Ende zu finden. So schleppte man uns, nachdem man zuvor unsere Cigarrendosen par douce violence rein ausgeplündert, in eine Art Paßbureau, wo man uns Stühle anbot und wo leider das Examen von neuem anging, da einer der Paßbeamten, ein heller Farbiger, unter Napoleon die deutschen Kriege mitgemacht hatte, und von mir aus jeder Stadt die er in Deutschland gesehen, die neuesten Neuigkeiten begehrte.

Die Oeffnung des Zollhauses erwartend saßen wir in unsrem Asyl, und betrachteten die seltsamen Bilder vor uns mit möglichster Unbefangenheit. Zuvörderst die Heeresmacht, welche so eben abgelöst wurde, da man sich überzeugte daß in keinem der angekommenen Passagiere ein verkleideter Exkaiser verborgen sei. Der Totaleindruck war ein höchst mannichfaltiger, da die gesegnete

Liberté und Egalité keinen strengen Dienst zuzulassen schien, namentlich ließ sich über die Grundfarbe der Uniformen von vornherein gar nichts bestimmen, da sie theils mit fremdartigem Stoff, zu deutsch Schmutz überzogen, theils völlig zerlumpt waren; ungeheuer rostige Flinten, Säbel oder Degen nach Belieben, die Säbelkuppel meist um die Schulter statt um den Leib, mehr oder minder zerrissene Hosen, aber beileibe keine Schuhe und Strümpfe. Den seltsamsten Effekt machte die abenteuerliche Mannichfaltigkeit der Kopfbedeckungen mit den darunter steckenden kohlschwarzen rohen und stupiden Gesichtern; der eine hatte eine Art Czako mit großen rothen Trobdeln, während sein Nachbar zwar den Czako, nicht aber die Zierde jener Trobdeln besaß; ein dritter hatte den eigentlichen Kopf des Czako's auf einem alten breitrandigen Strohhut befestigt, um der Hitze zu begegnen, ein andrer trug einen alten Filzhut, oder gar nur ein buntes Tuch um den Kopf geschlungen. Den Officier dieser edlen Truppe zeichnete ein dreieckiger Hut von unsinniger Größe, darauf die blau und rothe Nationalkokarde, sowie eine dicke goldne Epaulette auf der einen Schulter aus; im übrigen war er barfuß wie die andern, und war so eben mit wenig militärischer Haltung auf eine Bank niedergesunken, während seine Getreuen das Gewehr vor ihm präsentirten und dabei ihre Waffen nach jeder Richtung hin hielten, nur nicht nach oben.

Nachdem das Gepäck im Zollhaus abgefertigt worden war, zog ich mich in die Wohnung eines gastfreien farbigen Kaufmanns, der einen deutschen Associé hatte, zurück, und hoffte die heiße Zeit des Tages nun in Ruhe verbringen zu können, schon war aber ein neuer Quälgeist erschienen, der die neu angekommenen ausländischen Geschöpfe dem commandirenden General und dem Platzcommandanten vorzeigen sollte, und mich hierzu mit vielen Bücklingen einlud. Der General Geffrard, ein junger heller Farbiger, welcher im Lande großen Einfluß besitzen sollte, war gar nicht übel: er sprach nicht das landesübliche creolische Kauderwelsch, sondern geläufiges Französisch, und der Firniß dieser Sprache ließ ihn wirklich sehr gewandt und artig erscheinen. Ich hörte später, daß er aus Aux Cayes sei, wo die Leute gebildeter zu sein pflegten. Der General beeilte sich in einigen rosenfarb gehaltenen Bemerkungen mich von dem glücklichen Zustande des Landes zu unterrichten und die täglichen Revolutionen, welche in einem jungen Staate etwas Natürliches seien, zu entschuldigen; darauf sagte man sich gegenseitig viel Schönes und ich empfahl mich. Wenn ich bei diesem hochstehenden, von seiner Umgebung mit großer Ehrfurcht behandelten Manne eine gewisse Verlegenheit wahrnahm, mit welcher er dem Weißen gegenüber seine schwarze Heimath repräsentirte, so war der alte Oberst zu dem man mich nun führte, desto behaglicher

und selbstzufriedener in seiner Würde; sein kohlschwarzes Gesicht und sein nach dem wahren Ideal der äthiopischen Race geformter Schädel erregte mir wieder einen kleinen Lachkrampf, den ich möglichst bekämpfte. Man bat mich um meinen Paß, den ein Subalterner dem alten Commandanten hinreichte, bis eine Handbewegung ihn belehrte, daß der Alte mit solchen Dingen wie Lesen nicht behelligt zu sein wünschte; dafür ließ er sich das glücklicherweise französisch abgefaßte Aktenstück zu zweimalen von seinem Schreiber vorlesen. Ich litt unendlich und suchte die Audienz möglichst abzukürzen, um draußen den ersten besten lächerlichen oder nicht lächerlichen Gegenstand zum Vorwand für ein baucherschütterndes Lachen zu nehmen.

Jacmel, ein elender Hafenort von kaum 4000 Einwohnern liegt sehr hübsch am Abhang hoher Berge, welche sich zu beiden Seiten des Orts weit ins Meer erstrecken, und so eine lange, verhältnißmäßig schmale Bai bilden. Die ganze Umgebung ist fruchtbar und reich bewachsen; in französischen Zeiten soll sie schön angebaut gewesen sein, ist aber jetzt so verwildert wie die ganze Insel. Der Hafen ist durch einige Castelle beschützt, die seit der Revolution zerfallen, dennoch von den Behörden mit eifersüchtiger Angst gegen neugierige Besucher bewacht werden. Die Place d'Armes, ein elender Schutthaufen, ist durch eine herrliche Aussicht auf

die untere Stadt und die Umgebung bemerkenswerth; auf ihr sah und hörte ich Abends den Zapfenstreich, abermals eine grelle militärische Carrikatur.

Als ich am nächsten Morgen gegen halb vier Uhr aufstand, um alsbald die Reise nach Port-au-Prince anzutreten, hörte ich in einem Nachbarhause Musik, Gesang und mißtönende Stimmen trunkener Fröhlichkeit, die mich schon den Abend und die Nacht hindurch gestört hatten. Ich dachte, es ist eine Hochzeit, und ergab mich drein, als ich aber an dem vermeintlichen Hause der Freude vorüberritt, sah man durch die offene Hausthür eine geschmückte Leiche stehen, und die tiefbetrübten Verwandten unter der Verandah zechen und jubiliren. Diese würdige Weise der Trauer hatten sie die ganze Nacht hindurch getrieben, und wie ich später hörte ist sie ganz nationell; der Ehrenplatz bei einem solchen Gelag, das schon durch die rasche Verwesung in heißen Ländern widrig werden muß, ist zu Häupten der Leiche.

Man hatte mir von Jacmel einen Führer und Packthiere mitgegeben, und so zogen wir in einer förmlichen Karawane einher; hin und wieder wurde ein Vagabund aufgegriffen, der die Thiere mit dem Prügel eine Strecke antreiben mußte. Als die Sonne allmälig die Spitzen, dann die niedern Regionen der Berge, und endlich auch die Schluchten die wir durchzogen, erhellte,

fand ich mich zu meiner großen Freude in der üppigsten Gegend die ich je gesehen. Unser Weg ging theils den Gebirgsbächen entlang, theils kreuzte er sie, blieb aber den größten Theil dieses Tages in den tiefen und zugleich reichsten Strecken. Die herrlichsten Bäume, mit reichen Schlingpflanzen geziert, die jetzt schon anfingen die schönsten und seltensten Blüthen zu entwickeln, ein Heer von Kolibri's, Paroquits, Schmetterlingen waren die Zierde dieser Tour, die in der Morgenfrische nichts Beschwerliches hatte. Einzelne Hütten, und ihre mit den malerischen Bananen bepflanzten Umgebungen erhöhten den Reiz und die Mannichfaltigkeit; wir selbst kehrten in einem Häuschen ein, das von Kienspänen förmlich geflochten war und einen sehr luftigen Aufenthalt bot. Hier erquickten wir uns an dem mitgenommenen Mundvorrath und an dem was die Negerfamilie mit großer Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit beischleppte. Hier sah ich denn zum Erstenmal in der Nähe eines dieser kleinen Negerbesitzthümer der Insel, welche zerstreut gelegen, durch den Ertrag nur der allernächsten Umgebung die geringen Bedürfnisse der Familie decken, während nebenan die fruchtbarsten Strecken der einst so reichen Insel herrenlos und unbebaut da liegen, ohne den trägen Anwohner zu reizen. Die Bewohner sind die wahren Naturmenschen, und mehrmals begegneten wir am Bach waschenden oder badenden Männern und Weibern in

Mutter Eva's Kostüm, ohne daß sie über die vorbeiziehenden Wanderer sonderlich erschrocken wären.

Bis zum späten Nachmittag durchzogen wir diese Thäler und Schluchten; dann endlich fängt man allmälig an zu steigen bis an den Fuß des Hauptberges, an welchem sich der Weg nun sehr steil hinaufwindet. Ein europäisches Pferd, selbst kaum ein Schweizer Bergpferd würde schwerlich das leisten was unsere elend aussehenden Thiere, die obendrein auf ebner Erde fortwährend stolperten. Bald hatten wir die reiche Gegend tief unter uns; neben der Königspalme steht hier die Kiefer, und auch die Aloe, welche wie der Cactus die dürren Vegetationsstrecken der Tropenwelt charakterisirt; es war empfindlich kühl, als wir den wohl zwischen 4—5000 Fuß hohen Paß des Gros Morne überschritten. Tief unten erblickt man die See in einer entzückenden Fernsicht, und näher die Schluchten durch die wir heraufgelangt waren, mit den zerstreuten Häuschen. Mit sinkender Sonne näherten wir uns dem Nachtquartier am Abhange des Bergs, vor uns lag nun die wegen ihrer Schönheit hochberühmte Bai von Port-au-Prince, von der wir indeß nur die äußere Hälfte, noch nicht die Gegend der Stadt übersahen. Nach einer starken Tour, während der ich über 12 Stunden zu Pferde zugebracht hatte, langten wir bei einer Negerhütte, La belle fortune, an die von einem

jungen sehr rohen, aber gutmüthigen Paar Schwarzer bewohnt wurde. Der Name mochte von einer früher etwa dort gelegenen Pflanzung herrühren. Ein Abendessen aus den einfachsten Erzeugnissen des kleinen Besitzthums, Eiern, Bananen und Yamswurzel, ohne Brod, aber reinlich bereitet und aufgetragen, war meinen Ansprüchen, zumal auf Haiti, reichlich genug; ich gedachte des Schmutzes auf Cuba, und stellte Vergleichungen an die den Creolen eben nicht zur Ehre gereichten.

Ich habe später zur Genüge erfahren daß der Reisende in einer solchen Lage vollkommen sicher ist, daß das Negervolk Kleinigkeiten zwar stiehlt wie die Raben, aber einen bedeutenden Diebstahl oder gar Raub nie unternimmt, überhaupt daß der Weiße in Haiti nie die geringste Gefahr läuft. Nun war ich aber bis dahin mit der Art des Landes ganz unbekannt, kannte nur im Allgemeinen den verworrenen Zustand des Staats und konnte am Ende eine besondere Zärtlichkeit der Haitier für die Weißen auch nicht voraussetzen; da denn mein Führer, ein Soldat der einem Marodeur so ähnlich sah wie ein Ei dem andern, den Morgen mit einem gewaltigen Säbel ausgerückt war, so hatte auch ich mich bis an die Zähne bewaffnet, und hielt hier in der einsamen Negerbehausung Vorsicht für gerathen. Darum stand mir auch die kindische Neugier gar nicht an, mit der die armen harmlosen Seelen meine Waffen, Koffer

und sonstiges Reisegeräthe betrachteten. Die Leutchen räumten mir ihr Schlafgemach, in dem ich zwar eine förmliche Waffenwacht, die unter diesen Umständen wirklich quixotisch war, begann, aber von der Ermüdung des Ritts überwältigt neben meinen Mordgewehren bald ruhig einschlummerte.

Unsere weitere Tour am nächsten Morgen ging in der Ebene auf ein Dörfchen, Graisier zu, wo gefrühstückt werden sollte. Ehe wir aber dieses Ziel erreichten, schallte uns plötzlich militärischer Zuruf entgegen; es ward ein Feldposten, durch einige zusammengestellte Flinten angedeutet, sichtbar, zunächst aber ein Soldat der auf den Bauch ausgestreckt, aber das Gewehr zur Hand, Schildwache lag, und daneben sitzend der Officier, dessen fast einzige Bekleidung ein enormer dreieckiger Hut war. Da gab es einige Paßumständlichkeiten, welche sich bei einem der nächsten Posten mit Variationen wiederholten; diesmal war es ein größerer Trupp, und der Officier saß auf einer Hängmatte, seine Beine in der Luft hin und her wiegend, wahrscheinlich um zu zeigen daß er Stiefel anhatte. Nun ergab sich eine große und absonderliche Schwierigkeit: die weise Polizei von Haiti, einsehend wie schwer es ist ein zureichendes Signalement eines Menschen zu geben, hat ihre descriptive Thätigkeit den Thieren zugewandt, da denn die Reisepferde an Farbe, Brand und Abzeichen genau beschrieben

und im Paß angemerkt sind; wir aber hatten hinter dem Rücken der Polizei unterwegs ein armes kleines Eselein gemiethet um das Gepäck besser zu vertheilen, das nicht auf dem Paß stand. Dieser arme Dulder lag halbtodt auf der Erde an unserm Haltpunkt, gewiß ein Beleg daß er nichts Polizeiwidriges im Schilde führe, es gab aber dennoch einen lebhaften Zank zwischen meinem Soldaten und dem Officier, welcher ohne sonderlichen Respekt zwischen Vorgesetztem und Untergebenem geführt wurde; der Officier wandte sich von Zeit zu Zeit an seine Soldaten, welche den Chor machten und sein Verfahren billigten. So ging es hin und her, einmal mit lautem Gelächter, dann mit heftigem Zorn, bis endlich der Bann gelöst und wir entlassen wurden.

Graisier, abermals ein Garnisonsplatz, ist an der Abdachung der Berge zur Bai gelegen. Sehr romantisch nahm sich ein riesenhafter, weithin schattender Feigenbaum aus, der den Soldaten statt eines Zeltes diente; hier nun gewann der scharfe Verdacht welchen die Regierung gegen Reisende zu haben schien, Halt und Richtung, indem man mich geradezu befragte, ob ich nicht hochverrätherische Correspondenzen des Expräsidenten Rivière führe, und alle meine Papiere zu sehen begehrte. Der Leser wird mir glauben, daß ich einer solchen dilettantischen Einmischung in die innere Politik Haiti's nicht

schuldig war, und das glaubten Jene mir denn auch. — Von da an geht es immer am Seeufer weiter, trotz des erfrischenden Seewindes eine heiße Tour; Nachmittags drei Uhr erblickten wir endlich, aus dem Gebüsch hervortretend, die Stadt Port-au-Prince in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Wir sahen sie mit dem Vordergrund eines hübschen Dörfchens und dichtbelaubter Mangobäume, gerade in der glücklichsten Beleuchtung; hinten eine majestätische Bergreihe, dazwischen ein ebenes, sich zur See abdachendes Terrain, und auf dem Vordergrund desselben ganz von der See umgeben die Stadt, deren weißliche Gebäude sich in dem blauen Wasser das sie einfaßte, gar schön ausnahmen. Sie scheint von dieser Seite auf einer Landzunge zu liegen, und wir mußten den Umweg um die ganze Bucht machen, ein reichlich lohnender Aufenthalt, denn wir kamen nun durch die allerüppigste mit Landhäusern und Gärten gezierte Partie der Gegend. Besonders zeichnet sich der Garten eines Franzosen, Mr. Desjardins aus, welcher — ein seltener Fall in den Tropen — der herrlichen Natur durch Landschaftsgärtnerei zu Hülfe gekommen ist; ein Bassin von hohem Bambus umschattet, das in weitem Kreise darum gepflanzt ist, ist ein besonders glücklicher Gedanke. Dieser Reichthum der Natur wie er sich auf diesem Wege enthüllte war mir neu und nie gesehen, obgleich ich bereits kein Neuling in den Tropen mehr

war, und die ganze Ansicht betrachte ich auch jetzt noch als eine der herrlichsten die ich kenne.

Wenn ich den Negern in jenen abgelegenen und friedlichen Hütten des Gros Morne den behaglichen Besitz vollkommener Freiheit von Herzen gönnte, so erscheint es als eine widerwärtige Anmaaßung, wenn dieselbe Race in einer großen Stadt von überkommener civilisirter Form vereinigt, die europäische Kultur nachzuahmen sich den Schein gibt. Port-au-Prince, oder wie es damals hieß, Port Républicain, einst die stolze und üppige Hauptstadt der Reine des Antilles, ist jetzt ein wahrhaft armseliger Ort. Trotz seiner geraden, weiten Straßen und seiner romantischen Lage entbehrt er jeden Anstrichs von Wohnlichkeit und Ordnung; zu den französischen Zeiten war die Stadt wohl gepflastert, die Häuser aus der alten Zeit die stehen geblieben sind, meist von Stein und mit Bogengängen, sind stattlich genug, besonders schön aber sollte das Gouvernementsgebäude werden, welches am höchsten Theile der Stadt gelegen, den ganzen Platz und den Hafen beherrscht haben würde; ein großer terrassenförmiger Platz mit Springbrunnen geziert liegt davor, aber Alles vollkommen verwildert, das noch unvollendete Gebäude wurde bei der Revolution dem Boden gleich gemacht; das Pflaster der Straßen ist mit der Zeit aufgerissen worden, oder so vernachlässigt, daß es wahrhaft halsbrechend ist des

Abends auszugehen, und daß ein Bekannter von mir bei der Regenzeit in der Hauptstraße bis über den Kopf in ein Loch voll Wasser fiel und nahezu ertrunken wäre. Die jetzigen Häuser sind von Holz oder Backstein, die Mehrzahl ist einstöckig, und selbst die besseren mit Schindeln gedeckt. Ein Kranz von Forts umgibt die Stadt, welche sämmtlich aus der französischen Zeit stammen, und greulich vernachlässigt, zum Theil nur noch mit Sandfässern fest gemacht sind; der Hafen ist ohne irgend einen Damm, Quai oder etwas der Art, und nur spärlich von Schiffen besucht, welche den tief gesunkenen Handel mit den Produkten der so reichen Insel unterhalten; das Ganze enthüllt bei jedem Schritte den Charakter, daß alle Kultur wo sie etwa vorhanden ist, von den ehemaligen Herren überkommen, und so lange von den jetzigen Besitzern geduldet ist, als sie nicht von selbst über den Haufen fällt.

Während der Neger, den ich auch hier als von Natur höchst gutmüthig kennen lernte, auf dieser Insel deren ausschließlichen Besitz er erlangt hat, ein harmloses Pflanzenleben führen könnte, und es in der That fern von den Städten und dem Erschütterungskreis politischer Bewegungen auch führt, ist es das natürliche Loos dieses abnormen Staates geworden, daß herrschsüchtige Charaktere, sowohl einzelne besonders begabte und in der Revolutionszeit zu Energie und Selbstbewußtsein

erstarkte Schwarze, als hauptsächlich Farbige das Staatswohl zum Spielball ihres Ehrgeizes gemacht und die blutigsten Katastrophen herbeigeführt haben; es genügt zu sagen, daß man in einer dieser Phasen sich zum förmlichen eigentlichen Constitutionalismus, wie er auf dem Papier steht, verstiegen hat, um die Einsicht zu gewinnen, daß alle Symptome politischer Civilisation auf Haiti ganz auf der Oberfläche der Bevölkerung haften, und ebenso ist es mit fast allen andern Einrichtungen europäischer Art, von denen ich dem Leser manche werde zu erwähnen haben deren Nennung ihn anfangs in seinem Urtheil ganz irre führen könnte. Allerdings kann man in Haiti von gesetzgebenden Körpern, Kammern, Codificationen, hohen Schulen u. s. w. reden, wird aber bei näherem Eingehen inne, daß alle diese Dinge das mehr oder minder harmlose Spielwerk Einzelner, hauptsächlich der Anzahl intelligenter und zum Theil in Europa gebildeter Farbiger sind, durch die das Wohl und die Kultur des Volkes in den wenigsten Fällen gefördert, in vielen untergraben wird. Dahin gehören besonders die endlosen Bürgerkriege und Revolutionen, welche bloß dem Bedürfniß Einzelner und deren Parteianhänger zu Liebe das Ganze in seinem Gedeihen hindern. Diesen Charakter trägt denn die Geschichte des unabhängigen Haiti von Anfang an, nicht minder den blutiger Grausamkeit und thierischer Wildheit; zuerst

Greuelscenen aller Art in dem Kampf der Weißen und der Neger, dann noch unversöhnlichere Feindschaft zwischen Schwarzen und Farbigen. Von den Franzosen erzählt man, sie hätten die gefangenen Neger in die Erde gegraben, ihnen die Köpfe mit Pechkränzen umwickelt, und so angezündet; dafür henkten die Neger ihre Opfer, lebendig geschunden an den Beinen auf, und bestrichen sie um Insekten anzulocken mit Honig. Toussaint Louverture, dessen Leben und Thaten noch mehr Gegenstand des Romans als der Geschichte geworden, hatte ungeheure Schätze aufgehäuft und vergraben lassen; er verwendete hiezu ein Detachement Soldaten, die er als sie von dieser Arbeit zurückkamen, umzingeln und zur Bewahrung des Geheimnisses bis auf den letzten Mann niedermachen ließ; noch neuerdings wurden Nachgrabungen nach diesen Schätzen angestellt. Der schwarze Kaiser Dessalines, der aus Toussaint's Fall sich erhob, hat ebenfalls einen Schatz vergraben; als er die Farbigen und Weißen ermorden lassen wollte, stifteten Pétion und Christophe eine Verschwörung an, und Ersterer stellte 20,000 Mann auf, die Dessalines beim Eintritt in die Stadt ohne Ordre versammelt fand; er fuhr sie an, und hieb mit der Reitpeitsche auf die Empörer ein, die scheu zurückwichen, bis ein Corporal Garat ihn niederschoß. — Christophe, nun zum Präsidenten gewählt, weigerte sich die Verfassung zu

beschwören, worauf Pétion, Farbiger, sich an seiner Statt wählen läßt, und ihn von Port-au-Prince zurückschlägt. Nun begründete der Andre mit seinem Anhang das Königreich am Cap Haitien, welches sich neben der Republik von 1806—1820 erhielt. — Christophe, ein Creolneger von der englischen Insel St. Christopher, war der merkwürdigste unter allen Gewalthabern Haiti's, sowohl wegen seiner Erfolge als wegen der wirklich hervorragenden geistigen Anlagen, durch welche er sich von seinen Stammgenossen als seltene Ausnahme hervorthat. In richtiger Beurtheilung des indolenten Charakters seiner Landsleute pflegte er sie zur Schule, zum Kaffeebau u. s. w. prügeln zu lassen; in den Schulen ließ er aus Haß gegen die Franzosen die englische Sprache lehren. Finanzen und öffentliche Ordnung gediehen unter ihm, der sich seines Herrschertalents wohl bewußt war, und Friedrich den Großen und andere Regenten nachzuahmen affektirte; so erbaute er sich ein Sans-souci, auch um Napoleons Anerkennung buhlte er und schrieb diesem einen Brief: »au plus grand des blancs le plus grand des noirs;« seinen Anführern verlieh er Herzogstitel in napoleonischer Weise, prügelte sie aber und mißbrauchte ihre Weiber, was nur der Duc d'Avancé, Guerrier, sich nicht gefallen ließ; als der König einst den Stock gegen ihn aufhob, legte er die Hand an den Degen mit den Worten:

»Frappez, Sire, mais vous êtes mort.« Da reichte ihm der König anerkennend die Hand. Auch der spätere Präsident Pierrot war Duc de Marmelade, nach einem Oertchen beim Cap. Einem andern Officier, Riché, hatte er einige mißbilligende Worte über seine Heirath mit einer Farbigen gesagt: da gibt dieser die Frau seinen Soldaten preis, und wirft seine farbigen Kinder aus dem zweiten Stock des Hauses in die Bajonette der unten Stehenden. Das war selbst für Christophe's Nerven zu arg; mit den Worten: »mais vous êtes un scélérat« stößt er ihm mit dem Stock ein Auge aus, und läßt ihn ins Gefängniß werfen. Ich habe das alte einäugige Ungeheuer noch als Obersten in Port-au-Prince gesehen, wo er um dieser Römerthat willen sehr in Ansehen stand; später ist er gar Präsident geworden. König Christophe war despotisch und grausam; sein Capri war das von ihm erbaute Castell la Ferrière, wo er zum Zeitvertreib auf Vorüberziehende zu feuern pflegte, auch seiner Tochter Anleitung in der weiblichen Kunst des — Kanonenschießens gegeben haben soll; einmal hieß er sie einen so eben von ihm selbst abgeschickten Courier aufs Korn nehmen, und sie schoß ihn richtig über den Haufen. Seine Grausamkeit machte ihn verhaßt, und als man ihn einst auf einem seiner Kriegszüge todt sagte, ließen die Weiber in der Hauptstadt, welche die Ermordung ihrer Männer oder Liebhaber

zu beklagen hatten, ein Tedeum abhalten; Christophe kommt zurück, veranstaltet ebenfalls ein Tedeum, läßt die Kirche umstellen und jene Weiber gefangen nehmen und verschwinden. So trieb er sein Wesen bis zum Jahre 1820, und überlebte seinen Rivalen Pétion. Als dann dessen Nachfolger Boyer einen neuen Angriff auf das Königreich im Norden vorbereitete, und am Cap eine Revolte ausbrach lag Christophe gerade krank; vergebens suchte er in einem stärkenden Bad (einem Pfefferbad) die Kraft zu Pferde zu steigen, und in dem Gefühl daß es mit ihm zu Ende gehe, erschoß er sich.* Pétion hatte die Republik des Südens inzwischen eben so milde regiert, als jener durch Grausamkeit sich hervorthat; er gilt für den besten unter den Regenten Haiti's, und wird von ihnen sogar der Große genannt, doch heißt es von ihm, er habe verstanden zweckmäßig zu tödten, wenn das Staatswohl es zu erfordern schien; aus Gram über einen Mordversuch gegen ihn, und wie man sagt über die Undankbarkeit Boyer's der ihm Alles verdankte, starb er im Jahre 1818 den freiwilligen

* Ein Descendent Christophe's, der sich Prinz Christophe nennen ließ, trieb sich noch ganz neuerdings in Westindien herum und war einmal Passagier auf dem westindischen Dampfer Trent, Capt. Boxer, wo er seine Frau fortwährend prügelte und anderes Unwesen trieb, so daß Capt. B. ihm die Kajüte verbot. Dafür drohte er, er werde die Trent, sowie sie sich im Hafen von Jacmel blicken lassen werde, nehmen und verbrennen lassen.

Hungertod. Ihm folgte Boyer, abermals ein Farbiger, als Präsident auf Lebenszeit, und zwar seit Christophe's Ende über die ganze Insel. Er wird als ein gescheidter Mann geschildert, der gute Formen hatte, auch selbst repräsentirte und Diners gab, und die Staatsmaschine durch das Einhalten europäischer namentlich constitutioneller Formen im Gang zu erhalten wußte; durch Eitelkeit und die Prätention Alles am besten zu wissen schadete er aber seinen Erfolgen, weßhalb die Gegenpartei ihm nachsagte er habe Haiti keine blühende Entwicklung gegönnt; Aufhetzereien und Spaltungen zu stiften verstand er meisterlich; den Weißen war er nicht günstig, verbot Heirathen mit ihnen und erschwerte ihre Niederlassung. Nachdem er 25 Jahre lang sich auf der schiefen Ebene des Constitutionalismus bewegt hatte, brachte ihn ein verfassungswidriger Eingriff in die Composition des Senats zu Falle, und durch eine unblutige militärische Revolution wurde er von Hérard, dit Rivière, einem Farbigen verdrängt. Boyer zog sich in freiwillige Verbannung nach Jamaica zurück, wo er 1845 noch lebte, beim Abschied prophezeite er aber seinen Mitbürgern eine neue Revolution in Jahresfrist. — Rivière, von der intelligenteren Partei der Farbigen getragen, machte dem Constitutionalismus noch größere Concessionen, ließ aber die von ihm beschworne Verfassung alsbald durch das ihm ebenfalls ergebene Heer umstoßen.

Unter ihm riß sich der östliche ehemals spanische Theil der Insel los, und gestaltete sich als dominicanische Republik; die Versuche der Wiedereroberung scheiterten an der Schwierigkeit, in den unbebauten Strecken welche die feindlichen zwei Staaten trennen, ein Heer zu verproviantiren, sowie an dem geringen Sinn der Neger für abstrakte militärische gloire. Es scheint, daß in jener Zeit die Haitier das was kein Verstand der Verständigen damals erkennen wollte, die Lüge in der modernen Staatsform, in kindlicher Einfalt über Bord warfen, denn als nun Rivière nach Boyer's Prophezeiung verjagt wurde, setzten sie den alten Guerrier, einen kohlschwarzen beschränkten Mann, der nicht einmal schreiben konnte, aber brav und ehrenhaft, zum Präsidenten ein, gaben ihm einen Staatsrath zur Seite und vergaßen die Kammern wiederherzustellen. Guerrier hatte nur Einen Fehler, daß er des Morgens 7 Uhr schon betrunken war, und die leere Rumflasche vor sich die sich meldenden Sollicitanten kaum noch mit lallender Zunge an den Staatssecretär zu verweisen im Stande war. Neben seinen vorher schon erwähnten Antecedentien gereicht ihm auch das zum Ruhme, daß er in den 11 Monaten seiner Präsidentschaft kein Blut vergossen hat, und als er gerade während meines Aufenthalts starb, folgten ihm Lob und Anerkennung nach, ja in der begeisterten Redeweise eines Zeitungsschreibers von

Port-au-Prince war er der Bayard Haiti's, der Ritter ohne Furcht und Tadel. Seinen Nachfolger Pierrot habe ich noch in der Hauptstadt einziehen sehen; man war damals entschlossen nur einen Schwarzen zu wählen, und um allen Conflikten vorzubeugen, den Ehrgeizigsten unter den Generalen. Soulouque, jetzt Kaiser Faustin, habe ich damals wohl nennen hören, doch weiß ich nichts von ihm zu erzählen.

Die letzten Lebens- und Regierungstage Guerrier's wurden durch einen Versuch Rivière's sich der Herrschaft wieder zu bemächtigen, beunruhigt, und diese Episode der Geschichte von Haiti habe ich zu meinem großen Ergötzen mit erlebt. Das Gerücht von seiner bevorstehenden Invasion war die Ursache von jenen militärischen Vorsichtsmaaßregeln auf der Route zwischen Jacmel und Port-au-Prince gewesen, und wenige Tage nach meiner Ankunft sandte auch die britische Colonialregierung von Jamaica ein kleines Kriegsschiff um die haitische Regierung freundnachbarlich zu benachrichtigen, daß Rivière, der auf jener Insel ein Asyl gefunden, dort Mannschaften an sich gezogen habe, und in einem kleinen Fahrzeug mit Waffen wohl versehen auszulaufen im Begriff sei; man habe sich nicht berechtigt gefühlt einzuschreiten, verfehle aber nicht die dienliche Nachricht davon zu geben. Ich muß bezweifeln, ob die guten Haitier bei aller Intelligenz die die abolitionistischen

Engländer ihnen zugestehen, Fassungsgabe genug besaßen um sich in diese Casuistik zu finden; jedenfalls wäre es ihnen lieber gewesen, wenn die Engländer statt der freundschaftlichen Benachrichtigung den Rivière ohne weiteres festgenommen hätten, und es entstand die größte Verwirrung und Angst im Lande. Diese politische Angst ist eine besonders charakteristische Eigenschaft im haitischen Staatswesen, und sie ist natürlich genug da wo ein unglückliches inertes Volk das Spielzeug herrschsüchtiger Parteien ist, welche auch ihrerseits zu wenig fest wurzeln um nicht um ihren Machtbesitz fortwährend zu zittern. Diesmal erwachte der alte Haß der Schwarzen gegen die Farbigen wieder in seiner ganzen Lebhaftigkeit, da man Letzteren Sympathie und Mitwissenschaft mit jenem Landungsversuch zutraute; aber auch außerdem sollte Rivière beim Volke seiner „Leutseligkeit" halber großen Anhang besitzen, besonders bei den Weibern, die bei seiner Verbannung heulten und klagten. Da nun auch auf die Treue der Truppen kein großes Zutrauen gesetzt wurde, so war die Lage der Dinge kritisch und die Bestürzung allgemein, alle Geschäfte wurden eingestellt, und die erschreckten Gemüther vergrößerten die umlaufenden Gerüchte ins Abenteuerlichste. Die Regierung war indeß so klug sich sofort aller Häupter der Partei Rivière's zu bemächtigen, und so für den Fall daß ein gemeinschaftliches Handeln vorbereitet war, dasselbe

zu lähmen. Nun gab es bewegte Tage, und ich genoß dieselben doppelt, da ich mich ungewöhnlich guter Connexionen zu erfreuen hatte; mein farbiger Bedienter* nämlich, ein Eingeborner, war mit den Officieren der Garnison sehr befreundet, und empfing mit deren Besuchen stets die neuesten Neuigkeiten, möglichst grell ausgemalt. Die Verhaftungen dauerten fort, eine Anzahl Rivièristen suchte sich aus dem schlecht verwahrten Gefängniß zu befreien, die Wache feuerte, und fünf wurden mehr oder minder schwer verwundet. Auch ein unglücklicher Franzose, ein Weißer, wurde als »cosmopolite« beim Kopf genommen und eingesteckt. Dazwischen wurde alle waffenfähige Mannschaft zum Dienst gepreßt, selbst die Schüler in den obersten Klassen, und die Widerspenstigen gefangen gesetzt, darunter unser Koch, und mit letzterem Ereigniß fingen auch wir an den unheilvollen Zustand des Landes schwer zu empfinden. Das Arsenal, 100 Schritt von meiner Wohnung, pflanzte Kanonen auf, die Straße zu bestreichen, eine Proclamation die unter klingendem Spiel verlesen wurde, setzte auf Rivière's Kopf einen Preis von 10,000 Gourdes oder haitischen Dollars, auf seine geflüchteten Anhänger aus

* Ich hatte ihn unterwegs zwischen Jacmel und Port-au-Prince in einem sehr abgerissenen Zustand aufgelesen; es war ein ordentlicher Mensch, schon alt mit grauen Haaren, welch letztere ihn aber nicht verhinderten mir beim Abschied zu sagen, ich habe wie ein Vater an ihm gehandelt.

den „ersten Familien des Landes" 500. Großer Schrecken entstand, als einem gestorbenen General zu Ehren Kanonensalven abgefeuert wurden. In Aux Cayes wurden 4 Rivièristen erschossen, ohne Appell, denn die Leute meinten vor einem Jahre bei einer andern Revolte seien ja auch Schwarze erschossen worden, und jetzt habe das Blatt sich gewendet; dagegen wurden aber auch 6 Schwarze festgenommen, welche eine allgemeine Ermordung der Farbigen anstiften wollten. Bei einer Parade ließ ein Officier eine Abtheilung Farbiger durch die Uebrigen umzingeln, und dann zum Einhauen commandiren; es blieb aber beim Befehl, wiewohl das Gerücht schon ein entsetzliches Blutbad aus dem Ereigniß machte.

Da nun das nächste Dampfschiff die Nachricht brachte, Rivière habe sich wirklich mit 50 Mann und 2 Kanonen in Kingston auf Jamaica eingeschifft, so wurde am 12. April die Insel unter großem Lärm in Kriegszustand erklärt. Rivière war nun auch bei Jacmel gesehen worden, und sollte sogar ein gegen ihn ausgeschicktes Kanonenboot genommen haben; aber so gefährlich war es nicht, vielmehr war der ganze Ueberfall durch die energischen Maaßregeln der Regierung aller Hoffnung verlustig gegangen, und als Rivière nach einigen Tagen wirklich landete, geschah es um einem Wachtposten mit flehender Geberde den Mangel an Wasser und Lebensmitteln auf seinem Schiff vorzustellen;

die Wachtmannschaft aber, statt ihn festzunehmen und die 10,000 Dollars zu verdienen, warf die Gewehre weg und lief davon, um sich in solche fatale politische Händel nicht zu verwickeln. Rivière zog sich nun erst auf ein benachbartes Inselchen zurück, und als ich nach einigen Wochen nach der dänischen Colonie St. Thomas kam, lag dort sein Schooner vor Anker und das Unternehmen war aufgegeben.

Am 16. starb der alte Guerrier auf dem Lustschloß St. Marc, beiläufig gesagt das erste natürliche Ende eines Herrschers von Haiti, da die früheren Regierungswechsel alle durch Mord, Selbstmord oder Verjagung statt hatten. Dieses Ereigniß würde noch vor wenigen Tagen die Rivièrischen Plane außerordentlich gefördert haben, aber nun war seine Partei zersprengt und eingeschüchtert, und da der Staatsrath mit raschem einstimmigem Entschluß den General Pierrot proclamirte, so kehrte Ruhe und Sicherheitsgefühl in die geängstete Hauptstadt wieder ein. Was uns Weiße betraf, so hatte dieses Gefühl uns nie verlassen, und die zu unserem Schutze herüber gesandte britische Fregatte Spartan erwies sich als überflüssig, da Niemand daran dachte, uns auch nur mit einer Miene zu beleidigen. — Pierrot, als Christophe's Schwager früher Duc de Marmelade, war ein alter General der am Cap unter seiner Truppe unbedingten Anhang besaß, und durch deren martialischen, vor den andern Truppen sich auszeichnenden Geist

den größten Anspruch auf Machtbesitz zu haben schien, und jedenfalls einen andern nicht hätte aufkommen lassen. Nur zweifelte man einige Zeit, ob er sich herablassen würde zur Uebernahme der Präsidentschaft nach Port-au-Prince zu kommen, und nicht vorzöge am Cap König auf eigene Faust zu werden. Pierrot war denn abermals ein Schwarzer, und es machte einen bedenklichen Eindruck, daß er sofort einen schwarzen Rebellen, Jacques Acaon, der im vorigen Jahr Greuel aller Art gegen Farbige verübt hatte, und unter Guerrier sich nicht zeigen durfte, zu Gnaden aufnahm, nicht minder einen General, der bei dem letzten Erdbeben zum Schutz des Cap Haitien gesandt, vorgezogen hatte die Stadt zu plündern, und deßhalb auf den Tod gefangen saß.

Ich hoffe durch diese verworrene Aufzählung der Thatsachen dem Leser den Eindruck der Verworrenheit gegeben zu haben, in der wir damals lebten. Der im Ganzen unblutige Charakter dieser Krise verdarb mir den Spaß nicht, mich an diesen sonderbaren Erlebnissen wahrhaft zu ergötzen, zumal da durch Pierrot's Erhebung die ganze Episode nunmehr zur Harlekinade gestempelt erschien. Wir hätten das gern laut gesagt, hätte man nicht selbst ein paar Personen, die die Melodie des harmlosen Liedchens: „Prête-moi ta plume, mon ami Pierrot!“ halblaut gesummt hatten, von Staatswegen übel mitgespielt.

Ich verdankte dem dänischen Generalconsul Herrn Seeger, und seinen Associés, den Herren Schulz und Strack viele Freundlichkeiten; da Ersterer zwar mir alle Gastfreiheit erwies, jedoch mich nicht zu beherbergen vermochte, so suchte ich mir in einem Häuschen das schon von mehreren jungen Deutschen bewohnt wurde Unterkunft, und war glücklich sie zu erhalten, da es keine Wirthshäuser gibt, und an dem gemeinschaftlichen Tisch einen Platz zu finden: ich hätte sonst mir meine Provisionen auf dem Markt selbst kaufen müssen. Wohl die Hälfte der achtzig Europäer in Port-au-Prince sind Deutsche, natürlich nicht alle zum Umgang geeignet; in dem kleineren Kreise in den ich gerieth, fand ich wohlwollende Aufnahme und angenehme Geselligkeit; es ist aber in einer Colonie wie diese, wo anregender Umgang absolut nicht existirt, eine schlimme Schattenseite, daß fast der einzige Genuß und Erholung in Gelagen gesucht werden müssen, bei denen das Maaß gar oft überschritten wird. Für mich bot nun freilich der sechswöchentliche Aufenthalt Anregung genug, und ich habe dort mein Gedächtniß mit interessanten Dingen förmlich vollstopfen müssen. Ich erwähne bei diesem Anlaß, daß flüchtige Reisen von Land zu Land, gar bei einer Ausdehnung wie die meinigen, nicht nur ein unbehagliches Gefühl geben, als müsse man fortwährend fürchten von dem Gelernten und Erfahrenen etwas zu verlieren,

sondern auch Ordnung und Sicherheit des Gedächtnisses leider vollkommen zerstören. In ersterer Beziehung sind genaue Tagebücher und an Ort und Stelle geschriebene Schilderungen unerläßlich, wenn man nicht will daß die Bilder sich bald vollständig verwischen und mit andern Eindrücken anderer Länder verschwimmen. Ich möchte diesen Rath denen die er angeht, gern recht eindrücklich machen.

Ich beginne mit der Darstellung des eigentlichen Volks von Haiti, der Schwarzen; sie sind der Natur der Sache nach, wie durch ihre Anzahl, da sie sieben Achtel der Bevölkerung von 850,000 Seelen bilden, das wesentliche Element der Bevölkerung. Wenn die Geschichte der Insel an Zügen von Niederträchtigkeit, Treulosigkeit und Grausamkeit reich ist, so erklärt sich diese Erscheinung theils aus der Schule blutiger Empörung durch welche eine Generation gegangen, theils aus den Anreizungen zum Bösen welche entfesselter Ehrgeiz und Herrschsucht mit sich bringen, theils aber dadurch, daß in einem zerrütteten Lande gerade die Schlimmsten hervortreten und eine Rolle zu spielen trachten. Dieser blutige Charakter, wenn er gleich durch die Todfeindschaft zwischen Farbigen und Schwarzen stets in Anregung erhalten wird, hat sich doch in den Zeiten vieljährigen friedlichen Regiments sehr beruhigt, und die natürliche Gutmüthigkeit der Neger tritt im Allgemeinen

stark hervor. Sie sind wahre Kinder und nur in den Städten verderbt, die besseren Eigenschaften des Naturmenschen, Gastfreiheit, Dankbarkeit für empfangenes Gute (sowie freilich auch Rachsucht), Liebe zu den Ihrigen, persönlicher Muth wohnen ihnen bei; zu letzterem gehört indeß die Bemerkung, daß sie erbärmliche Soldaten sind; im letzten Krieg gegen Santo Domingo * pflegten sie beim ersten Kanonenschuß auf die Erde zu fallen und beim zweiten auf allen Vieren davon zu laufen; doch ließen sie sich darum nicht feig schelten, sondern meinten nur die fremden Händel gingen sie nichts an; es liegt gewissermaaßen auch darin ein Zug von Harmlosigkeit. Feige sind sie in der That nicht, und ihre Weiber namentlich verfallen eher ins andre Extrem, indem sie sich bei Zweikämpfen auf den Straßen wie Furien geberden, und sich förmlich die Kleider vom Leibe reißen; auch über die schlechte Haltung der Truppen in dem eben erwähnten Feldzug sollen sie sehr ungehalten gegen ihre Männer gewesen sein. Auch wohlthätig sind sie in hohem Grade, und die Bettelei, die freilich in einem so fruchtbaren Lande nicht füglich entschuldbar ist, findet reichliche Nahrung. Begünstigt durch die unendliche Fruchtbarkeit des Bodens und das glücklichste Klima,

* Nicht San Domingo. So auch Santo Tomas, Santo Torribio, und immer Santo statt San, wenn des Heiligen Namen mit Do oder To beginnt.

dann durch die geringe Zahl der Bevölkerung, nur 650 auf die Quadratmeile, findet der Haitier seinen Lebensunterhalt leicht genug, und er ergibt sich in der glücklichen Sicherheit der Befriedigung seiner ersten Bedürfnisse ganz der Trägheit, welche die Grundanlage seiner Race ist. Hier kann der Abolitionist lernen, wie der Schwarze die Kultivirung eines Landes und die Ausbeutung seiner Ressourcen versteht, und hier hätten die, welche an die Emancipation der Sklaven auf den britischen Inseln sanguinische Hoffnungen blühender Entwicklung knüpften, im voraus die Erfolge studiren können, wie sie denn in vollem Maaße und in voller Analogie von Haiti eingetreten sind. Der Neger welcher sich auf dieser Insel, vielleicht auf dem üppigen Boden einer zerstörten Pflanzung niedergelassen hat, bedarf nur einer luftigen leichten Hütte, die er sich schnell und ohne Kosten aufrichtet; ein paar Beete mit Bananen und Yamswurzeln und ein paar Fruchtbäume ernähren ihn und die ganze Familie Jahr aus Jahr ein, und schlimmsten Falles wenn das Erdreich mit der Zeit ausgesogen ist, rückt er mit seinem Gärtchen ein paar Ruthen weiter. Andere Bedürfnisse hat er nicht, denn die Kleidung ist ihm nicht sowohl Bedürfniß als Putz, und um diese in der Stadt zu erkaufen, pflückt er sich in der Zeit der Kaffeereife einen Sack mit Bohnen von den Bäumen die in seiner Nachbarschaft noch von alter Zeit

her wuchern; deren selbst anzupflanzen, oder auch nur Alles zu pflücken was neben ihm ungepflanzt reif wird, ist ihm zu unbequem, und wie die Lilie auf dem Felde zieht er nur eben so viel Nahrung an sich, als er zu seinem physischen Behagen bedarf; von dem Trieb sich mit raffinirteren Genüssen zu umgeben, sich zu bereichern, die Natur sich dienstbar zu machen ist keine Rede; sein höchster Luxus ist ein Spiegel, allenfalls etwas englisches Fayencegeschirr, das der poetische Reisende zu seinem Aerger in mancher Hütte findet, wo er aus Calebassen oder Cocosschalen zu speisen hoffte. Wie vergeblich da die Erwartungen sind, aus einer Negeransiedlung national-ökonomische Resultate emporwachsen zu sehen, liegt wohl am Tage, und diese harmlose Barbarei ist der natürliche Zustand Haiti's, und er wird sich immer mehr, zum Glück der Bevölkerung obendrein, befestigen, je mehr der Ehrgeiz unter den Parteihäuptern und die daran sich knüpfenden Versuche eine treibhausartige Kultur zu erziehen, schwinden werden.

Natürlich ist die Erscheinung dieser Menschen eine sehr rohe, und so ist auch ihre Sprache, das Creolische, das aus französischen und spanischen Wurzelwörtern entstellt, weder Declination noch Conjugation, noch syntaktische Formen hat. Einige Proben, die zum Theil auch in die Sprache der Gebildeten hineinragen, folgen hier: Bai heißt holen, bai assiette, bai feu;

me bai feu, ich hole Feuer. Gagner ist das englische to have got, haben; me gagne pain, j'ai du pain. Comment voyez, wie geht's? C'affaire vous, c'est votre affaire. Pas connai, ich weiß nicht. T'en prie ist das wahre haitische Commandowort, und die Antwort heißt oft: pas voulé. Sau dit (vollkommen wie Sau lautend), vous dites? sau voulé, was willst du? Taffia ist Schnaps. Mouché oder mochié statt monsieur. Die Redensart zum Abschiednehmen ist: excusez! worauf der Andere sagt, faites, geh' nur! Den Weißen redet der gemeine Mann blanc oder petit blanc an, es gibt aber noch eine andere Redensart, die weit weniger höflich ist. Ganz merkwürdig ist eine Interjection ah oder uh, im Discant ausgestoßen, die der Ungebildete alle Augenblicke gebraucht; sie ist der Ausdruck der Zuversicht, der Freude, des Uebermuths, und klingt nicht sehr civilisirt.

Das Nationallaster der Neger ist die Sucht zu stehlen, und sie ist wie man glauben möchte, physisch wie beim Raben, denn sie können nichts Glänzendes liegen sehen; dagegen sind nicht nur große Diebstähle und Raubanfälle sehr selten, sondern man kann auch im Großen völlig auf die Leute zählen, wie z. B. die Kaufleute von Port-au-Prince kein Bedenken tragen einen einzelnen Mann mit beträchtlichen Summen über das Gebirge nach Jacmel zu schicken; Harmlosigkeit und

Ehrlichkeit, aber auch Mangel an Unternehmungssinn und Furcht vor Strafe erklären diese Erscheinung. Fatal für die Spitzbuben ist die Sitte, daß ein ertappter Dieb wenn er zur Wache geführt wird, von jedem Vorübergehenden schonungslos gehauen werden darf.

Die Bevölkerung bekennt sich zum Christenthum, und zwar zur katholischen Kirche, aber es liegt in religiöser Beziehung Alles im Argen, und es geht auch hierin wieder das Uebel von der Hauptstadt aus. Ich erwartete neben freilich laxen Sitten lebhaftes wenn auch sinnliches religiöses Gefühl zu finden, und dachte mir es möge in Haiti eine Analogie zu Süditalien bestehen, aber der Unterschied ist gewaltig groß. Die Stadt Port-au-Prince besitzt für ihre 22,000 Einwohner nur Eine kleine Kirche (abgesehen von den Privatkapellen einiger Missionare), in welcher man höchstens eine Anzahl Weiber findet. Die Männer, zumal die jungen, stehen draußen unter der breiten Verandah und gucken zum Fenster hinein, aber nicht aus Andacht, sondern um die Schönen darinnen zu bewundern; kaum daß sie den Hut abnehmen, sie schwatzen, lachen, ignoriren den Gottesdienst, und daß die andern von innen herausgucken ist der Welt Lauf. Ich selbst habe den fashionablen Sonntagmorgen-Spaziergang, welcher ein nicht eben lobenswerther Gebrauch auch der jungen Deutschen ist, mitgemacht, und kann als Augenzeuge reden. Vor der

offenen Kirche ist der große Markt für tägliche Lebensbedürfnisse, welcher nie mehr besucht ist als am Sonntag, und am Sonntag während der Kirche habe ich mit angesehen, daß ein Regiment mit klingendem Spiel über den Platz zog, um die allgemeine Entwürdigung noch zu erhöhen. Ein Bekannter von mir hatte am letzten Charfreitag mit angehört, wie in der Kirche das Stabat mater aufgeführt wurde, und das Volk in der Verandah es nachsang, nicht aus Andacht, sondern zum Spaß oder Spott wie man will.

Es ist schmerzlich zu sehen, daß eine Bevölkerung der wir die Gleichheit mit begabteren Menschenkindern gerade nur in dem Punkte zugestehen, daß die Gnade Gottes auch für sie dieselbe sei, in solche Frivolität verfallen ist; junge Leute die das religiöse Bedürfniß fühlen zu communiciren, können das vor dem Spott der Ihrigen in der Stadt gar nicht wagen, sondern pflegen sich heimlich nach einem Dorf in der Nähe zu begeben. Natürlich ist diese leichtfertige Entfremdung vom Heiligen den Landbewohnern nicht eigen, und ich weiß ein Beispiel daß ein Abenteurer Geld verdiente, indem er in der Verkleidung eines Priesters auf den abgelegenen Ortschaften und einzelnen Besitzthümern herumzog, geistliche Handlungen zu verrichten und besonders zu taufen. Im Allgemeinen jedoch sagt man den Haitiern nach, daß sie die Kosten von Taufe und Trauung ersparen

wo sie können,* insbesondere scheint die Ehe mit dem roh sinnlichen Volksgeist in Widerspruch zu stehen; ein junger Mann der eine Frau zu ernähren vermag, placirt (das ist der technische Ausdruck) ein Mädchen, und lebt mit ihr so lange er will; das ist ein durchaus respektirtes Verhältniß, zu dem die achtbarsten Eltern ihre Töchter ohne Bedenken hergeben. Die allgemeine ungescheute Sprache, tägliche Beispiele, die ganze Lebensweise, die nationellen Tänze, Alles das beweist daß die Herrschaft niederer ungezügelter Sinnlichkeit unbegrenzt ist.

Mit dem Unglauben paart sich der Aberglauben und groteske Entstellungen heiliger Gebräuche. Sowie beim Abendgottesdienst am Charfreitag der Pfarrer sein Buch zuklappt, erhebt die ganze Gemeinde ein rasendes Gepolter mit Stöcken, Stühlen und Bänken, um den Teufel zum Tempel hinauszujagen, und dieser Skandal wiederholt sich sofort in allen Häusern. Ebenso hört man in der Charwoche unaufhörliches Schießen, die Juden todtzuschießen; Andre stopfen Figuren als Juden aus, peitschen und verbrennen sie. Amulettenkram ist auch in seiner Geltung, und mir ist ein Fall

* Taufnamen wie Diogène, Thales, Leonidas und ähnliche stammen jedenfalls nicht aus dem Heiligenkalender; ganz hübsch ist Fils-aimé, und für einen Farbigen Beaubrun, sehr zart Bonbon, etwas stark aber Superfine Baltimore, allem Anschein nach der Etikette eines Stücks Baumwollenzeug entnommen.

bekannt, wo ein Priester einem Haitier drei Blutstropfen Christi als Schutz zur Seereise mitgab; aber auch die heidnischen Zaubergebräuche, welche aus Afrika stammen und die ich gelegentlich der Sklaverei auf Cuba berührt habe, sind noch in voller Geltung. Merkwürdig ist die Furcht vor Hexen, Sombis auf creolisch, und im Jahre vorher verbreitete sich in Port-au-Prince das Geschrei von einem gespenstigen Schwein das (ein trefflicher Polizeiagent) die Nachtschwärmer in den Straßen verfolgen und auffressen sollte. Diese Furcht vor Unholden ist bekanntlich den meisten südlichen Ländern fremd, und ich selbst wie andre haben gefunden, daß das europäische, namentlich deutsche Gefühl der Unheimlichkeit in jenen Ländern in der That nicht gedeiht. — Ein starkes Stück ist es, daß in Port-au-Prince drei bis vier Freimaurerlogen bestehen und blühen.

Erwähnenswerth ist noch die Neigung des Volks zu lauten Selbstgesprächen; gar oft geschieht es daß man sich von einem Begegnenden angeredet glaubt. Der bekannte musikalische Sinn der Neger zeigt sich jedenfalls nicht bei ihrer militärischen Musik, die ohrzerreißend ist; um billig zu sein, muß man freilich bedenken, daß bei dem Mangel regelrechten Unterrichts jeder sich seines Instruments so gut Meister macht als er kann. Dafür besitzen sie Gehör zur Aneignung neuer Melodien, und ein Studentenliedchen das ich gelegentlich

meinen deutschen Freunden mitgetheilt hatte, und das weil es hübsch war oft von uns gesungen wurde, schien sich den Weg zur Unsterblichkeit als haitisches Volkslied bahnen zu wollen, denn wir hörten es fortan unaufhörlich in unserer Nachbarschaft pfeifen, singen und heulen.

Es ist mit den Schwarzen, besonders auf dem Lande, ganz gut auskommen, und es scheint wirklich kein Haß gegen die Weißen in ihrem Herzen zu sein, was im Grunde bei deren geringer Zahl und inoffensivem Auftreten begreiflich ist. Am ersten hassen sie wohl die Franzosen, die Spanier kommen gar nicht herüber, da aller internationaler Verkehr aufgehoben ist, und die Deutschen und Engländer stehen in gutem Ansehen.* Daß der Neger auf Haiti, wo er sich als Herr und Sieger fühlt, sich eine Freude daraus macht dem Weißen nicht zuvorkommend auszuweichen und sich sonstwie zuweilen etwas breit zu machen, ist natürlich genug, und wenn man ihnen nicht nachgibt so sind sie es auch zufrieden; auch in der Stadt, wo man eher einen kleinen Zusammenstoß risquirt, genügt meist ein ernster Blick um sie im Zaum zu halten; die Anerkenntniß daß

* Neben dem Haß gegen die Urheber der Sklaverei ist doch ein Fall constatirt, daß vor wenigen Jahren ein Neger am Cap Haitien seine unerwachsene Tochter an Bord eines amerikanischen Schiffes zu — verkaufen suchte.

der Weiße höher stehe als sie, ist ihnen angeborenes Gefühl; darum mögen sie es auch z. B. kaum glauben daß unsere Bedienten in Europa Weiße sind, und der Umgang der Europäer ist ihnen höchst schmeichelhaft. Die persönliche Sicherheit der Weißen ist vollkommen, keiner denkt daran bewaffnet auszugehen, und für die Fälle ernsterer Conflikte, besonders in ihren ewigen Revolutionen, hat man die ostentiöse Entfaltung der Consulatsflaggen stets genügend gefunden; in letzterer Hinsicht kommt die politische Furcht hinzu sich den ernstlichen Unwillen einer europäischen Macht zuzuziehen. Während die Weißen also wirklich in Ansehen stehen, ist ihre Stellung rechtlich doch nur eine geduldete: kein Weißer kann Bürger sein, noch Grundeigenthum besitzen, und für den Aufenthalt zahlen sie eine Kopfsteuer von jährlich 100 haitischen Thalern (100 fl. rh.); mehrere Weiße sind angestellt, nur militärische Grade erlangen sie nicht. Die Zahl der Weißen in Port-au-Prince mag 80 betragen, am Cap sollen deren mehr sein, besonders auch zurückgebliebene Franzosen niederer Stände, jedoch halte ich die Angabe von Tausenden von Weißen auf Haiti für stark übertrieben. In einem Dorf nahe dem Cap existiren, wie man sagt, auch noch zahlreiche Abkömmlinge von Deutschen, ich habe aber nichts Näheres darüber erfahren können. Die Republik Santo Domingo ist, wie Besucher derselben mir sagten,

den Weißen günstiger und scheint das Bedürfniß der Anlehnung an dieselben zu fühlen; auch sprach man von deren Wunsch sich unter den Schutz einer europäischen Macht zu stellen. Die Unmöglichkeit sich bleibend niederzulassen hat die Folge, daß jeder Europäer das auf Haiti erworbene Vermögen aus dem Lande zieht, und dieser Nachtheil ist nicht gering bei der allgemeinen kläglichen Armuth aller Stände.

Die weißen Kaufleute verwenden farbige Commis, aber meist nur zu mechanischen Arbeiten; sofern den Farbigen jene schon beschriebene Spannkraft mit unheimlichem Charakter verbunden nicht beiwohnt, sind sie das Gegentheil, beschränkt und schlaff, aber gutmüthig. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Farbigen, weit entfernt ein versöhnendes Mittelglied zwischen Weißen und Schwarzen zu sein, vielmehr von beiden abgestoßen werden; gerade auf Haiti sagten mir viele Europäer, daß sie weit lieber mit Schwarzen als mit Farbigen zu schaffen hätten, welch letztere im Rufe der Falschheit stehen; während aber denselben in europäischen Colonien die Ungunst der Weißen zum Nachtheil gereicht, ist es hier die Feindschaft der Schwarzen, welche ihre Existenz fortwährend bedroht, und ihre Reihen zu verschiedenen Zeiten furchtbar gelichtet hat: sie bilden ein Achtel der Bevölkerung, aber gerade Farbige sagten mir, sie müßten wohl die Hälfte ausmachen, wenn nicht Toussaint

Louverture und Christophe Tausende der Ihrigen hingemordet hätten. Natürlich ist die Zahl der Mischlinge stets wieder im Zunehmen, aber dem Haitier schwebt das Axiom vor, es gebe nur zwei berechtigte Farben, schwarz und weiß, und die Farbigen als etwas Unnatürliches müßten ausgerottet werden. So betrachten auch diese selbst sich als ein dem Untergang geweihtes Geschlecht, und bei unbefangener Beobachtung der Lage der Dinge wird man dieser Voraussicht beistimmen müssen. Blutige Reibungen und Gewaltthaten gegen sie, die oft ungestraft bleiben, fehlen namentlich in aufgeregten Zeiten niemals, und selbst in Friedenszeit ist der Farbige, gerade im Gegensatz zum Weißen, stets auf seiner Hut und bewaffnet, ja in beständiger Todesfurcht.

Ein Erlöschen der farbigen Bevölkerung, da es nur durch blutige Verfolgung und Mord möglich ist, müßte der Menschenfreund tief beklagen, ein Anderes aber ist es, ob man diese Bevölkerung für ein heilsames Element im Lande betrachten darf, und nicht vielmehr die Ausscheidung derselben, wenn sie auf friedlichem Wege denkbar wäre, für wünschenswerth erklären muß. So wahr es ist, daß dieser Negerstaat die Elemente der Intelligenz welche er besitzt, fast ausschließlich den Farbigen verdankt, so sehr bewährt sich aus dieser steten, nie und nirgend versöhnten Abneigung der reinen Racen der Satz, daß die Natur die Mischlinge nicht will, und

ein solches Element kann nur unheilvolle Gährungen fortwährend erregen, wird aber das Ersprießliche was es leisten könnte unter diesen Umständen nie zur erfreulichen Geltung bringen. Und gerade diese Intelligenz, indem sie nur in der Kaste der Farbigen gedeiht, aber zu den Schwarzen hinüber keine Brücke findet, kann diesen auch kein Heil bringen; es lehnen sich jene auf europäischen Schulen oft hochgebildeten farbigen Koryphäen ganz und gar an europäische und obendrein liberalistisch-französische Kultur an, und thürmen inmitten der halbbarbarischen Bevölkerung aus doctrinärem Wust theils an sich verwerflicher, theils an dem Ort unpassender Systeme ein isolirtes Gebäude auf, das höchstens den Werth hat dem Ehrgeizigen zu einer hohen Stellung zu verhelfen, das aber keinen festen Grund hat, und das das Volk gelegentlich einmal über den Haufen tölpelt, zum Verderben derer die gerade oben stehen. Dieses ist die Stellung der Farbigen gewesen, und wenn man an Ort und Stelle näher zusieht, nimmt sich das intelligente Treiben, das die Farbigen unter einander und eben bloß untereinander verführen, sehr anders aus, als wenn man etwa durch Vorlage der Six Codes d'Haïti, ganzer Pakete politischer Zeitschriften und Broschüren, einer Anzahl papierner Constitutionen u. s. w. das Auge des Europäers zu blenden und ihn zu dem Trugschluß zu verleiten versuchte, diese Dinge seien

Symptome einer wahrhaften Civilisation; vielmehr sind sie ihnen nur das, was dem Ungebildeten im Sonntagsfrack das Complimentirbuch.

Für ein Volk das keinen Blick über sein kleines Bananenfeld in der Wildniß hinaus hat, sind die Rechte politischer Freiheit ein todtes Gut, und es wird dieselben an den ersten besten ehrgeizigen Parteiführer blindlings verhandeln; so folgt denn jener ewige Wechsel des Staatsoberhauptes, wobei das Land weder zur Ruhe noch zum Gedeihen kommen kann, vielmehr der Selbstsucht der Herrschbegierigen zum Opfer fällt. Sehen wir doch selbst in den Republiken des spanischen Südamerika, die nicht minder eine indolente, aber doch geistig noch viel höher stehende Bevölkerung besitzen, wie die Blüthe dieser Länder unter der unablässigen Jagd Einzelner nach Dictatur und Ehrenstellen völlig in den Boden getreten wird; wie viel mehr sind solche Staatsformen Gift für das arme Haiti, für welches Kaiser Faustin immer noch das geringere Uebel ist.

Gestützt auf die Erkenntniß der zwei Thatsachen, daß der Negerrace der innere Trieb zur Civilisation fehlt, und daß Tropenländer keine rein europäische Bevölkerung zulassen, vermag ich Haiti keine andere Zukunft zu prophezeien als Rückkehr in den Naturzustand, behaglich durch den Genuß des Klima's und der reichen Natur, und gemildert durch die Einflüsse der christlichen

Lehre. Den ungestörten Genuß dieses Zustandes wird ihnen Jeder gönnen, der für die grausame und unnatürliche Verschleppung der Neger aus Afrika Mitleiden empfindet, und ihren harmlosen und gutmüthigen Charakter erprobt hat; ihnen Höheres zu wünschen oder gar aufzudrängen, wäre ein fruchtloser und nicht einmal ersprießlicher Dienst.

Inzwischen habe ich dem Leser die Institute europäischer Art zu schildern, welche ich damals vorfand, und welche mir mit ostentiöser Bereitwilligkeit gezeigt wurden; durch die unendliche Gefälligkeit eines Landsmanns, des Herrn Strack aus Bremen war ich mit allen hervorragenden Farbigen bekannt geworden, und indem sie mit lobenswerther Wärme nicht nur für sich, sondern für die ganze Bevölkerung afrikanischer Abstammung das Wort führten, suchten sie Alles hervor was einen günstigen Eindruck machen, oder wohl gar die Kultur Haiti's in einem blendenden Lichte erscheinen lassen konnte. Es waren dieses sämmtlich Leute die zehn Jahre und länger in Frankreich gelebt hatten, und sowohl im Besitz einer vollkommen gründlichen Bildung als feiner gesellschaftlicher Formen waren, welch letztere es möglich machten so zarte Fragen unbefangen mit ihnen durchzusprechen. Es war sonach sehr belehrend, den Werth unbefangener Beobachtung gegenüber scharf durchdachten Theorien zu erproben, und ich lernte

hier zum Erstenmal die ganze Rüstkammer abolitionistischer Gründe und Scheingründe für die Gleichberechtigung der Weißen und Schwarzen kennen. Wenn sie im Sinne dieser Gleichberechtigung es nicht gelten lassen wollten, daß ich zu ihren Gunsten einen Unterschied zwischen Schwarzen und hellen Farbigen machte, so gereicht ihnen diese edelmüthige Vertretung ihrer schwarzen Halbbrüder sehr zur Ehre, ob sie indeß daran glaubten, lasse ich dahin gestellt sein. Der Hervorstechendste war Mr. Linstant, ein sehr gescheidter Mann und Advokat dazu, welcher in einem eigenen Buche, dem die französische Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei einen Preis zuerkannt, die Vorurtheile der Weißen bekämpft und sich zu einem sehr geschickten Rüstzeug der abolitionistischen Partei qualificirt hatte. Das Buch, welches ich als Andenken des Verfassers bewahre, liegt vor mir; es ist vortrefflich geschrieben und kann den Beurtheiler blenden der nie eine Negerbevölkerung gesehen, aber nur das was er über das Verderbliche der Sklaverei sagt, wird man gelten lassen können, während er gegenüber den alltäglichen Thatsachen sich auf vereinzelte Beispiele und Citate von hervorragenden Negergeistern beschränken muß, und oft schlechtweg Neger nennt, was Farbige waren. Wie er gar in Berufung auf das altegyptische Meroe, dessen Bewohner notorisch Schwarze gewesen seien, die Negerrace als die Stammmutter

europäischer Kultur erscheinen läßt, so wird es in der That schwer seine Gründe zu verdauen, und er vergißt daß die Abyssinier keine Neger sind. Dennoch mußte mir Linstant zugeben, daß der Neger, sei es auch durch die Erniedrigung der Sklaverei, z. B. in Cuba zum Thier (brute war sein eigenes Wort) herabgesunken sei, und mehr bedarf es nicht um zunächst die übereilte Abschaffung der Sklaverei, welche im Wesentlichen das ist wogegen ich kämpfe, zurückzuweisen. Mit Mr. Nau, Lehrer am Lycée, kam ich soweit überein, „daß die Schwarzen, sowohl ihrer Natur nach als durch die Nachtheile tausendjähriger Barbarei hinter uns zurückstehen, daß ihnen Fähigkeiten nicht mangeln, wohl aber höchst unentwickelt da liegen, daß sie eben aus diesem Grunde den ungeheuren Vorsprung europäischer Kultur spät oder nie erreichen, sicher aber keine hervorragende Rolle in der Kulturgeschichte spielen werden.“ Man sieht hieraus daß sich mit den Leuten wohl reden ließ.

Zu den instruktiven politischen Bekanntschaften gehörten vor allem die Minister, deren zwei schwarz, zwei farbig waren; der Premierminister Hyppolite (sic) war kohlschwarz, aber in Frankreich erzogen; er empfing uns, unter der Verandah seines Hauses sitzend mit sehr hoher Miene, aber ziemlich guter Manier; seine Gesichtsbildung hatte etwas Unheimliches, und man konnte aus den groben schwarzen Zügen nicht lesen was er meinte;

er leitete das Gespräch eleganter Weise auf die Schwierigkeit Leichen zu conserviren, und seufzte über die schweren Kosten, welche dem Nationalschatz durch Guerrier's Einbalsamirung bevorstanden. Obwohl sich aus einem kurzen ceremoniellen Besuch nicht viel schließen läßt, so war es mir doch sehr bemerklich, wie er sich hinter angenommener Würde versteckte und ein freies Gespräch vermied. Ganz anders war der Empfang bei dem Minister des Innern und des Kultus, Ardouin, einem ganz hellen Farbigen von freier, gewandter Form und vielen Kenntnissen; er hatte den Ruf daß alles Gescheidte was im Lande geschah, von ihm ausging, als Farbigem mochten ihm aber die Hände sehr gebunden sein. Er erzählte uns von dem kläglichen Zustand der Justiz: Boyer pflegte unfähige oder altersschwache Officiere, auch wohl einmal einen untreuen Kassenbeamten zu Richtern zu machen, und die Folge war, daß dieselben meist die Advokaten der Parteien um Rath fragten. Der Code Napoléon, diese „Broschüre" wie ein geistvoller Rechtskenner in gerechtem deutschem Ingrimm über die Versuche ihn über den Rhein einzuschmuggeln ihn zu nennen pflegte, ist in Haiti mit gewissen Anpassungen eingeführt; wenn wir aus competenten Quellen hören, daß Rechtsunsicherheit, erstickender Formenkram und ungeheure Kosten sein Gefolge bilden, so kann man sich eine Idee machen, wie ansehnlich dies Gefolge

bei den unglücklichen Haitiern auftritt, die solche Richter haben wie eben erzählt ist. Man führte mich auch nach dem Gerichtssaal, wo die öffentlichen Debatten mit geringer Würde geführt wurden; interessant war mir aber der Personalbestand des Gerichts, die Advokaten fast alle ganz helle Farbige, ein Weißer darunter, und somit ganz in dem Falle durch ihre überlegene Intelligenz die Früchte der Gerechtigkeit hundertfältig zu ernten; der Oberrichter, ebenfalls sehr hell, der reichste Mann von Port-au-Prince, war mehr wegen seiner Erfahrung als wegen seiner Rechtskenntniß angesehen; unter den übrigen Richtern begegnete ich zum ersten und einzigen Mal einem Schwarzen von so artigem Benehmen und Aeußern, daß alles Vorurtheil ihm gegenüber verstummte; seine Schädelbildung war sehr von dem gewöhnlichen Typus abweichend, und dem kaukasischen ähnlich; dafür war aber ein anderer schwarzer Richter ein rechter Klotzkopf.

Ich bin mehreren Weißen in Port-au-Prince begegnet, die mir höchst verdächtig vorkamen; fast glaube ich, durch gewisse Andeutungen bestärkt, daß unter ihnen Verschwörer und Königsmörder aus Louis Philippe's Zeit waren, welche hier eine Zuflucht gefunden.

Sehr belehrend war der Besuch des Lycée national, einer erst kürzlich nach völliger Verwahrlosung wieder erstandenen Schule, welcher ein geborner Franzose,

farbig jedoch fast weiß, früher Professor in Pau vorstand. Dieser Mann, welcher den Eindruck eines tüchtig gebildeten seinem Beruf mit ganzer Seele ergebenen Pädagogen machte, führte mich mit größter Gefälligkeit in seine Anstalt ein, deren Blüthe ihm selbst die größte Ehre machte. Sie enthält acht Klassen, in denen junge Leute vom 8ten bis zum 20sten Jahre aufgenommen werden, nachdem sie die Elementarbildung in den wenigen Schulen die existiren, genossen; es waren damals 200 Schüler und 12 Professoren mit 4 Unterlehrern; die Lehrgegenstände: Französisch, Englisch, Spanisch, Latein, Griechisch, Geschichte, Geographie, Anfangsgründe von Mathematik, Physik und Chemie, und — Rhetorik. Da fast alle Kinder nur in der Kenntniß des creolischen Kauderwelsch aufwachsen, so ist es ein nicht geringes Hemmniß, daß ihnen erst die Sprache gelehrt werden muß, in der sie unterrichtet werden sollen. Latein und namentlich Griechisch wird nur in den ersten Anfangsgründen getrieben, und wenngleich die oberste Klasse Horaz und Virgil las, so gestand doch der Lehrer selbst zu, daß die Schüler dem nicht gewachsen seien. Dem griechischen Lehrer merkte man es nicht an daß er neun Jahre in Paris gewesen, obgleich er es mir mit großer Ostentation verkündigte. Die „Rhetorik“ schien mehr das Steckenpferd des weißen Lehrers zu sein, denn die Schüler konnten, mit Ausnahme eines einzigen nicht

recht folgen. Die Ordnung in den durchschnittlich 20 bis 30 Schüler zählenden Klassen (nur die oberste hat deren bloß 10) war recht gut; überall aber fand ich wie sehr die Weißeren voranstanden; die zwei oder drei Klötze, welche jede Klasse hier wie in Europa zierten, waren lange schwarze Bengel, einen Kopf größer als ihre Mitschüler, die Koryphäen oft ganz kleine Leutchen, aber durchschnittlich fast ganz weiße. Diese Thatsachen wiegen abermals schwer, und es ist zu bedenken daß auch der Erfolg bei den schwarzen Schülern dann viel geringer sein würde, wenn die talentvolleren Farbigen sie nicht mit vorwärts schöben. — Die Lehrbücher waren großentheils die in Frankreich eingeführten, aber sie waren so spärlich vorhanden, daß der Lehrer das zu übersetzende Stück oder die zu lernenden Regeln und Formeln für die ganze Klasse an die Tafel schreiben mußte; auch an Landkarten und anderm Apparat mangelte es, und der Direktor und die Lehrer erregten meine Bewunderung und Sympathie, daß sie Angesichts solcher Schwierigkeiten, die wohl eine europäische Schule könnten scheitern machen, den Muth nicht verloren. So wenig liegt das Schulwesen der Regierung am Herzen, daß sie in jenen Tagen der Unruhe im Begriff stand, die Lehrer und die längsten unter den Schülern ins Militär zu stecken.

Eine Volksschule nach der Lancasterschen Methode bestätigte was ich über das entschiedene Vorragen der

helleren Farbigen beobachtet; Geographie, Rechnen, biblische Geschichte wurden getrieben, alles sehr dürftig. Außerdem existirte noch eine Schule, und eine der methodistischen Missionen.

Die Bildung im Lycée ist die höchste welche dem Haitier in seinem Lande zu Theil wird, mit Ausnahme der Mediciner. Die Juristen, sofern sie nicht nach Paris gehen, lernen bei Advokaten und in Gerichtshöfen einige traditionelle Rechtskniffe, und wie es mit dem Richterstand bestellt ist, haben wir oben gesehen. Für die Geistlichen wird die katholische Kirche wohl sorgen, die republikanische Regierung hatte sich aber in Händel auch mit dieser verwickelt.

Die Ecole de Médecine, welche dem Militärhospital attachirt ist, habe ich auch besucht. Außer der Praxis im Hospital sind die 6—8 Schüler auf die Lehrstunden von zwei Professoren angewiesen; sie studiren fünf Jahre, nach deren Ablauf „einige zu Officiers de santé tauglich sind, andre nicht." So sagte mir einer der Lehrer, ein in Paris gebildeter heller Farbiger, der auf die ganze Sache herzlich wenig zu halten schien. Die Präparatensammlung beschränkte sich auf zwei Papiermaché-Modelle des menschlichen Körpers und eine Anzahl Embryonen von demselben Stoff. Die Hauptsache, die Anatomie fällt in einem Lande wo ein Leichnam schon nach drei Stunden in Verwesung übergeht,

fast ganz weg, und so muß man auch hier billig sein. Die es vermögen machen ihre Studien in Frankreich, und ich habe einen sehr intelligenten und geschickten farbigen Arzt, Dr. Merlet kennen gelernt. Die Hauptsache auf Haiti wie überhaupt in den Tropen sind die klimatischen Fieber, und darin sind die alten Weiber mit ihrer Empirie die besten Aerzte, denen man auch vorzugsweise, selbst in den desperatesten Fällen vertraut. Port-au-Prince ist einer der ungesunderen Orte in Westindien, aber der akklimatisirte Europäer befindet sich besser als der Haitier; letzteren suchen z. B. Brustübel heim die den Weißen ganz verschonen. Die Blattern sind gutartig; ihre Narben auf der Negerhaut geben derselben ein seltsam gescheckteѕ Ansehen. Endemisch in ganz Westindien ist die Elephantiasis, auch Barbadoes leg genannt: ein Bein schwillt furchtbar in seiner ganzen Länge an, das Uebel ist unheilbar und pflegt wenn Amputation versucht wird, das andre Bein zu ergreifen, aber nicht quälend, und ist ein oft nicht unerwünschter Freibrief für Bettler, welche halbnackt in den Straßen liegend das scheußlich entstellte Glied den Blicken der mitleidigen Vorübergehenden darbieten.

Weniger armselig als manches Andre ist der Nationalpalast, die Wohnung des Präsidenten; es ist ein noch aus der französischen Zeit stammendes Haus von leichter westindischer Bauart, und somit ohne

architektonischen Werth oder Prätention; dagegen ist das Innere, besonders die Empfangsräume würdig ausgestattet, schön möblirt, mit prächtigen Spiegeln versehen, und zumal der Hauptsaal mit einer Gallerie zwar schlecht gemalter Generale Haiti's, recht angemessen. Der Garten ist ganz verwildert. Auf dem Platz davor steht ein großer schmuckloser steinerner Kasten, Pétion's „des Großen" Grab, daneben liegt halb versunken ein weißer Marmorsarg, der bestimmt gewesen war seine Gebeine aufzunehmen; dann findet sich noch ein hölzernes Gerüst zum Gebrauch bei öffentlichen Reden und Feierlichkeiten, welches sie autel de la patrie nennen.

Ein anderes Nationaldenkmal, wiewohl nur aus vergänglichen Materialien aufgebaut, war die Ehrenpforte für den Empfang Guerrier's im letzten Jahr; sie war merkwürdig wegen der allegorischen Figuren die den Helden bekränzten: die Engel waren weiß, aber der gute Guerrier kohlschwarz, ein kleiner lapsus calami der sehr belehrend dafür ist, was die Neger im Grunde des Herzens von der Gleichheit der Farben denken. *

Ueber die Maaßen erbärmlich war das Gefängniß, in jener Zeit gerade wohl gefüllt: Männer und Weiber,

* Bei dieser Gelegenheit ein Pröbchen schwarzer Weltauffassung, das ich einmal in Westindien hörte: Alle Menschen waren ursprünglich schwarz, aber da Cain den Abel erschlug wurde er vor Entsetzen ganz bleich und weiß, und er und seine Nachkommen blieben so, die Schwarzen aber stammen von dem unschuldigen Abel ab.

Große und Kleine, Vornehme und Geringe, Schwarze und Weiße, Trunkenbolde und Staatsverräther, ja sogar Angeklagte und Verurtheilte in denselben Löchern zusammen; kleine Höfe sind von Gebäuden mit Kammern eingefaßt, und in letzteren stecken sie zu 12—16, nur am Tage treibt sich die ganze Gesellschaft im Hofe herum, und es läßt sich ihre Wirthschaft eher denken als beschreiben; nur die ganz leichten Uebertreter haben einen eignen Tummelplatz für sich. Eifer und Geld fehlten, diesem Greuel abzuhelfen.

Geld fehlte denn überall, und der Mangel dieses großen Erfordernisses zur Errichtung und Erhaltung civilisirter Anstalten drückt den armen Staat vollends nieder. Nach dem was oben über die Bebauung des Landes gesagt ist, ergibt es sich daß die Steuerkraft des Volkes nicht groß ist; man hat mich versichert es gebe gar keine direkte Steuer, leider habe ich dieses Curiosum nicht verificiren können, so viel ist aber gewiß, daß eine nachdrückliche Beitreibung von Steuern an einem allgemeinen energischen »pas voulé« scheitern würde, und es bezahlt kein Mensch, besonders auch keinen Pacht oder Zinsen, und der Einzelne scheut den Rechtsweg, bei dem nur Kosten herauskommen. So ruht fast die ganze Einnahme auf den Zöllen für Ein- und Ausfuhr, und den Lasten die auf die Weißen gelegt sind; der Staatsschatz ist dabei kläglich bestellt, und die jährlichen Entschädigungs-

zahlungen an Frankreich* nehmen ihn doppelt hart mit. Ungeheure Summen sind von den früheren Gewalthabern zusammengescharrt, und theils von den Nachfolgern über Seite geschafft, theils nach Landesart so wohl vergraben, daß kein Mensch sie finden kann. Wenn man heutzutage von kostbaren Anschaffungen Kaiser Faustin's liest, so möchte man geradezu glauben, derselbe habe einen dieser Schätze aufgefunden und sich dadurch zum Meister über Alles gemacht.

Das Papiergeld ist auf keinerlei Garantien gegründet, und deßhalb im Weltverkehr völlig werthlos; dabei sind die Noten so kunstlos, daß einige Industrielle obendrein die Speculation gemacht haben das Land mit gefälschtem Geld noch ärger zu überschwemmen. Das frühere Silbergeld nimmt sich mit dem Nationalwappen, der von einer Freiheitsmütze gekrönten Königspalme, abenteuerlich genug aus, aber es ist ganz schlecht, zum Theil sogar plattirt. König Christophe ließ gutes Geld schlagen, zu meiner Zeit war das Münzen ganz aufgegeben, da man die Fabrikation von Papierscheinen förderlicher fand.

* Die Entschädigungssumme an die Pflanzer wurde 1825 auf 150 Millionen Francs festgesetzt, als die Anerkennung Haiti's durch Frankreich erfolgte. Im Jahre 1836 waren es noch 90 Millionen, von denen 30 durch ein Anlehen abbezahlt, der Rest in dreißigjährigen Raten von 300,000 haitischen Dollars und steigend, getilgt werden sollte. Es fiel aber immer sehr schwer die Zahlungen beizutreiben.

Die Ausfuhr, welche in französischen Zeiten 180 Millionen Pfund Zucker und 80 Millionen Pfund Kaffee, sowie Indigo und Cochenille betrug, war auf 40 Millionen Pfund Kaffee, Mahagoni, etwas Tabak und Baumwolle gesunken; Rohzucker wird etwas fabricirt, aber es wird noch Zucker eingeführt, nach Haiti wo das beste Zuckerrohr der Welt, noch einmal so hoch und stark als das auf Cuba wächst!

Der Großhandel bereichert nur die weißen Handelshäuser, Industrie besteht fast gar nicht, die Einzelnen sind blutarm, die Häuser zerfallen, und Erdbeben und Feuersbrünste, Plünderungen und Revolutionen vollenden das Elend. Darum existirt auch in Port-au-Prince gar keine Gesellschaft oder etwas was den Namen halbwegs verdiente, die Frauen der angeseheneren Farbigen sind meist marchandes, d. h. sie erwerben kümmerlich einiges Geld durch Detailhandel mit eingeführten Baumwollenstoffen und Aehnlichem. Selbst die Gemahlin des ersten Ministers geht, mit dem nationalen Kopftuch geziert, den häuslichen Geschäften nach oder plaudert mit den Nachbarinnen in der Straße, und macht auch nicht einmal den Anspruch irgendwie zu „repräsentiren.“ Einzelne farbige in Frankreich verbildete Weiber erheben sich durch widrige Affectation über diese gesellschaftliche Anspruchslosigkeit; die rauhe Stimme die auch der hellste Farbige behält, fiel mir bei ihnen auf.

Von der sehr geringfügigen Zuckerfabrikation sah ich wenigstens eine Probe auf dem Besitzthum eines jungen artigen Farbigen in den sogenannten Plaines hinter Port-au-Prince; diese Ebene, welche sich zwischen den Bergrücken die Port-au-Prince und die Bai in malerischer Weise begrenzen, hinzieht, ist die Stätte reicher französischer Zuckerplantagen gewesen; dort, an dem Platze der Croix des Bouquets heißt, brach auch die Revolution aus, und umgestürzte Zuckerkessel die hier und da wie zum Andenken liegen, wecken die grausenvolle Erinnerung an die blutige Vernichtung der Colonialherrschaft. Ein großer Theil der Ebene ist jetzt mit Bäumen, besonders Mimosa, und Gestrüpp bedeckt; Lacombe hatte es eben so wie einige Andere unternommen dem reichen Boden wieder Ertrag abzugewinnen, aber natürlich in einer Manier der Bebauung, die von der eigentlichen Colonialwirthschaft stark abweicht; bei der Indolenz der Leute war es durchaus nöthig gewesen, dieselben durch Antheil an Gewinn und Verlust wenigstens einigermaaßen zu fesseln. So hatte er denn sein Besitzthum an 32 Familien von 110 Köpfen ausgethan, welche auf demselben wohnten und das Zuckerrohr bauten und ernteten, demnächst aber das reife Rohr ablieferten; der Herr hatte im Wesentlichen Gebäude, Werkzeuge, Maschinen und Vieh zu stellen, und zog dafür ein Fünftel des Reinertrags ab, das Uebrige wurde zu gleichen Theilen zwischen ihm und den Colonen

vertheilt, und er führte mit Jedem für seine Rate Abrechnung; das ganze Geschäft ging auf Treu und Glauben. Sofern Taglöhner außerdem erforderlich waren, erhielten diese auf gemeinschaftliche Kosten wöchentlich 2 haitische Dollars (2 fl. rh.), wofür sie etwa 7 Stunden den Tag auf dem Platze sind, aber freilich nur 2—3 Stunden ordentlich arbeiten, und die übrige Zeit schwatzen, schlafen oder singen. Ueberhaupt hatte das Ganze den Charakter des Nothbehelfs, und hing wohl sehr von der Persönlichkeit des Herrn ab. Das Zuckerrohr wird mit Beginn der Regenzeiten (Mai oder September) gepflanzt, wächst vor dem ersten Schnitt, der nach 12—16 Monaten erfolgt, bis 10 Fuß hoch, liefert bei den nächsten Schnitten, die in Zeiträumen von 8—11 Monaten erfolgen, schwächeres Rohr, und wird nach 6—7 Jahren meist neu angepflanzt. Es ist unverhältnißmäßig saftiger als irgend wo anders, Guiana etwa ausgenommen. Einige dieser Pflanzungen bereiten wirklichen Rohzucker, andere begnügen sich aus dem Saft Tafia, einen landesüblichen Schnaps zu brennen. Ich sah auch zwei Pflanzungen die selbst kleine Dampfmaschinen besitzen, und mußte über den Schrecken eines mit anwesenden Farbigen lachen, als er eine derselben der Leitung eines Schwarzen anvertraut sah. So verrathen die guten Leute öfters, daß es ihnen mit der Gleichheit der Farben, die sie in der Theorie eifrig verfechten, nicht recht Ernst ist.

Auch auf diesem Ausflug fand ich meine gute Meinung von der ländlichen Bevölkerung bestätigt, sie sind harmlos, gutherzig und wahre Kinder. Wer sie nicht kennt, möchte sich oft durch ihr Lachen über die Manieren des Fremden beleidigt finden, es ist aber bloß ein Ausdruck der Verwunderung über das Fremde das ihnen auffällt. Daß die Deutschen, wie ihnen Lacombe sagte, von Sklaverei nichts wissen, brachte mich sehr zu Ansehen, und sie gaben ihre Freude darüber ebenfalls durch Lachen und Geheul zu erkennen. Einer der Taglöhner war Officier in der Armee, und wurde mir als solcher gebührendermaaßen vorgestellt.

Anziehend sind die Begräbnißplätze, deren ich bei jenen Ausflügen mehrere sah. Jede kleine Gemeinde wählt sich eine Stelle am Weg unter einigen Bäumen, und dort werden die Gräber ohne eine schützende Umzäunung angelegt. Während die Aermeren die Stätte nur mit einem Steinhaufen überschütten, findet man doch auch zahlreiche Monumente, fast durchgängig längliche liegende Vierecke, und von so einfachen Verhältnissen daß sie nicht mißfallen können; manchmal ist die Arbeit etwas verziert, durchbrochen, bemalt, und dann sehen sie fast antik aus. Besonders ansprechend ist es daß diese Gräber ohne eine Umzäunung in der freien Natur liegen, die ihnen Winter und Sommer eine gleich freundliche Umgebung ist. Aehnlich fand ich es in Java.

Die zahlreiche Armee Haiti's ist ein Zeichen der Ungesundheit ihres politischen Lebens, denn außerhalb alles internationalen Verkehrs gelegen brauchen sie in der That gar keine, um so mehr da das Volk selbst durchaus nie daran denkt die Staatsordnung zu gefährden. Ueberdies haben sie fast mehr Generale als Officiere, und mehr Officiere als Soldaten. Unter den alten Anführern sind Leute von Charakter und Energie, und sie haben viel durchgemacht, dafür sind sie aber meist im äußersten Grade ungebildet, sprechen nur creolisch, und können zum Theil ihren eigenen Namen nicht schreiben, bedienen sich vielmehr zur Signatur eines Stempels. Die junge Race ist gebildeter, taugt aber desto weniger. Was Disciplin, militärische Präcision und Sauberkeit und Brauchbarkeit der Waffen anlangt, so ist das alles kläglich bestellt, und eine Sendung neuer Monturen aus England* die zu meiner Zeit ankam, that eben so sehr noth, als sie Entzücken unter dem Armeecorps erregte. Die militärische Autorität hatte damals alle andern Zweige der Staatsverwaltung absorbirt, und die ganze Insel war von einem Netz jener Militärposten, die wir mehrfach schon angetroffen haben, überzogen. Dafür war aber auch die Aushebung von Mannschaft in einem

* Der englische Kaufmann bekleidet die Freiheitsarmee auf Haiti, aber er verkauft auch en gros Fesseln für die afrikanischen Sklavenmärkte. Vgl. **Turnbull**, Travels in Cuba.

Umfange erfolgt, daß die armen Leute außer sich waren, und ich anfing zu glauben das sei das wahre Mittel sie wirklich rebellisch zu machen.* Der haitische Soldat, der ohnehin sehr wenig Eifer sich todtschießen zu lassen hat, mag sich bei dem dürftigen Bestand der Staatskasse schlecht genug befinden; eine weise Regierung dachte deßhalb daran ihm sein Loos zu versüßen, und so mag das komische Vorrecht der Soldaten entstanden sein, daß sie jedes Schwein das, verbotener Weise, sich in den Straßen von Port-au-Prince betreffen läßt, aufgreifen und sich zu Gemüthe führen dürfen; darum laufen die

* Ein unglücklicher Kärrner den Herr Strack zu verwenden pflegte, wurde auf die Qualification des Pferdebesitzes hin zum Artillerie-Officier gepreßt; ein Bettelbrief desselben um ein Darlehen von 6 fl. erscheint mir als Stilprobe eines Officiers der „gebildetsten Waffe" der Mittheilung werth:

Port républicain le 30. avril 1845.

Je profite de cete ocasion pour vous envoire le bonjour quand à moi je me suis pas trops bien.

Mon cher Monsieur, je désire de cette ocasion pour que vous avais la bonté s'il vous plais de manvoyé preté Six, quand je vais ratele mon carbois je vais vous les rendre.

C'est un service que vous me rendu quar voila huite semaines que je me suis carserne sans travahier.

Je vous

Salu vota oebetie

Jean Pierres lietenan dans tiril.

A

Monsieur Extra an

Vil.

Schweine, an diese Jagd gewöhnt, wie besessen davon, sowie sich ein Soldat zeigt, und natürlich eben so wohl vor dem General wie vor dem Gemeinen, da die dummen Bestien die militärischen Grade nicht zu unterscheiden vermögen. Ich habe übrigens manchen Officier der haitischen Armee gesehen, der die Jagd gern mitgemacht hätte. Auch eine Marine hatten sie, bestehend aus einem armseligen Schooner, den sie Dieu Protège nannten, außerdem ein paar Kanonenboote.

Ich schließe diese Berichte über Haiti mit ein paar militärischen Carrikaturen, bitte aber zu glauben, daß ich die Farben keineswegs zu stark auftrage, vielmehr bedaure die grellen Bilder nicht so lebhaft wiedergeben zu können, als sie zu meinem Ergötzen mir erschienen. Das erste war das Leichenbegängniß des Generals L'Amitié, das mir trotz des Ernstes der Sache zur Komödie wurde, so sehr ich mich auch anfangs gegen die überwältigenden grotesken Eindrücke wehrte. Nachdem wir den ganzen Tag über mit Kanonensalven zu Ehren des Verstorbenen molestirt worden waren, welche obendrein in jener kriegerischen Zeit die allgemeine Furcht daß Rivière ante portas sei, erneuerten, begaben wir uns gegen Abend nach der Kathedrale (d. h. der einzigen Kirche), wo der Zug so eben angelangt war. Ein betäubender, wahrhaft chinesischer Lärm von gedämpften Trommeln, fünf bis sechs Musikcorps welche alle

zugleich, aber natürlich verschiedene Melodien spielten, von den Glocken und dem Geschrei der Menge, die sich sehr zu amüsiren schien, ließ sich schon von fern vernehmen; wir langten gerade an, als man den Sarg in die Kirche trug um ein langes Todtenamt über ihn zu singen. Mittlerweile donnerten die Kanonen wieder, die Soldaten aber welche eine Art Spalier bilden sollten, machten sich's bequem und setzten sich theils auf die Trommeln, theils auf Steine oder den bloßen Erdboden nieder, fast alle rauchend, alle aber schwatzend und lärmend; von Andacht oder auch nur Anstand keine Spur. Ich beobachtete einen Stabsofficier, welcher bei einer Wendung seines Pferdes fast herunter gefallen wäre, und dem sein Säbel bei der Gelegenheit entfiel; natürlich lachte seine Truppe laut auf, er wollte sie mit zorniger Geberde zum Stillschweigen bringen und machte das Uebel nur ärger, denn nun fing auch das nächste Corps an zu lachen; er stürzte auf diese los, um ihnen Ruhe zu gebieten, was aber der commandirende Officier desselben nicht gut aufnahm, denn er fing an sich vor der Fronte mit ihm zu zanken, wahrscheinlich ihm auseinandersetzend daß seine Soldaten ihn nichts angingen. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, vorne eine ganze Compagnie Generale, dann eine Abtheilung der regulären Armee, nichts desto weniger durch große Mannichfaltigkeit in der Ausrüstung sich auszeichnend; die

Musik war abscheulich, der Musikmeister mit einer Clarinette voran, mit der er eine herzerhebende Melodie blies, und zugleich von Zeit zu Zeit sich umdrehend den Takt schlug, indem er sie im Munde auf und nieder bewegte; besonders eifrig war ein Tambour, der unbekümmert um die Uebrigen seinen Wirbel immer mit einer wahren Wuth anhub, sich dann wie seine Arme ermüdeten, wieder beruhigte, und dann plötzlich wieder in seinen Paroxysmus zurückfiel. Nun kam, mitten in dem militärischen Cortege, der Leichenwagen eines alten Wucherers, der gewiß bei dieser Gelegenheit mit gestorben war, um ein wohlfeiles und doch glanzvolles Leichenbegängniß zu erlangen; er hatte bei der Todtenfeier ganz bescheiden vor der Kirchthüre stehen müssen, während man den General mit großem Pomp hineintrug. Seinen Sarg umringten 20—30 weißgekleidete Weiber, lachend und scherzend; darauf wieder Soldaten, und nun der mit Lichtern geschmückte Sarg des Generals, gefolgt von seinem Schlachtpferd, einer armen magern Ziege, der auch im Grabe besser gewesen wäre als anderswo. Hinter dem Sarg verlor der Zug nun allen Schein von Anstand; die Weiber, welche schon die vorangezogenen Corps immer angerufen und begrüßt hatten, drangen fast in den Zug ein, die Soldaten reichten ihren umstehenden Freunden und Freundinnen die Hand, schwatzten und lachten ohne die geringste Zurückhaltung. Den

Beschluß aber machten die in jenen Tagen neu geworbenen Rekruten; das Schafsgesicht eines solchen Wesens in Deutschland, von dem sich doch auch nicht viel Rühmliches sagen läßt, ist strahlende Intelligenz im Vergleich mit diesen Subjekten, welche theils halb, theils gar nicht uniformirt, theils barfuß, theils in Schuhen ohne Strümpfe, einige mit Säbeln, die meisten ohne solche, mit ihren Gewehren in bunter Unordnung einherrannten, um dem Zug nachzukommen. Sie befehligte ein Officier, den dreieckigen Hut schief aufgesetzt, und stolz auf ein paar ungeheuer gelbe Handschuhe blickend, die er sich zugelegt hatte; mit gesenktem Degen zog er trotzig einher, wie ein Rhinoceros das seinen Feind anrennen will. Daß der Leichenwagen, wo das Pflaster nicht zu schlecht war, im Trab fuhr, und daß das vorderste Musikcorps die Marseillaise statt eines Trauermarsches spielte, sind nur untergeordnete Züge in diesem Zerrbild einer tief ernsten Feier.

Ich habe schon beschrieben wie Leichenbegängnisse hier zu Familienfesten werden; man lädt die ganze Bekanntschaft in gedruckten Zetteln ein, welche an der Spitze eine stereotype Urne tragen, an der, wenn der Verstorbene männlichen Geschlechts war, ein Fräulein, sonst ein Männlein trauernd erscheint. Als wir Deutsche kurz nach Guerrier's Tode uns ein paar Flaschen Rum zu unserm Grog wollten holen lassen, hatte der Händler

seinen Vorrath von 300 Flaschen zur Leichenwache verkauft, und nicht minder werden die andern Handlungen beigesteuert haben. — Guerrier's Todtenfeier verschaffte mir übrigens das neue Schauspiel eines Hafens in Trauer; die Flaggen werden nur auf halben Mast aufgezogen und die Raen gekreuzt, was ganz seltsam und unheimlich aussieht.

Mein letzter Eindruck von Haiti war am Tag vor meiner Abreise von Port-au-Prince der Einzug Pierrot's. Der Erwählte des Landes hatte es für klug gehalten in Port-au-Prince mit dem solideren Nachdruck seiner ihm ergebenen Heeresmacht vom Cap aufzutreten, und während die frisch geputzte Garnison der Hauptstadt in höchstem Glanz paradirte, imponirte er durch die Haltung der fünf Regimenter die er hereinführte; die Leute waren seit fünf Uhr Morgens marschirt, waren barfuß, abgerissen und von Staub bedeckt, hatten aber ein ganz anderes martialisches Aussehen; besonders seine Cavallerie saß nicht übel zu Pferde. Der Eindruck eines Mannes der sich der persönlichen Anhänglichkeit eines solchen Truppenkörpers versichert halten durfte, war ein vortheilhafter, und als ich den betäubenden Lärm von Kanonen, Glocken, Musik und Geschrei des Volkes hörte, dachte ich in meinem Herzen: „Es ist doch etwas Großes um einen Herrscher, und wenn er auch nur Präsident von Haiti wäre!"

Aber diese loyalen Empfindungen konnten vor den abermals fratzenhaften Eindrücken der Scenen die folgten, leider nicht bestehen: nachdem Pierrot's Armee vorbei marschirt war kam die Bürgerwehr zu Pferde, ein schmählicher Anblick, und dann der Stab des Präsidenten, nicht minder abenteuerlich; einer der Adjutanten, der zu diesem Zwecke offenbar bezahlt oder betrunken gemacht worden war, schrie mit gewaltiger Stimme in einem fort: »Vive la liberté, vive l'égalité, vive la république d'Haiti, vive le **Président Pierrot**!« als hätte er es auswendig gelernt, und das kommt nachher in die Zeitung. Dann endlich erschien in einem schäbigen Cabriolet, das der Geheime Secretär führte, der edle Pierrot,* sich die Augen mit einem blau karrirten baumwollenen Schnupftuche wischend, und dieser neidische Umstand macht es mir denn unmöglich über die Züge dieses Helden und Staatsmanns etwas Näheres zu berichten.

* Pierrot, der übrigens in Jahresfrist wieder abgesetzt wurde, that sich durch illiberale Gesetze gegen die Weißen hervor: eine Haitianerin die einen Weißen heirathe, solle ihr Bürgerrecht verlieren und in ihrem Grundbesitz sofort beerbt werden; wer sich unter fremden Schutz begebe, solle ebenfalls das Bürgerrecht verlieren und die Insel verlassen. Auch ließ er im September 1845 achtzehn Rivièristen in Jacmel, und ungefähr eben so viele in Léogane erschießen. Ihm folgte jener abscheuliche Riché, der starb, und dann Soulouque.

Am 9. Mai schlug nach sechswöchentlichem Aufenthalt an jenem abenteuerlichsten Winkel der Erde die Stunde der Befreiung, da das englische Dampfschiff, deren eines alle 14 Tage in Jacmel anläuft, erwartet wurde. Da ich den Weg und die Landesart nun schon kannte, ging Alles sehr gut von Statten, und die Deutschen hatten mir ihr Factotum, Circe genannt, als einen anstelligen Menschen zum Führer mitgegeben. Circe war ein großer Taugenichts, der seinem Namen Ehre machte indem er in Port-au-Prince drei Weiber besaß, die er zu bezaubern verstanden; mir soff er unterwegs eine Flasche Cognac aus, die ich ihm aber reichlich gönnte, denn in fröhlichem Muthe trieb er nun Pferde und Maulthiere unablässig an. Bis Graisier litten wir wieder an dem sandigen Meeresstrand von der Hitze; die Masse von Landkrabben welche in den Pfützen saßen, und bei unserm Herannahen zu Tausenden die Flucht ergriffen, indem sie sich mit ihren schiefen Beinen seitwärts fortarbeiteten, gaben einige Unterhaltung. An der **Belle Fortune** vorüber erreichten wir schon mit sinkender Sonne die Spitze des Gros Morne, wo eine elende Hütte das Ziel dieses Reisetags war. Es war hohe Zeit, denn kaum waren wir eingezogen als ein furchtbares Gewitter losbrach; das bischen Wasser was durch Dach, Thüren und Fenster eindrang, focht mich wenig an, und der zehnfache Wiederhall des Donners

in den Bergen war prächtig. Die schwarzen Bewohner tischten mit voller Gastfreiheit eine Schüssel mit dem Nationalgericht, Gros bouillon, auf, das ist ein in seiner eigenen Sauce gekochter Kapaun, eine stark gewürzte wohlschmeckende Speise. Man ißt sie selbst an den Tischen der Reichen, dann werden aber Schenkel und Flügel aufgehoben, und ein apartes Gericht, **Diables**, Teufel daraus gemacht, nämlich die besagten Glieder gebraten und mit einer so scharfen Sauce zubereitet, daß man nach dem Genusse in mehr als einem Sinn den Teufel im Leibe zu haben glaubt.

Am nächsten Morgen ging es wieder weiter, und ich erfreute mich des frischen Grün, das durch die inzwischen eingetretene Regenzeit verjüngt worden war; schlimm war aber der Uebergang über das Flüßchen, das man auf der Tour mehr als siebenzigmal zu überschreiten hat, und das eben durch die Regengüsse stark angeschwollen war. Anfangs hatte das weniger zu besagen, aber nachdem das Flüßchen noch einen Nebenarm aufgenommen hat, war die Gegend an vielen Stellen ganz verändert und der Uebergang mehrmals sehr mißlich; man mußte Leute miethen die die Furten kannten, aber dennoch war mein Pferd oft bis an die Mitte des Leibes im Strom, und ich alsbald durchnäßt; leider erging es meinen Koffern nicht besser, und dieses Uebel ist auf Reisen wo eine Menge Dinge die man mit sich führt

gar nicht zu ersetzen sind, keine Kleinigkeit. Trotzdem bei guter Laune erreichte ich gegen Nachmittag 2 Uhr Jacmel, aber doch nicht ohne mich über haitische Dummheit und Insolenz noch einmal geärgert und amüsirt zu haben: am Eingang des Städtchens forderte man unsere Pässe, Circe und die Lastthiere waren mit auf denselben Paß geschrieben, und so war nur Ein Paß abzugeben; der Officier liest ihn mit großer Gravität durch und fragt nach dem andern. Da kam es an den Tag daß er gar nicht lesen konnte, und er gerieth darüber in große Wuth und hieß uns zum Teufel reiten; glücklicher Weise hatten wir aber das Publikum, bestehend aus einem Dutzend Weiber, auf unserer Seite, welche den Officier tüchtig auslachten, und so zogen wir mit Ehren unsere Straße nach Jacmel hinein, wo ich mein Quartier wie das vorige Mal nahm, und mit Sehnsucht der Ankunft des Dampfschiffs harrte.

Ich habe im Obigen meine Eindrücke von Haiti, meist wörtlich aus Briefen und Tagebüchern die an Ort und Stelle geschrieben waren, gegeben, und will auch jetzt daran nichts ändern, nachdem ein inzwischen zu meiner Kenntniß gelangter Aufsatz über die Wendung der Dinge unter Kaiser Faustin-Soulouque theils meine Eindrücke bestätigt, theils aber meine Beschreibung der Kulturbestrebungen der Farbigen förmlich ausstreicht. Nach dem höchst lesenswerthen Bericht von Gustave

d'Alaux in der Revue des deux mondes hat Faustin im Frühling 1848 ein selbst in Haiti unerhörtes Blutbad unter den Farbigen anrichten lassen; die Lehrer des Lycée, der Minister Ardouin, der Dr. Merlet, eine Menge anderer, mir zum Theil wohlbekannter Farbiger sind theils massacrirt, theils unter gesetzlicher Form von diesem blutigen Ungeheuer umgebracht worden, und somit der Vernichtungskampf der Farben um einen weiten Schritt seinem Ziel näher geführt. D'Alaux erklärt diese Unthaten aus dem thierisch rohen, vorzüglich aber finster abergläubischen, mißtrauischen Charakter Faustin's. Vergl. Revue des deux mondes, die zwei letzten Hefte von 1850, und die zwei ersten von 1851.

Vierter Abschnitt.

St. Thomas — Santa Cruz.

Das Dampfschiff Tweed lag drei englische Meilen vom Hafen ab, und man schickte ein Boot um die Passagiere abzuholen; leider war diese Strecke gegen den Wind, wir brauchten über eine Stunde um die wegen ihrer Strömungen und Wellen berüchtigte Bai zu durchschneiden, und als wir ankamen war ich so jämmerlich, ach so jämmerlich seekrank! Und es war doch der erste Pfingsttag an dem alle Welt froh und vergnügt ist. Es war aber doch gut, denn sonst wäre ich vor lauter Freude Haiti entronnen zu sein, in alle Masten geklettert. Ostern hatte ich in Jamaica gefeiert, und so war denn die ganze poetischste Zeit des Jahres, in Europa und europäischem Klima wenigstens poetisch, jenem widerwärtigen Aufenthalt geopfert worden.

Den 11. und 12. Mai blieben die hohen Ufer Haiti's unsre Begleiter, am nächsten Tag passirten

wir die Mona-Straße, welche Haiti und Puerto Rico trennt, und ich bekam nun auch diese vierte der großen Antillen wenigstens zu sehen. Wir legten am 14. früh vor dem Hafen der Hauptstadt San Juan an, die See war aber so hoch, daß kein Passagier ohne Noth ans Land gehen durfte, und so mußte ich mich mit dem Anblick von außen begnügen. Man vergleicht die Lage des Hafens mit dem von Habana; auch dieser hat einen engen Zugang, und links beschützt ihn ein hohes prachtvoll aufgethürmtes Castell; die Stadt liegt aber an der entgegengesetzten Seite wie Habana, und wir sahen weder von ihr noch von dem Ankerplatz der Schiffe etwas; sie liegt hinter dem Rücken den das Hafencastell begrenzt, nur wenige Häuser und mehrere große Paläste in spanischem Geschmack, und starke Befestigungen wurden sichtbar. Charakteristisch sind die in zwei bis drei Reihen zwischen See und Gebirge sich erstreckenden Hügel, die reich und malerisch bewachsen sind und unsere Sehnsucht zu landen lockten. — Noch denselben Abend, jedoch zu spät um ans Land zu gehen erreichten wir St. Thomas.

St. Thomas ist ein reizender Ort, und sein erster Anblick so bestechend, daß man wünschen möchte da zu leben. Ich hatte es in der That erwartet, daß diese kleinen Inseln einen freundlicheren Anblick gewähren müßten als selbst die großen; die Bevölkerung eines so

kleinen Ortes geräth von selbst auf den Gedanken das ganze Stückchen Land in einen Garten umzuwandeln, und so stellt sich St. Thomas dar. Man erblickt die Stadt sofort bei der Einfahrt im Hintergrunde; die Bai wird von vorspringenden Hügelreihen gebildet, von denen die zur Linken durch einen schmalen Arm der See zur Insel wird. So großartig wie andre westindische Landschaften ist diese nicht, denn es schauen nur die Spitzen der Berge aus dem Wasser heraus, während die See den Fuß derselben bedeckt; läge das Inselchen auch nur 50 Fuß höher über dem Wasser, so würde es sich weit besser ausnehmen. Diese Hügel, von oben bis unten bewachsen, geben ein gar freundliches Aussehen; im Hintergrunde liegt die niedliche Stadt, sie erstreckt sich an der See hin in einer geraden Linie, während sie zugleich an drei Hügeln, die in vollkommener Symmetrie dahinter aufsteigen, sich regelmäßig hinaufzieht; dahinter erhebt sich ein ziemlich hoher Bergkegel. Die Stadt selbst ist soweit sie in der Ebene liegt, sehr reinlich und regelmäßig gebaut, die Häuser sind von Stein, freundlich angestrichen und mit zierlichen Höfen umgeben; diese und die macadamisirten Straßen sind mit wahrhaft holländischer Sorgfalt rein gehalten, und das Ganze macht noch mehr als Boston den Eindruck, als müsse man es in ein Schächtelchen packen wie ein Nürnberger Spielwerk. Diese Sauberkeit und Neuheit verdankt die

Stadt leider einigen großen Feuersbrünsten und auch den Erdbeben. Vortreffliche Wege führen aufs Land; der eine nach Westen zu, wo einige reichere Plantagen liegen, geht mehr durch die Ebene, und gewährt dabei eine allerliebste Aussicht auf die Berge und die Nebenthäler; nach Osten zu ist es gebirgiger und steil. Ueberhaupt will die Kultur der kleineren Insel wenig besagen. Ueberall erblickt man auf den Höhen Ruinen von Befestigungen, die zum Theil den alten Bucanieren zugeschrieben werden; einige neuere Forts zeichnen sich mehr durch Zierlichkeit als durch furchtbares Aussehen aus; das Hauptcastell am Landungsplatz ist ein ziemlich alterthümliches Gebäude; Morgens 5 und Abends 8, genau mit dem letzten Glockenschlag donnert ein Kanonenschuß von diesem Castell, und ehe er verhallt ist, folgt, gewissermaaßen aus dem Kanonendonner heraus das Wirbeln der Trommeln zur Reveille oder Retraite. Dieser militärische Lärm, der in unser dicht neben dem Castell gelegenes Hotel fast zu laut herüber schallte, war das Einzige was auf dem friedlichen St. Thomas mich an das leidige Haiti erinnerte; das schmucke civilisirte Aussehen des Ortes war ein rechtes Heilmittel für meine von dorther in widriger Weise aufgeregten Sinne.

Das Commercial Hotel gilt mit Recht — und, möchte ich hinzusetzen leider — für das beste Westindiens; St. Thomas ist als einer der Knotenpunkte

der westindischen Dampfschiffe und außerdem als sehr bedeutender Handelsplatz von Fremden stark besucht, und in unserm Hotel war es wie in einem Taubenschlag. Freilich mußte man sich, seit ein Erdbeben den obersten Stock des Hauses heruntergeworfen, mit elenden Dachstübchen behelfen, aber die untern Räume waren geräumig und freundlich, und Kost und Hausordnung musterhaft.

Die dänische Regierung hat, indem sie St. Thomas als Freihafen erhält, der kleinen, nicht einmal sehr fruchtbaren Insel einen hohen Grad von Wichtigkeit und Blüthe gesichert. Dadurch ist dieselbe, höchst günstig dazu gelegen, ein Emporium für den ganzen Umkreis der westindischen Inseln und des südamerikanischen Festlandes geworden, und an 1800—2000 Schiffe jährlich vermitteln den Zwischenhandel dieser Colonien mit Europa. Recht erfreulich ist es eine Menge deutscher Schiffe an diesem Handel Theil nehmen zu sehen; sie bringen außer ihren Handelsgütern manches Deutsche mit herüber, und ein Landsmann gab mir einmal ein vaterländisches Essen, bei welchem zu vortrefflichem Rheinwein Schwarzbrod, Sauerkraut, Cervelatwurst und roher Schinken, obendrein von fast lauter Deutschen verzehrt wurden, lauter Genüsse die man schmerzlich in andern Theilen der Welt entbehrt.

Während den Verhältnissen Cuba's militärischer

Despotismus angemessen ist, und in Haiti Despotismus mit Barbarei Hand in Hand geht, fühlt man sich von dem friedlichen und kaum bemerklichen Gang der Regierung auf den dänischen Inseln sehr angenehm berührt; der Wohlstand der Einwohner trägt dazu natürlich das Beste bei, die Leute sind zufrieden, und nur über Eins wird geklagt, über den beschwerlichen Milizdienst, welcher den 40 Mann regulärer Truppen zur Aushülfe gereichen muß, und von welchem Niemand ausgenommen ist, der seit sechs Wochen ansäßig und zwischen 16 und 60 Jahren alt ist. Alle paar Wochen muß der unglückliche Kaufmann sein Comptoir verlassen und die Muskete auf den Rücken nehmen, mehrmals im Jahr auch exerciren, obendrein nach dänischem Commando das keiner versteht. Human ist wenigstens die Uniformirung in weiße Jacken. Ich habe außer andern vielfältigen Bezeigungen der Gastfreundschaft auch einmal die Einladung erhalten, die Nacht mit ein paar deutschen Bekannten auf Wache zuzubringen, wo wir bis 3 Uhr sehr fröhlich waren; die Wachtposten wurden an Individuen vergeben, die sich dafür gern bezahlen ließen; so harmlos ist das ganze Institut, daß wir einem dieser Stellvertreter, der die ganze Nacht Schildwache stand und deßhalb natürlich auf seinem Posten entschlummerte, das Gewehr stahlen und unter großem Jubel auf das Wachtzimmer brachten. Zum Schlafen sind nur hölzerne Pritschen da, sie sind

aber von Mahagoniholz, auf denen sich sanfter ruhen mag als auf gemeinen Tannenbrettern. In dieser Nacht entwischten übrigens 50 Sklaven nach der nahen englischen Insel Tortola, wo sie frei und sicher sind. Man wird über diese völkerrechtliche Anomalie nicht mehr staunen, seit England selbst zum Asyl und Sammelplatz staatsgefährlicher Verbrecher und verruchter Meuchelmörder von ganz Europa geworden ist.

Der Kosmopolitismus ist ein wahres Merkmal von St. Thomas, und so kommt es daß die Einwohner nicht einmal den Namen der Stadt wissen in der sie wohnen; sie heißt Charlotte Amalia, wie ich erst nach langem Fragen erfuhr, man sagt aber schlechtweg St. Thomas. Englisch ist die allgemeine Sprache, mit der man auch Jedermann anredet, Französisch wird auch fast allgemein verstanden, selbst Deutsch ist vielen geläufig die weder Deutsche noch Dänen sind; Dänisch ist bloß die Sprache des „Dansk Amerikansk Gouvernementet;“ ich hörte es zum Erstenmal sprechen, als ich auf die „Politikammer“ ging mir einen Paß nach St. Croix zu lösen.

Die gleichfalls dänische Insel St. Croix, gemeinhin Santa Cruz genannt, liegt St. Thomas so nahe, daß ich sie bei gutem Wetter über die Bai hinüber aus meinem Fenster erblicken konnte, obgleich sie keine Höhen von Bedeutung hat. Ihr Besuch war mir um so mehr

anempfohlen worden, als dort das eigentliche Plantagenwesen, welches auf St. Thomas ganz zurücktritt, vorherrscht. So schiffte ich mich am 20. Abends auf dem kleinen schnellsegelnden Schooner Vigilant, einem ehemaligen Kaperschiff ein, auf dem wir bei günstigem Nordost die 70 englischen Meilen in 7½ Stunden zurücklegten. Am nächsten Morgen erwachte ich auf der Rhede von Christianstad, gemeinhin Basend genannt, im Gegensatz zu Westend oder Frederikstad am andern Ende. Christianstad ist der Hauptort, und zugleich der Sitz des Generalgouverneurs von Dänisch Westindien; wiewohl keineswegs so romantisch gelegen wie St. Thomas, ist es doch eben so nett, reinlich und freundlich, und die Häuser noch weit hübscher als dort; sie sind meist von Stein und mit Arkaden versehen, und das Gouvernementsgebäude ist wirklich schön. Ein kleines Fort beschützt den Hafen, welcher gerade einige große Schiffe zur Aufnahme der Zuckerernte enthielt.

Die Insel wird von Einigen für die schönste Westindiens erklärt, was man jedoch nicht mißverstehen muß: sie ist allerdings die am vollständigsten kultivirte, und obgleich sie wohl 20 englische Meilen lang ist, bis auf das kleinste Fleckchen bebaut; um so mehr ist aber die jungfräuliche Natur zurückgedrängt, und auch die kühnen Bergformen fehlen. In der That liegt Santa Cruz außerhalb des großen Felsenriffs, als welches wir

Westindien betrachten können, dafür ist es verschont von Erdbeben und Orkanen, und ebenso noch von dem Gewühl der Menschen und Reisenden. Das Land ist hügelig, die höchsten Berge etwa 1000′ hoch sind eine starke Stunde von der Stadt; die ganze Gegend ist von ausgezeichneten Landstraßen durchschnitten, welche von den Pflanzern unterhalten werden; an den Seiten schöne Alleen von Königs- oder Cocospalmen, welche allein der Gegend ein exotisches Aussehen verleihen, denn das Ganze ist so vollkommen angebaut, daß man sich in die Wetterau oder die Bergstraße versetzt glaubt. Nahe der Stadt sind hübsche Gärten, dann kommen Grasgärten, welche ebenfalls ein Abzeichen höchster Kultur, und deßhalb in ganz Amerika etwas Seltenes sind, weiterhin die Zuckerplantagen, deren Grün das schönste Getreide oder Grasgrün übertrifft. Auch die Bäume sind im Allgemeinen den europäischen aus der Entfernung gleich, und nur die Palmen und hin und wieder ein großblättriger Cactus mit rother Blüthe stören die heimathliche Illusion. Doch war mir gerade auf Santa Cruz ein Anblick bescheert, der alle Phantasien die man sich von tropischer Herrlichkeit macht, verwirklichte, ein prächtiger Sonnenuntergang durch eigenthümliche Wolkenbildung begünstigt: ohne das Auge zu blenden, beschien die Sonne die ganze Ebene, wohl eine Meile weit, und das Meer dahinter, Alles war in einen zauberischen Duft gehüllt, über dem sich

die Wipfel der Palmen wie in der Luft schwebend deutlicher abzeichneten.

Die Colonie war nicht nur durch die schöne Natur ein Paradies, sondern mehr nöch durch die Herzensgüte ihrer Bewohner; während Alltäglichkeit und Mißtrauen die Menschen in der Welt dahin gebracht haben, daß sie einander eher aus dem Wege gehen als sich aufsuchen, geschweige denn Einer dem Andern etwas Liebes entgegen bringt, fand ich auf dieser abgelegenen Insel eine Herzlichkeit des Entgegenkommens zum Theil von ganz fremden Menschen, deren ich mich nicht ohne Rührung erinnern kann. Empfohlen war ich an Major Keutsch (er führte als Vorstand der Feuerpolizei den seltsamen Titel Brandmajor), und dieser treffliche Mann erzeigte mir jede Art von Gefälligkeit und Gastfreiheit, aber andre die ich auf der Straße oder im Laden kennen lernte kaum minder; so ein deutscher Kaufmann, Herr von Pontavice, der mich wie ein Kind seines Hauses behandelte; durch ihn lernte ich wieder Andre, namentlich den Befehlshaber des Forts, Capitain v. Strandgard kennen, und alle diese Männer wußten gar nicht was sie mir alles Angenehmes erzeigen und förmlich an den Augen absehen sollten. Natürlich hatte dieser patriarchalische Zustand für ein Kind der jetzigen verderbten Welt zuweilen auch sein Komisches: schon mehrmals hatte ich einen alten Mann bemerkt, der mich wenn ich an seinem

Hause vorbei ging, mit seltsamer Freundlichkeit anlächelte; er erschien nun plötzlich in meiner Wohnung und besuchte mich; er war ein alter Deutscher der vor fünfzig Jahren sein Vaterland verließ, vom Prediger zum Küraßier umsattelte, in Ost- und Westindien war, jetzt aber als pensionirter dänischer Kriegsrath hier lebte, und in dem reichlichen Genuß frischen Wassers eine Quelle langen Lebens gefunden zu haben vermeinte; frisches Wasser heißt zwar auf Santa Cruz Cisternenwasser, aber das ist einerlei. Er wollte einmal wieder mit einem Deutschen verkehren, der erst kürzlich das Vaterland verlassen, und erwies sich als ein sehr verständiger und belesener, ja gelehrter alter Herr, dessen Umgang mir viel Vergnügen bereitete.

Major Keutsch führte mich bei dem Generalgouverneur von Scholten ein, einem merkwürdigen Mann, der viel von sich hat reden machen. So wie die meisten Colonien an Mißhelligkeiten zwischen den Pflanzern und den Organen der Regierung reich sind, so auch hier; hier aber hatten sich diese Reibungen zum leidenschaftlichen Haß gegen den Generalgouverneur gesteigert, ja man hatte ihn angeklagt Sklavenhandel getrieben und seinen Vorgänger vergiftet zu haben. Ich würde so haarsträubende Gerüchte nicht nacherzählen, könnte ich nicht hinzusetzen daß vernünftige Leute in Santa Cruz sie eben nur als Ausgeburten eines grimmigen Hasses bezeichneten, und sie dienen zugleich als Beleg der

westindischen Sitte, daß man einem Menschen dem man etwas anhängen will, nachsagt er habe Jemand vergiftet. Was den Vorwurf des Sklavenhandels betrifft, so liegen seine Sünden wohl sehr in der entgegengesetzten Richtung, in einer übermäßigen, für den Bestand des Colonialwesens unheilvollen Begünstigung der schwarzen und farbigen Bevölkerung. Es ist inzwischen auf den dänischen Inseln die Emancipation völlig erfolgt, und damit das geschehen, was damals schon die Pflanzer im Unmuth über die Unhaltbarkeit des durch von Scholten eingeführten Mittelzustandes selbst wünschten; freilich erwarteten sie nicht daß die Ermittelung der Entschädigung jetzt noch schwebend, und die Aussicht auf gerechte Schadloshaltung fast hoffnungslos sein würde.

Wenn irgend die Emancipation und zunächst die Vorbereitung derselben thunlich ist, so ist es in einer kleinen Colonie, wo einerseits der Verlust am Nationalwohlstand unerheblich und die Möglichkeit einer gerechten Entschädigung gegeben ist, andrerseits aus der Ertheilung von bürgerlichen Rechten an die Neger kein großes sociales Unheil droht, und jeder Menschenfreund muß sich freuen, wann und wo die Sklaverei vermindert werden kann. Aber die vollständige Entschädigung ist unumgängliche Rechtspflicht des Staates, der einmal die Sklaverei als zuläßig in seinen Ordnungen bezeichnet, und somit auch die Rechte der Sklavenhalter als

vollkommen so heilig anerkannt hat als irgend ein Recht, das unter der Garantie seiner Gesetze erworben wird; gelangt aber der Staat durch Einsicht oder Uebereilung zu der Auffassung, daß die Sklaverei nicht mehr bestehen kann, so darf er nicht vergessen daß die Verantwortung dieses Zustands ihm selber, nicht dem welcher unter seiner Sanktion Sklaven erworben hat, zufällt, und er handelt ungerecht, wenn er den Pflanzer darunter leiden läßt, daß er dem fraglichen Rechtsverhältniß fortan die gesetzliche Garantie nicht mehr gewähren will. Diese einfachen Grundsätze der Gerechtigkeit hat man auf Santa Cruz schon im Jahre 1840 verletzt, indem man den Sklaven außer dem Sonntag auch den Sonnabend für ihr eigenes Verdienst frei gab, ohne die Pflanzer für diese Beeinträchtigung in ihrer Disposition über die Arbeitskräfte der Sklaven zu entschädigen. Indem also mit einem Akt der Gewalt die Reform der Sklavereiverhältnisse begonnen wurde konnte es nicht fehlen, daß dieser Anfang zu ungescheutem Fortschreiten auf derselben Bahn aufmunterte, daß jedenfalls die Pflanzer in jeder neuen Maaßregel Bedrückung fanden, und daß zugleich die Sklavenbevölkerung selbst inne werden mußte, daß das Recht ihrer Herren von der Regierung preisgegeben war. Schon nach der damaligen Gesetzgebung existirte kein rechtlicher Unterschied zwischen Weißen und freien Schwarzen, auch die „Unfreien" konnten Eigenthum

besitzen, in Processen durch einen Vormund vertreten werden, Zeugniß in Criminalfällen ablegen, dieses jedoch nur dann wenn über ihre subjektive und objektive Zulässigkeit entschieden war, und nie für oder wider den eignen Herrn. In den Elementarschulen wie in der Miliz waren Schwarze und Farbige neben den Weißen. So sehr es gerecht ist, daß der Bewohner eines Landes, sei er auch Mitglied einer noch so untergeordneten Klasse, seiner Rechte vollkommen sicher sei, so wenig wird man die nivellirende Behandlung von verschiedenen durch die Natur einmal gesonderten Bestandtheilen der Bevölkerung bloß um der abstrakten sogenannten Rechtsgleichheit willen billigen können, namentlich wenn der Geist einer solchen Gesetzgebung unter den einmal gegebenen Verhältnissen destruktiv zu wirken geeignet ist. Im vorliegenden Fall erfolgten denn frivole Anklagen und Processe gegen die Pflanzer, Unbotmäßigkeit und Insolenz, und völlige Abschaffung der Sklaverei gegen vollständige Entschädigung der Herren wäre bei weitem das geringere Uebel gewesen; es kommt in letzterer Hinsicht hinzu, daß auf Santa Cruz als einer durchweg kultivirten Insel die Neger vorerst wenigstens gezwungen gewesen wären ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, wie z. B. die englische Insel Barbadoes unter denselben Verhältnissen sich noch lange nach der Emancipation einer gewissen Blüthe erfreuen konnte, während die

übrigen Colonien dem Ruin fast alle vollständig verfielen.

Daß die Bestimmungen über Behandlung der Sklaven milde waren, läßt sich nur loben: das Züchtigungsrecht war beschränkt auf 12 Hiebe für einen Mann und 6 für ein Weib, die nur mit einem von der Obrigkeit gekauften Strick ertheilt werden durften; mehr durfte nur die Polizei geben; die Sklaven konnten sich, wie in Cuba, loskaufen; des Nachts brauchten sie nicht zu arbeiten, und wie schon angeführt, den Sonnabend und Sonntag auch nicht, die Feldneger auch den Freitag Nachmittag nicht; es stand ihnen frei an diesen Tagen für Taglohn für ihre Herren zu arbeiten, was sie aber oft verschmähten, zum großen Schaden der Zuckerbereitung, da das Rohr bei mehrtägigem Liegen in der Hitze in Gährung kommt und verdirbt; sie pflegten am Sonnabend den Viktualienmarkt massenweise zu besuchen und ihre Erzeugnisse zu verkaufen. Die Kinder der Neger von 4—9 Jahren mußten in die Schulen geschickt werden, die auf Kosten der Colonie errichtet waren; mit schwerem Geld wurde indeß wenig ausgerichtet; ich besuchte selbst eine solche Schule von 50 Kindern, Geduld und Methode des Lehrers, eines Farbigen, waren bewundernswürdig, er schien aber keinen fruchtbaren Boden zu finden; in der That tritt bei den Kindern der schwarzen Race der Abstich gegen den Weißen doppelt

grell hervor, und der geneigte Leser, wenn er auch zehnmal Uncle Tom's Cabin gelesen hätte, würde den Eindruck der Affenähnlichkeit sich nicht haben verhehlen können, wenn er mit mir jene Schule besucht hätte.

Nicht nur durch gesetzliche Vorschriften, sondern hauptsächlich durch die Landessitte und den gemilderten Charakter der fast sämmtlich in der Colonie gebornen Neger war die Behandlung derselben eine sehr humane, und man wird im Allgemeinen auch den Abkömmling des germanischen Stamms für den besten Herrn halten dürfen, da ihm mehr Gewissenhaftigkeit und weniger heftige Leidenschaften beiwohnen. Für Santa Cruz ist charakteristisch das Bestehen von Saturnalien, da zur Weihnachtszeit die Sklaven die Vergünstigung hatten in den Gemächern ihrer Herrschaft ein Fest zu begehen. Auch hier galt vielen die Sklaverei bei guter Behandlung höher als die Freiheit: eine Sklavin v. Strandgards zerriß den ihr dargebotenen Freiheitsbrief; der Deutsche v. Lindemann in St. Thomas gab einer Sklavin einen Paß zu einem 14tägigen Aufenthalt nach der englischen Insel Tortola, und sie kehrte zurück; ein andrer Sklave der nach Haiti entkommen war, schrieb seinem Herrn dort sei die verkehrte Welt,* und bat ihn

* So äußerte sich auch ein farbiger Koch, der mit einem Schiff von New-York nach Port-au-Prince gekommen war, mit größtem Widerwillen: »I cannot bear these black would-be-gentlemen,

wieder aufzunehmen, ja er suchte den Herrn in Europa auf., um wieder in die Sklaverei zurückkehren zu können.

Es liegen im Obigen viele Anhaltspunkte, daß auf den an sich sehr unbedeutenden dänischen Colonien eine friedliche Beilegung der Sklavenfrage möglich war, und man konnte deren Herbeiführung schon darum politisch klug nennen, weil die Nachbarschaft der britischen Besitzungen es einer kleineren Macht auf die Dauer ungemein schwierig machen mußte, im Gegensatz zu der dort einmal adoptirten Ordnung zu beharren. Es läßt sich deßhalb auch ein Standpunkt finden, von dem aus die Bestrebungen des Generalgouverneurs von Scholten an und für sich nicht nur Billigung sondern selbst Sympathie verdienen; er verscherzt aber diesen Anspruch, einmal durch die oben berührte materielle Ungerechtigkeit seiner Maaßregeln, und besonders noch durch die feindselige Rücksichtslosigkeit in der er die sociale Seite der Farbenfrage behandelte. Schon bei Besprechung derselben Frage in Nordamerika habe ich auseinanderzusetzen gesucht, daß in Ländern wo die Bevölkerung stark mit Abkömmlingen der Negerrace gemischt ist, die Gesellschaft der Weißen um sich vor Entartung zu schützen nur das Mittel hat, eheliche Verbindungen mit Farbigen, das Connubium der Römer, consequent von sich zu weisen,

I'll never come here again!« Wirklich verließ er aus diesem Grunde das Schiff, weil es regelmäßig zwischen jenen Häfen fuhr.

und daß die natürliche Folge davon die Ausschließung der Farbigen von der Geselligkeit sein muß; diese Sitte gilt denn über ganz Amerika hin, und wiewohl Beziehungen Weißer zu farbigen Männern statt finden können, so gilt es doch allgemein als eine Beleidigung der gesellschaftlichen Vorurtheile, in die Gesellschaft der Frauen Farbige, wohl gar farbige Weiber einzuführen. Von Scholten, nicht zufrieden einen Farbigen unter seinen Adjutanten zu haben und damit seine Sympathien in starker Weise an den Tag zu legen, führte auf seinen officiellen Bällen farbige Männer und Frauen ein, und unternahm es damit jene Vorurtheile auf's Empfindlichste zu beleidigen: das Wesen der Gesellschaft ist aber eben aus Vorurtheilen, richtiger gesagt aus Principien zusammengesetzt, denn das Wort Vorurtheil ist ja nur ein subjektiver Ausdruck für ein Princip das Einer nicht will gelten lassen. Die Sitte erheischt es, daß auch der Vornehmste der in eine Gesellschaft neu aufgenommen wird, sich den leitenden Grundsätzen derselben unterwerfe; doppelt verletzend ist es dann, wenn ein Gewaltiger seine Uebermacht dazu benützt die Gesellschaft in der Alle sich in diesem Sinne gleich sind, zur Anerkenntniß von Grundsätzen und Sitten zu zwingen die ihr antipathisch sind. Die Weißen in jener Colonie, zu loyal um von den Bällen des Repräsentanten ihres Königs wegzubleiben, mußten sich darauf beschränken

mit jenen Individuen nicht zu tanzen, was der Andre gewaltig übel nahm; manche Abhängige aber ließen sich auch schwach finden, und kurz — es entstand aus diesen Umständen ein Gewirr der widerwärtigsten Auftritte und Verhältnisse, das denn zu meiner Zeit jenen allgemeinen leidenschaftlichen Haß gegen den Urheber dieser Zerwürfnisse hervorgebracht hatte. — Von dem Proceß der gegen von Scholten wegen verderblichen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt erhoben worden war, ist derselbe meines Wissens freigesprochen worden.

Der Wohlstand von Santa Cruz war freilich auch unabhängig von jener Verfahrungsweise der Regierung sehr gesunken, theils war überhaupt die goldene Zeit der Colonien vorbei, wo hohe Preise bei geringer Concurrenz und geringen Anstrengungen einen gesteigerten Ertrag zu erzielen, bestanden, theils hatten Wohlleben und Verschwendung schon von längerer Zeit her an der Blüthe der einzelnen Plantagen gezehrt, und nun waren sie entweder tief verschuldet, oder völlig in die Hände ihrer Gläubiger übergegangen, welche den verpfändeten und verfallenen Besitz durch Verwalter provisorischer Weise möglichst vortheilhaft administriren ließen. Westindien ist eigenthümlicher Weise dem großen Publikum in Europa weit weniger bekannt, als selbst Ostindien und China, und unser Bild jener Colonien pflegt noch das alte aus dem goldenen Zeitalter zu sein, wo der

Pflanzer, in dem Reichthum der tropischen Natur und unbeschränkten Ertrags schwelgend, wie in Mahommed's Paradiese in träumerischem Wohlleben seine Tage verbrachte, wo die ununterbrochenen Festesfreuden grenzenloser Gastfreiheit, noch erhöht durch die Reize der holden Creolinnen einen Tag des üppigen Lebensgenusses an den andern in endloser Folge reihten, und wo ein Erdbeben oder eine Negerverschwörung höchstens eine romantische Episode war. Um die Kehrseite dieses Bildes zu sehen, brauchte man schon damals nicht einmal diejenigen Colonien zu besuchen, die durch Aufhebung der Sklaverei zu Grund gerichtet waren; auch die übrigen Pflanzer kämpften mit der Ungunst des Zuckermarktes oder alten Schulden, und zu träumerischem Genußleben war da keine Zeit, wo es galt mit offenen Augen nach Verbesserungen der Zuckersiederei zu spähen, damit nicht spekulative Nachbarn den Vorsprung gewannen, und den Ertrag der Pflanzung in kostspielige Maschinen von oft unsicherer Brauchbarkeit zu verwenden. Je mehr in einem solchen Leben der Anstrengung und Entbehrung der Genuß und die Poesie schwand, desto weniger mochte der Pflanzer diese Thätigkeit als bleibenden Beruf seines Lebens betrachten, sein Ziel war möglichst baldige Rückkehr nach Europa, und er zog es vor ledig zu bleiben, oder Frau und Kind zu Hause zu lassen. Mit dem Verschwinden des weiblichen Elements ist denn die Poesie

völlig aus den Colonien geschieden, und der Pflanzer oder der für schweres Geld gemiethete Verwalter findet im rein merkantilischen Betrieb den einzigen kümmerlichen Ersatz für eine Existenz die fast alle als eine Verbannung betrachten, und die gar mancher mir unverblümter Weise als ein „Hundeleben" bezeichnete. Abenteuerliche Charaktere passen nicht zu Verwaltern, sonst möchten diese die erotische Existenz noch am längsten erträglich finden; ich habe deren einige wenige getroffen, und sie waren die einzigen Glücklichen.

Daß auf Santa Cruz die Poesie noch nicht geschwunden war, habe ich oben dargethan, aber daß auch dieses schöne und friedliche Inselchen auf denselben Weg der Prosa und Kümmerlichkeit geleitet ist, darüber vermag ich mir leider keine Illusionen zu machen.

Der Betrieb der Zuckerfabrikation ist in Santa Cruz ein anderer als auf Cuba, und schließt sich der englisch-westindischen Procedur an, indem der gesottene Rohzucker statt in Hutformen sofort in die Fässer gebracht wird, durch deren durchlöcherten Boden der Syrop abtropft; dieser Vorgang dauert 14 Tage, es gibt aber Dampfsiedeapparate, in denen der Saft so gründlich durch Abdampfung von den wässerigen Theilen befreit wird, daß Alles in zwei Tagen fertig ist. Die Frage, ob der Kapitalaufwand für solche Maschinen durch die Ersparniß an Zeit und Händen aufgewogen werde, hörte ich

eifrig hin und her erörtern; unbedingt zu bejahen ist sie in den Colonien die an Arbeitermangel, wie die englischen Inseln, darnieder liegen. Aus dem Syrop wird der unübertreffliche St. Croix-Rum durch einmalige Destillation gewonnen, wobei etwa ein Drittel des Gewichts an Syrop zu Rum wird. Manche Pflanzer haben in guten Jahren durch diesen Nebenertrag allein ihre Auslagen gedeckt. Zu den unendlichen Freundschaftsbezeigungen der gastfreien Bewohner von Santa Cruz gehörte auch das Geschenk einer Partie ganz alten Rums, die ich als Ehrentrunk für besonders willkommene Gäste sorgsam aufbewahre. — Die für Cuba so zweckmäßigen Ochsenmühlen sind auf dem kleinen an Weiden armen Santa Cruz nicht anwendbar, und sofern nicht Dampfmaschinen eingeführt sind, benützt man allgemein Windmühlen, die bei dem ziemlich flachen Terrain und dem steten Windzug der jedem Küstenland, besonders in der heißen Zone eigen ist, vollkommen gute Dienste leisten.

Hinlängliche Wasserkraft fehlt natürlich, und selbst das Trinkwasser ist so wenig reichlich vorhanden, daß man sich hauptsächlich auf die Cisternen, die jede Haushaltung besitzt, verläßt. In trockenen Jahren pflegen auch diese zu versiegen, und dann sieht man wohl arme Leute um Wasser betteln, ja manchmal ist der Mangel für Arme und Reiche derselbe. In einem solchen Falle führte ein Spekulant aus St. Thomas, wo man noch

weniger verschmachtet war, Wasservorräthe ein, und bot sie zu 5 Dollars das Faß aus; man erschrak vor dem furchtbaren Preis, war aber doch schon fast entschlossen sich in das Unvermeidliche zu fügen, als Regen einfiel, die Cisternen füllte, und jener Wasserwucherer zur allgemeinen Schadenfreude mit Schanden abziehen mußte.

Von öffentlichen Anstalten besichtigte ich die Kasernen, für 180 Mann Linientruppen eingerichtet, die aber auf den drei dänischen Inseln (St. Jan ist die dritte) vertheilt sind; die Gefahr des Klima's erfordert sorgfältige Behandlung der Mannschaft, und die Räume sind sehr freundlich und luftig, und von einem schönen Garten umgeben, in dem ich u. A. die seltsam verschwenderische Einfassung der Beete bewunderte, es waren nämlich hunderte jener großen, innen rosenfarbenen Muscheln, Schweizerhose genannt, welche bei uns immer einen gewissen Werth haben. Man ist sehr nachsichtig gegen das Militär, und gestattet ihnen sogar alle Sonnabend Abend Tanzmusik in der Kaserne, zu der dann alle schwarzen und gelben Schönheiten der Stadt gelaufen kommen. Jedes Jahr werden 80 Mann neu übergeschifft, welche diesmal nach ihrer Ankunft sämmtlich am Fieber erkrankten.

Auch das Gefängniß habe ich besucht; es ist halbwegs nach Art der amerikanischen Anstalten eingerichtet, enthält kleine Zellen und einen großen Hof, der das

lange schmale Gebäude umschließt. Zur Anwendung eines besondern Systems ist wenig Anlaß, denn es waren nur 6 Gefangene darin, während Zellen für 52 vorhanden sind. Glückliche Insel! Die Aufgabe genügender Ventilation und Kühlung, wie sie das Klima hier vor allem fordert, scheint sehr glücklich gelöst: schief angebrachte Mauerluken die den Blick nicht ins Freie dringen lassen, genügen vollkommen für Luft und Licht, und der Mittelgang ist ebenfalls hell, und hat einen doppelten Luftzug der Länge und der Breite nach. Die Wohnung des Vorstehers an dem einen Ende beherrscht das Ganze, am andern Ende sind Krankenzimmer. Von den feineren amerikanischen Verbesserungen ist indeß nichts zu sehen. Die Regierung geht im Allgemeinen einen so friedlichen Gang, daß sie sich nicht viel mit Gefängnißwesen zu befassen braucht; in St. Thomas, wo so viele Fremde, namentlich Schwindler aus Yankeeland und die Menge fremder Matrosen sind, kann die Regierung nicht so patriarchalisch sein; es kommen mancherlei Excesse und Verbrechen vor, und auch während meiner Anwesenheit wurde ein Matrose von einem Neger erschlagen.

Unter Capitain von Strandgard's Anleitung vergönnte ich mir ein Bad in der See, das mir aber arg verleidet wurde, als er mich aufforderte tüchtig zu plätschern, damit die Haifische fern gehalten würden. Man

wird mir glauben, daß ich das Bad nicht wiederholte; aus demselben Grunde badet man überhaupt in den tropischen Meeren fast gar nicht, was eine große Entbehrung ist.

Noch habe ich zwei naturhistorische Merkwürdigkeiten nicht gewöhnlicher Art zu beschreiben, zunächst einen Albino, einen weißen Neger. Dieses Individuum, 24 Jahre alt, war der Sohn schwarzer Eltern, und hatte mehrere schwarze Geschwister, seine Haut war ganz die eines Weißen, nicht einfarbig gelb wie bei den hellen Farbigen, sondern mit Abwechslung von Roth und Weiß, an mehreren Stellen krankhaft. Seine Gesichtsbildung vollkommen negerartig, das Haar flachsfarben, aber ganz wollig; die Iris röthlich braun, und die Augenlieder in Folge großer Lichtscheu zugekniffen, während die Negerphysiognomie sich gerade durch weit offen stehende Augen charakterisirt. Der Mensch hatte eine weinerliche Stimme und nahm sich mit den halbgeschlossenen Augen überhaupt kläglich aus, doch sagte mir sein Herr er sei körperlich und geistig ganz gesund, und zu jeder Arbeit die sich mit seiner Empfindlichkeit gegen das Licht vertrage, tauglich. Eine ganz ähnliche Albina befand sich, wie mir gesagt wurde, am westlichen Ende der Insel.

Eine andere Seltenheit, die nicht leicht dem europäischen Beobachter zu Gesicht kommt, war ein lebendiger

Zitteraal im Besitz des Capitains von Strandgard; indem ich für den Fall, daß es den naturhistorischen Leser interessiren könnte, meine Experimente mit diesem Thier wiedergebe, versichere ich ein für allemal, daß er an der Schärfe meiner Beobachtung wohl zweifeln mag, auf die Treue meiner Beschreibung solcher Beobachtungen aber bis ins kleinste Detail unbedingt zählen darf. Der Capitain hatte diesen Aal vor fünf Jahren aus einem südamerikanischen Schiff von Angostura, am Orinocco erhalten; er war damals 10 Zoll lang gewesen, jetzt aber zu 2½ Fuß heran gewachsen, hinter dem Kopf 3 Zoll breit, und überhaupt bedeutend dicker als unser Aal. Zweimal die Woche erhielt er frisches Wasser und dann auch ein kleines Stück Fleisch, etwa ½ Cubikzoll groß; außerdem lebte er von den Insekten die in seinen Behälter fielen. Im Anfang war er so stark gewesen, daß seine elektrische Kraft das hölzerne Gefäß durchdrang, und die Leute dasselbe fallen ließen, nicht aus Schreck wie v. S. ausdrücklich bemerkte, sondern durch den Schlag gelähmt. Bei meinem ersten Besuche fand ich das Thier, sei es durch Ruhe oder Entkräftung sehr wenig elektrisch, denn weder das ganze Wasser noch die Theile seines Körpers außer seinem elektrischen Apparat ertheilten Schläge; berührte man dagegen den Körper dicht hinter den Kiemen, wo er an beiden Seiten jene seltsam gefalteten flossenartigen

Auswüchse hat, und zwar an beiden Seiten zugleich, so empfand man einen elektrischen Schlag, jedoch nicht wie den eines einfachen Funkens, sondern wie von einer schwach geladenen kleinen Leidener Flasche, oder auch wohl von einer Voltaischen Säule; es war dabei nicht nöthig ihn ganz unmittelbar zu berühren. Als ich ihn an denselben Stellen mit Metall berührte, empfand ich dieselbe Wirkung, doch schwächer. Die Berührung an einer Seite allein hatte den Tag gar keine Wirkung. Als ich das zweitemal, und zwar mit der Absicht möglichst rationell zu experimentiren hinging, trug ich Sorge das Thier erst durch Stören mit einem Nichtleiter (es war ein Besenstiel in Ermangelung eines completeren physikalischen Apparates) zu reizen. Ich fand nun schon bei einfacher Berührung nicht nur den ganzen Aal, sondern auch das Wasser elektrisch, und empfand dasselbe bei Berührung des Thiers oder des Wassers mit einem Eisenstäbchen. Während also hierdurch schon das Erforderniß doppelter Berührung, in Analogie der Leidener Flasche, umgangen war, verschaffte ich mir einen noch vollständigeren Beweis daß diese Analogie nicht vorherrsche, indem ich ihn nun mit zwei Eisenstäbchen die sich in meiner Hand berührten, rechts und links gleichzeitig anrührte; ich empfand dennoch den Schlag. Die Erschütterung war stets unterbrochen, wiederholte sich aber in kaum merklichen Zwischenräumen; wurde er

stärker gedrückt, so war die Erschütterung stärker, keinmal aber so bedeutend, daß es zu Ehren der Wissenschaft nicht vollkommen zu ertragen gewesen wäre; das Thier mußte also doch sehr geschwächt seyn, da wir ihm gar nicht zart mitspielten. Zum Schluß bildeten v. S. und ich eine Kette, indem wir uns bei der Hand faßten und den Aal mit den freien Händen berührten; hier war der Schlag besonders merklich in unsern einander berührenden Händen.

Capitain v. Strandgard erzählte mir daß seine Verwandten in Angostura einen Zitteraal von 6 Fuß Länge besäßen, dessen Gefäß man mittelst einer Pumpe fülle und leere, weil er zu fürchterliche Schläge austheile. Die Versuche solche Thiere über See zu transportiren gelingen selten, selbst wenn man durch Wärmflaschen ihm die richtige Temperatur zu geben sucht; er soll durch die Bewegung des Schiffs sehr leiden, wie z. B. das Exemplar welches ich gesehen, selbst auf der kurzen Ueberfahrt von St. Thomas nach Santa Cruz. Kürzlich hat man meines Wissens einen Zitteraal in dem polytechnischen Institut in London gezeigt, und der Transport ist überhaupt wohl thunlich, wenn wissenschaftlicher Eifer sich der Sache annimmt.

Nachdem ich zehn Tage bei den Lotophagen auf Santa Cruz verweilt hatte, mußte ich mich doch zur Abreise entschließen, wenn ich nicht das Dampfschiff zur

weiteren Fahrt südwärts verfehlen wollte; so schiffte ich mich auf dem kleinen Schooner Santa Cruz, kaum 40 Fuß lang, mit einer Reisegesellschaft von 32 Rumfässern ein, und legte die Strecke abermals in 8½ Stunden zurück; die Kleinheit und Dürftigkeit des Fahrzeugs wäre bei einer längeren Fahrt sehr unbequem geworden, und ich mußte der achttägigen Fahrt eines Capitains zwischen den beiden Häfen gedenken, der von Santa Cruz ausgelaufen jeden Abend den Retraiteschuß vom Fort in St. Thomas hören konnte, und stets von Windstille und Gegenwind abgehalten wurde sein Reiseziel zu erreichen. Solchen Unbequemlichkeiten setzt man sich auf Segelfahrzeugen und besonders auf Fahrten an Küsten und zwischen Inseln aus, und durch die Dampfschiffe ist man freilich arg verwöhnt.

Als ich in St. Thomas ankam, fühlte ich mich unwohl, und da man in den Tropen immer wohl thut jeden kleinen Anfall von Fieber als den möglichen Beginn einer tödtlichen und zwar rasch tödtlichen Krankheit zu betrachten, so schickte ich zum Arzt, der mich auch sofort ins Bett steckte und eine landesübliche Pferdekur mit mir vornahm; ein Arzt in den Tropen schlägt immer gleich derb zu und ist gewiß, entweder die Krankheit oder den Kranken todtzuschlagen. Ob man mir damals Calomel gegeben hat, nach englischer Weise, weiß ich nicht, mit Schauder gedenke ich aber ganzer Gläser voll

Ricinusöl die ich verschlucken mußte; wenn der Mensch durch eine solche Kur förmlich umgestülpt worden ist, kann man allerdings annehmen daß von der ursprünglichen Krankheit nicht viel mehr übrig bleibt, aber wie es mit den Arzneikrankheiten nach dem unmäßigen Gebrauch von Opium, Calomel und Chinin bestellt ist, ist ein anderes Kapitel. In der That sind jene gewaltsamen Ricinuskuren nur die leichte Waffe des tropischen Arztes, welcher bei jedem einigermaaßen ernsten Fall nach den eben genannten drei verderblichen Substanzen greift; andere Mittel stehen ganz zurück, und jedenfalls macht die Einfachheit der Krankheitsformen eine geringere Auswahl möglich als bei uns; und die Aerzte dort sind wenigstens von der deutschen Manier frei, ein Recept aus zehnerlei Stoffen zusammenzusetzen. Mein Uebel, das sich erst als Masern zu zeigen schien, war nur ein Nesselfieber, und nachdem ich drei Tage im Bett zugebracht hatte, in westindischer Hitze keine Kleinigkeit, wurde ich als geheilt entlassen. So wird der Europäer in den Tropen nach und nach förmlich um Blut und Säfte gebracht, zur gelben magern Mumie eingedörrt, und conservirt sich in diesem Zustande, in welchem er keine plötzlichen Krankheitsanfälle mehr zu befürchten hat, leidlich gut; es ist aber wohl nicht zu viel gesagt, daß man jedes in den Tropen verlebte Jahr gleich einem Feldzug doppelt zählen muß in der Erreichung des Lebensziels.

Ich hörte bei dieser Gelegenheit mancherlei über den Gesundheitszustand von St. Thomas, und mehrere Beispiele waren bedenklich genug; ein Deutscher erzählte mir daß in Zeit von 7 Monaten 15 unter 17 jungen Leuten, mit denen er angekommen, erlagen; mehrere retteten sich durch Befriedigung anscheinend ganz unsinniger Gelüste,* wie Schwarzbrod, Bier u. s. w. In andern Fällen hat Champagner das Heilmittel abgegeben, den die Angehörigen zuließen weil sie meinten man dürfe dem Sterbenden einen letzten Genuß nach dem er sich sehnte, nicht wehren. Diese westindischen Fieber stehen in ihrem Auftreten und ihrem Verlauf alle dem gelben Fieber sehr nahe, wiewohl sie nur zum Theil epidemisch sind, und auch in manchen Symptomen abweichen; namentlich ist das „schwarze Erbrechen" nur ein Merkmal des eigentlichen gelben Fiebers.

Interessant war mir die Erzählung meines Arztes, wie er eines Tages zu einem Bootführer gerufen worden sei, der in Krämpfen lag; diesem hatte ein anderer mit dem er sich Tags vorher gezankt hatte, eine Schlange in sein Boot gesetzt, und der Mann verfiel mit dem Ausruf: „das hat mein Feind gethan!" in Krämpfe, weniger um des Thieres willen, als weil er sich behert

* Bei Gelegenheit einer Ruhrepidemie im vorigen Jahr habe ich mehrere Beispiele erfahren, daß solche Gelüste der von der Natur gewiesene Weg zur Heilung waren.

glaubte, und war nach Jahresfrist noch nicht geheilt. Die Neger sind auch hier Meister im Zaubern und Beheren, und es ist ein Hauptmittel, dem welchem sie Uebles wollen, eben Schlangen ins Haus zu lassen. Dieser Haß gegen die Schlangen geht durch alle Völker; wie bei uns schlägt sie Jedermann todt, der ihnen begegnet, und auch auf Haiti werden sie erschlagen und unter Haufen Steinen begraben, was zugleich ein Verwahrungsmittel gegen jederlei Weh ist.

Als ich von meinem Unwohlsein genesen, war inzwischen das Dampfschiff abgegangen, und ich machte nun die Erfahrung daß St. Thomas, so hübsch es ist, doch wenig Unterhaltung bietet. Die Geselligkeit an einem Orte, wo Alles nur dem Erwerb nachgeht, ist nur gering, gar viele sind auch gar nicht verheirathet, und jedenfalls nicht heimisch dort, und so liebenswürdig sich Einzelne gegen mich erwiesen, so blieb doch manche Stunde namentlich in der Hitze des Tages unausgefüllt. Eine sehr gut ausgestattete Leseanstalt, das St. Thomas Athenäum, bot allerdings einige Beschäftigung und selbst reichliche deutsche Lektüre, aber es gibt auf Reisen keine ärgere Geduldsprobe als still liegen zu müssen, und auf einen Zeitvertreib angewiesen zu sein dem man in der Heimath eben so gut nachgehen könnte. Gerade das Inselleben hat daneben die Eigenthümlichkeit, daß man sich in so manchen Richtungen beschränkt

fühlt, dabei aber auch den Reiz der unbedingten Abgeschiedenheit, denn es kann nichts Unerwartetes von außen oder von fernher an uns kommen, ohne daß wir wenigstens das Schiff welches es trägt, stundenlang vorher erspäht haben. So wie alle Seeplätze gewährt eine Insel dagegen auch das Gefühl, daß man einen geraden und geebneten Weg zur Heimath hat, den man, wenn man es wollte, jeden Augenblick antreten könnte.

In jenen Tagen stand die Sonne ungefähr senkrecht über St. Thomas das unter 18° N. B. liegt, um von da an bis zum 21. Juni nordwärts zu gehen, und im Monat Juli abermals in jene Stellung zurückzukehren. So merkwürdig dieses Phänomen für den Nordländer ist, so wenig würde es der gewahr werden, welcher auf solche Dinge an sich nicht viel achtet; die Sonne indem sie so hoch oben steht, wird eben viel weniger sichtbar als bei uns, wo sie fortwährend unter dem Hutrande weg einem ins Gesicht scheint, und auch in den Zimmern wird sie in der Mitte des Tages gar nicht lästig; dafür sind die Straßen recht schattenlos, und wenn man nach seinem eigenen Schatten sieht, so glaubt man Peter Schlemihl's Schicksal zu theilen, so sehr ist er zur Unscheinbarkeit zusammengeschrumpft. Wären die Sommertage in den Tropen so lang wie bei uns, so würde die Hitze vollends unerträglich werden, und die Weisheit dieser Einrichtung, deren Gegensatz,

die langen Sommertage in den Polarländern, ebenso eine Wohlthat sind, wird dem Beobachter recht einleuchtend; die gleiche Länge der Tage, da im günstigsten Falle die Sonne gegen 7 Uhr schon untergeht, wird aber ebenso ermüdend wie die Gleichheit der Jahreszeiten. Was die kürzere Dämmerung in den Tropen betrifft, so gewöhnt man sich so schnell daran, daß ich oft geneigt war die Existenz dieser Verschiedenheit, in einem erheblichen Grade wenigstens, in Abrede zu stellen; als ich aber in unsere Zone zurückgekehrt war, wurde mir die Länge unserer Dämmerstunden sehr auffallend.

Westindien steht gegen Ostindien sehr zurück in den Schutzmaaßregeln gegen die Hitze, und die pedantische Herrschaft des schwarzen Fracks und Rocks ist hier noch unangetastet, während dort die weiße Jacke fast ohne Ausnahme als Gesellschaftsanzug Geltung hat; alle die künstlichen Fächeranstalten sind eben so unbekannt, und nur die sinnreichen Vorrichtungen zum Kühlen der Getränke sind Gemeingut, fürs Wasser poröse Gefäße die durch die stete Verdunstung Kälte erzeugen, für den Wein gestrickte Höschen, welche jeder Flasche angezogen werden, und fortwährend befeuchtet ebenfalls kühlende Verdunstung erzeugen. Pures Wasser ist fast allgemein verpönt, und man versetzt es mit Cognac in den englischen, mit Rothwein in den französischen Colonien; das mag da wo es nur Cisternenwasser gibt, nützlich

sein, ist aber gewiß an und für sich schädlich, wiewohl der Fremde gegenüber eindringlichen Warnungen nicht leicht den Muth faßt gegen die allgemeine Diät zu handeln. Die Unsitte alle Speisen mit scharfen Gewürzen zu bereiten, ist als hauptsächlich englische Sitte im Orient und Occident gleich groß, und täuscht wie alle stimulirende Mittel eine Weile, bis sie hinterher desto größere Abspannung der Organe hervorruft; unvernünftig ist jedenfalls das Princip, den Appetit der bei der Hitze gering ist, durch solche Mittel zu reizen; die Engländer aber die nicht nur auf dem europäischen Continent gerade so leben, als wären sie in England, treiben es in den Tropen gerade so und verschmähen im Vertrauen auf ihr Calomel jede Warnung die die Natur selbst gibt; in dieser Hinsicht ist es in Ostindien am ärgsten, von dort kommen aber auch die Leute nach zwanzigjährigem Aufenthalt ohne Leber und, wie ich einen kannte, ohne Magenhäute zurück.

Allgemein ist die Herrschaft des Regenschirms; jeder Vernünftige vermeidet in der Hitze auszugehen, ist es aber nöthig so ist der Schirm der unerläßliche Begleiter, und Jemand der ohne ihn ginge würde eben so angestaunt werden, wie Jemand der bei uns sich diesen Schutz gegen Sonnenstrahlen vergönnen wollte. Man führt ihn selbst zu Pferde, und es ist in der That mit dem tropischen Sonnenstich, der Gehirnentzündung,

Wahnsinn, ja augenblicklichen Tod hervorruft, nicht zu spaßen; diesem und dem unvorsichtigen Genuß von Obst fallen die meisten neuen Ankömmlinge zum Opfer. In Westindien trägt man Strohhüte, und legt ein kühlendes frisches Blatt hinein, in Ostindien hat man in sehr zweckmäßiger Nachahmung des orientalischen Turbans weiße wattirte Ueberzüge über die gewöhnliche Mütze. An Kopfschmerz, den ich sonst kaum kenne, litt ich in der Hitze ziemlich viel.

Die Temperatur den Tag über fand ich in den Küstenländern des Südens mit merkwürdiger Regelmäßigkeit in der Mitte des Tages 26° R., wohl ein wenig mehr, nicht leicht weniger, und in der Nacht geht das Thermometer kaum auf 22° höchstens 20° herunter; der verbreitete Glaube, daß die Nächte kühl wären ist sonach ganz irrig. Man transpirirt fortwährend Tag und Nacht, und zwar selbst auf der Oberlippe und der obern Seite der Hände; hört der Schweiß auf so ist man krank, und wenn ein mehrmonatlicher Aufenthalt in der heißen Zone z. B. durch eine Excursion ins Hochgebirge unterbrochen wird, so fühlt man sich durch den Wahn man müsse krank sein, förmlich beängstigt; selbst nach Deutschland hat mich dies letztere Gefühl in der ersten Zeit verfolgt. An der See ist die Hitze übrigens nie ganz trostlos, denn gerade in der wärmsten Zeit des Tages strömt die kühlere Seeluft in die durch die hohe

Wärme der Erde erhitzten und verdünnten Luftschichten über, und man erwartet mit heißer Sehnsucht den Moment des immer sehr regelmäßig eintretenden Seewindes. Nachts strömt dann der warme Landwind aus dem Innern zurück, und weit entfernt zu kühlen, wird er in Haiti selbst zur Landplage. Die ärgste Hitze findet man daher im Binnenlande, besonders in engen Thälern und Kesseln, und das Schlimmste sind die heißen Winde, die z. B. in Indien monatelang aus Südwesten über die ausgedörrte Gegend hinwehen.

Im Allgemeinen ist es in der heißen Zone, und wenn Sonne und Mond von oben scheinen, heller als bei uns, und die Augen fühlen sich dadurch angegriffen; der Mondschein verbreitet unglaubliche Helle, ich wiederhole aber hier daß ich das tiefe Blau und die malerische Beleuchtung in mittleren Breiten glaube schöner gesehen zu haben, was mir auch einmal auf Cuba ein Maler bestätigte. Der „gute Mond" ist in den Tropen gar nicht so harmlos wie in unserer lyrischen Poesie, nicht nur daß seine Einflüsse auf die Natur stark hervortreten, sondern auch die Menschen haben sich vor ihm zu hüten. In ersterer Beziehung gilt, daß es in ganz Westindien unmittelbar vor und nach dem Vollmond des Nachts nie regnet, selbst in der Regenzeit, was ich in Port-au-Prince selbst beobachtet habe; Fleisch dem Mondlicht ausgesetzt, fault schnell, und Holz bei zunehmendem

Monde gefällt hat keine Dauer. Vielerlei Erzählungen von schädlichen Folgen, welche der Mond namentlich auf Schläfer unter freiem Himmel, auf Deck des Schiffes u. s. w. haben soll, sind mir von erfahrenen und zuverlässigen Leuten mitgetheilt worden, so daß ich nicht füglich daran zweifeln kann; Einigen soll das Gesicht schwellen, aber auch ernstliche Krankheiten, dem Sonnenstich analog, daraus hervorgehen.*

Den Mond sah ich schon in Habana, unter 23° nördlicher Breite im Zenith stehen, was bei dem Verschwinden der Schatten eine eigne geisterhafte Beleuchtung bewirkt, es muß sich aber dieses für den Nordländer sehr interessante Phänomen unter Umständen auch mehrere Grad weiter nördlich zeigen, da bekanntlich die Mondbahn über die engeren Gränzen des Thierkreises hinaus schweift. Sehr auffallend ist der Anblick der horizontalen Mondessichel in Ländern niedriger Breiten, es liegt nämlich der zunehmende Mond wie er sich am Abend, nach seiner Culmination zeigt so: ◡, und ebenso der abnehmende Mond im Aufgehen; die Sache erklärt sich sehr einfach, so sehr sie anfangs verwirrt, aus der Stellung des Thierkreises, welcher bei der Annäherung der Himmelspole an den Horizont sich dem Zenith mehr nähert.

* Vergl. Psalm **CXXI**, 6., „daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“

In St. Thomas beobachtete ich auch zum Erstenmal mit Muße das berühmte südliche Kreuz,* welches sich in dieser Breite zwar immer noch tief im Süden, aber doch in vollem Glanze zeigt. Wenn es gerade aufrecht steht, ist seine Erscheinung allerdings in die Augen fallend, man kann aber nicht sagen daß es etwa dem ganzen südlichen Himmel eine ausgezeichnete Zierde verleihe; einerseits ist es von sehr geringer Größe, da seine Höhe kaum so groß ist als die Entfernung der zwei äußersten Sterne im Schweif des großen Bären, und ferner befindet es sich an einem so überaus prachtvollen Theil des Himmels, daß es nur als ein kleiner Bestandtheil dieser Pracht gelten kann. Es steht zwischen den Füßen des Centauren, eines sehr schönen Sternbildes, an welches sich das Schiff, der große und kleine Hund und Orion auf der einen Seite, auf der andern Seite der Scorpion anschließt. Ich möchte vielmehr den Scorpion als das schönste und auffallendste unter den bei uns nicht sichtbaren Sternbildern bezeichnen, zugleich ist er ein wirkliches Bild zu dem gewählten Namen, und Jeder der überhaupt weiß daß es einen Scorpion am Himmel gibt, wird ihn auf den ersten Blick entdecken. Auch der Glanz der Sterne ist in den Tropen unverhältnißmäßig stärker als bei uns.

* Das wahre auffallende Kreuz am gestirnten Himmel ist vielmehr der bei uns fast immer sichtbare Schwan.

Fünfter Abschnitt.

Die kleinen Antillen — Martinique — Grenada — Barbadoes.

Am 17. Juni trat das Dampfschiff Trent, Capt. Borer, die Reise nach den südwärts gelegenen Inseln an; ich hatte mit vieler Freude dieses Schiff, auf dem ich schon die Reise von Santiago de Cuba bis Jacmel gemacht, wieder begrüßt, und die Freundlichkeit des Capitains, welche bald angenehme Bekanntschaften mit den Passagieren vermittelte, war mir von großem Werth. Es ist bekannt was es bei den Engländern heißen will, eine Introduktion von guter Beschaffenheit zu besitzen; der englische Gentleman ist vor einer solchen eben so zurückstoßend, als späterhin entgegenkommend, und die Zuverlässigkeit seiner Freundschaft wiegt das Unangenehme jener Manier auf, an welche sich freilich der Deutsche nicht ganz leicht gewöhnt. Nichts schadet aber in den Augen des Engländers dem Unbekannten mehr als Zuvorkommenheit, die geradezu als Zudringlichkeit

ausgelegt wird, und man thut klüger ganz auf die Einleitung solcher vorübergehender und oberflächlicher Bekanntschaften zu verzichten, die mit Franzosen so unendlich leicht angeknüpft sind; wer sich indeß in die englischen Sitten finden gelernt hat, wird in diesem wie in tausend andern Punkten die Beobachtung machen, daß dies praktische Volk in seinen Sitten immer das Richtige gewählt hat. Den Bekanntschaften auf der Trent verdankte ich nicht nur einige angenehme Reisetage, sondern auch später noch auf der Insel Grenada den Genuß einer sehr werthvollen Gastfreundschaft.

Die **Royal Mail Steam Packet Company**, welche damals von Dampfschiffen erster Größe allein 11 besaß, ist eines der großartigsten und wohlthätigsten Unternehmen dieser Art, und hatte Westindien und die Küsten Mittelamerika's mit einem Netz von Verbindungslinien überzogen, die für diesen Welttheil völlig unschätzbar waren. Von Southhampton aus bot sich monatlich zweimal Gelegenheit über Madeira nach Westindien zu gelangen; in 21 Tagen erreichten die Schiffe Barbadoes, berührten alle englischen Colonien von einiger Bedeutung, bis nach Guiana hinunter, außerdem Haiti, Cuba, Puerto Rico, Merico, die französischen Inseln, St. Thomas, die Küsten von Nueva Granada, und kehrten über Bermuda, oder abwechselnd über die Azoren zurück; durch geschickte Verschränkung der einzelnen Curse war es möglich von

den meisten dieser Plätze nach jeder Richtung zweimal monatlich zu reisen und zu correspondiren, und die Sicherheit und Pünktlichkeit des Dienstes war so groß, daß die Schiffe fast mit der Minute eintrafen. Nicht nur als Bringer der europäischen Posten waren sie überall hoch willkommen, sondern sie repräsentirten in den trägen, leider zum Theil auch verarmten Colonien die europäische Regsamkeit und Civilisation, sie brachten Leben in den Verkehr, und wer einmal von dem zähen und magern westindischen Rindfleisch sich an ächt englischem Roastbeef erholen wollte, der konnte nirgends besser dazu kommen als auf diesen Schiffen, auf denen Alles großartig und solid war. Ganz besonders angenehm war diese Reisegelegenheit auf der Strecke die ich jetzt vor mir hatte, nämlich nach den Inseln über dem Winde (Windward Islands). Wind und Strömung sind von der Ostküste Südamerika's herauf dem Reisenden fortwährend in einer Weise entgegen, die die Benutzung von Segelschiffen so langweilig als unsicher macht; ein solches Dampfschiff war aber nicht viel anders als ein Omnibus, auf dem man pünktlich und bequem an sein Ziel gelangte.

Der Zuschuß welchen die englische Regierung der Gesellschaft für die Beförderung der Royal Mail leistete, betrug nicht weniger als 240,000 Pfd. St. jährlich, und diese schöne Summe mußte manchen Ausfall auf den Fahrten

zwischen den einzelnen Colonien decken; dafür war an Bord jedes Schiffs ein Agent der Admiralität, welcher das Postwesen besorgte und die pünktliche Abfahrt überwachte. Diese Einrichtung besteht bei allen großen englischen Dampfschifffahrtslinien, und sie sind auch alle verpflichtet in Kriegsfällen ihre Schiffe zum Gebrauch des Staats hinzugeben.

Die Trent, eines der schönsten Schiffe der Gesellschaft (sie sind alle nach englischen Flüssen benannt) hatte 1900 Tonnen und 400 Pferdekraft, und war ein Zweidecker, 250 Fuß lang, und mit den stattlichsten Räumen versehen; die Kajüte hätte keinen üblen Tanzsaal abgegeben, aber das Vortrefflichste waren die Privatkajüten, deren jeder Passagier eine für sich hatte, über 7 Fuß im Gevierte, hoch und luftig, wie es das Klima erfordert; namentlich die auf dem obern Deck, deren Luken man fast nie zu schließen brauchte, waren musterhaft gut, und selbst am Tage ein sehr angenehmer Aufenthalt; das obere Deck war, da alle Arbeit und aller Schmutz auf das zweite Deck verbannt war, ganz frei für die Passagiere, und ein unübertrefflicher Spaziergang. Dabei herrschte eine Ordnung und Reinlichkeit, die auf keinem Kriegsschiff größer sein konnte. Uebertroffen wurden diese Schiffe nur etwa durch die ostindische Linie, aber diese waren bei weitem weniger luftig und bequem für den Einzelnen.

Wenn ich an der ganzen Sache etwas aussetzen soll, so ist es die übergroße Bequemlichkeit und Ordnung, die den Reisenden ganz außer Bereich von Mühseligkeiten und Abenteuern brachte, mit denen doch das Reisen in so fernen Ländern gewürzt sein muß. In der That ragte der europäische Comfort ziemlich weit in die westindische Welt hinein, und selbst ein Guide book, mit der größten Pedanterie geschrieben, beglückt den Fremden mit einer solchen Masse von Anweisungen zu bequemem und sicherm Reisen, daß er fähig ist die ganze Tour ohne ein außergewöhnliches Erlebniß zurückzulegen, aber auch Gefahr läuft sich von Anfang bis zu Ende nicht aus dem Kreise heimischer Anschauungen loszumachen; das letztere freilich will gerade der Engländer, nur macht es einen gar zu seltsamen Eindruck, wenn manche Westindien gerade so bereisen wie den Rhein, das Buch mit roth leinenem Einband Tag und Nacht in der Hand, und blind für Alles was dort nicht verzeichnet steht.

Bald nach der Ausfahrt passirten wir das dänische Inselchen St. Jan oder St. John, und waren schon nach drei Stunden vor Tortola, der Hauptinsel der Gruppe der sog. Virgin Islands, zu denen auch St. Thomas gehört; die Gebirgsformation dieses Gewirres von Inseln und Inselchen erinnert wieder sehr an die Südküste von Cuba, und sie bilden eine fast ununterbrochene Reihe. Um Tortola zieht sich ein weiter

Kreis von Felsen und Inseln, und bildet einen natürlichen Kriegshafen, der Flotten von 400 Schiffen aufnehmen kann, und oft als Zuflucht diente. Einige der Inseln sind dürre Klippen, andere herrlich bewachsen; Tortola selbst nimmt sich sehr romantisch aus, ist aber für den Anbau zu wild und bergig; die Stadt ist unscheinbar und kaum bemerklich, und das Leben dort soll sehr armselig sein. Ueberhaupt hat diese ganze Inselgruppe für England nur den Werth jenes unübertrefflichen Kriegshafens, der vollkommenen Schutz gewährt, und zugleich bei der Tiefe der Kanäle zwischen den einzelnen Inseln von allen Seiten leicht Zugang bietet; sein Seitenstück ist Hongkong, ebenfalls an sich ein dürrer unfruchtbarer Besitz, aber eben so günstig zur Versammlung einer großen Flotte.

Am 18. früh waren wir auf der Höhe von St. Christopher, gewöhnlich St. Kitts genannt. Diese schöne, abermals englische Insel lag vor uns, als ich beim Erwachen den Kopf aus unserer Arche hervorstreckte. Ein schöner großer Halbkreis, im Vordergrund reiches Zuckerland durch sein helles Grün ausgezeichnet, dahinter die hohen Berge von schon bekannter vulkanischer Form; einer derselben, Monkey Hill ist durch das Vorkommen von Affen merkwürdig, welche sonst in Westindien sich fast nirgends finden. Bei dem Städtchen welches sich in der Ebene ausbreitet und gar freundlich

im Grünen liegt, senken sich die Bergketten ganz ins flache Land hinab, und laufen von dort aus nach den beiden Enden der Insel in dem gedachten Halbkreis, welchen nach Süden der hohe Pik der Insel Nevis beschließt.

Schon um ½9 Uhr lagen wir vor Nevis still. Diese allerliebste Insel ist nur eine halbe Stunde von der Südspitze von St. Kitts entfernt, und ist sehr klein aber anmuthig; das Ganze ist trefflich angebaut, bis auf einen hohen gewaltigen Berg in der Mitte, dessen Spitze in die Wolken reicht.

Nachmittags ½ 3 Höhe von Montserrat. Diese Insel, klein und unbedeutend wie sie ist, nimmt sich doch von der See her gut aus; sie hat weniger flaches Land, und die Zuckerfelder ziehen sich an den Bergen hin. Letztere sind rauh und zerklüftet, und ihre Häupter in Wolken gehüllt; das finstere Wetter welches wir im Augenblick hatten, begünstigte den Totaleindruck. Kurz vorher passirten wir die unbewohnte Felseninsel Redonda, ein seltsames Stück Welt von schroffem Aussehen. Die Bai bildet einen hübschen weiten Bogen, ist aber dafür der Brandung sehr ausgesetzt. Wir steuerten nun wieder nach Nordosten, Antigua zu, wo wir Abends in der Dunkelheit vor der Stadt English Harbour anhielten.

Am 19. Morgens 6 Uhr lagen wir vor Basse Terre auf Guadaloupe; hübsches Ufer, flach, dann

hügelig, im Hintergrund eine hohe Bergreihe, begrenzt im Süden durch die Souffrière, einem kegelförmigen 5000 Fuß hohen Vulkan, dessen rauchenden Gipfel uns leider der Nebel verbarg. Die Stadt ist hübsch gebaut; der östliche Theil der Insel, eigentlich eine Insel für sich, hat das unglückliche Point à Pitre, welches vom Erdbeben zerstört wurde, zur Hauptstadt. Bald hinter Guadaloupe folgt eine Anzahl Klippen und Inseln, die Saintes, und in der Ferne sieht man schon die hohen Berge Dominica's. Wir hatten Sturm und Regen in der Nacht gehabt, und auch am Morgen war die See noch sehr bewegt; so wenig mich die Seekrankheit mehr schreckte, so übel waren besonders ein paar Nonnen daran, welche hier das Schiff bestiegen. Die armen Wesen waren erbärmlich krank, und doppelt bejammernswerth weil die profane Schiffsgesellschaft an ihrem Elend und an der Aengstlichkeit mit der sie sich zwischen so vielen Anläßen des Aergernisses bewegten, offenbar mehr Spaß als Mitleid hatte.

Mittags ½ 12 Höhe von Dominica, Hafen von Roseau. Diese Insel, an deren Küste wir schon zwei Stunden entlang gesegelt waren, ist sehr gebirgig, und hat große Gipfel und romantische Schluchten. Die Stadt ist klein, aber hübsch am offenen Seeufer gelegen; gleich dahinter erheben sich die Berge, deren vorderster mit einem Plateau endigt, wo nach westindischer Weise

die Kasernen der Garnison sind. Dominica ist eine der größern Inseln, aber nicht fruchtbar. Einige Neger kamen an Bord um lebendige Herkuleskäfer und Ochsenfrösche feil zu bieten; leider konnte ich mich mit dieser Waare nicht beladen.

Am 19. Abends kamen wir vor St. Pierre auf Martinique an, und ich sagte hier meiner angenehmen Reisegesellschaft Lebewohl, um meinem Plan gemäß auf dieser französischen Insel einen Aufenthalt zu machen. Weil es schon dunkel war, ließ der Capitain eine Kanone abfeuern und so stieg ich unter großem Pomp ins Boot, das mit Weibern und Gepäck bereits überfüllt war; vier kräftige Ruderer brachten uns indeß bald dem Lande nahe, von wo wir schon von ferne her ein fürchterliches, abenteuerliches Gebrüll hörten, das uns Alle in die größte Verwunderung versetzte. Als wir nun herankamen, verwandelte sich dieses Geheul in ein betäubendes Hurrah aus wohl hundert Negerkehlen, und in einem Augenblick stürzten sich alle die schwarzen Gesellen in die See, umringten unser Boot, und schrieen uns mit greulichen Geberden an. Man hätte denken mögen wir wären unter die Menschenfresser gerathen, ihre Absicht war aber, wie wir bald inne wurden, die friedlichere unser Gepäck zu tragen. Der Kahn saß auf dem sandigen Ufer fest, wir, das heißt wir männliche Passagiere, eine junge Dame, die zwei Nonnen und eine alte farbige

Frau, sahen die Gefahr ein daß in einem Nu all unser Gepäck verzettelt und verloren sein würde, und stellten uns deßhalb in Schlachtordnung, die Ruderer voran, die Weiber in der Reserve; so rückten wir tobend und fluchend gegen die Dämonen an, und hieben rechts und links auf die welche eben ein Stück ergreifen wollten, die Bootleute namentlich verstanden keinen Spaß und theilten mit ihren Rudern wahrhaft dröhnende Hiebe aus. Hier sah ich zuerst ein, wie Fluchen, sonst eine häßliche Sitte, zur Tugend werden kann, und wie jede Redeweise ihre Zeit und ihren Ort hat; ein paar kräftige Verwünschungen auf englisch, französisch oder spanisch ersparten immer einen Hieb, aber dennoch erlahmte bald meine Zunge wie mein Arm, und ehe ich mich's versah, war ich von einem halben Dutzend Arme gepackt, und im Triumph durch die Brandung ans Ufer getragen. Am übelsten erging es der alten Frau; sie wurde förmlich niedergerannt, und wie sie ins Boot fiel, entrollte ihrer Hand das Geräth, welches sie als Hülfe bei der Seekrankheit mit sich führte,* und fand klirrend sein Ende. Auf festem Grund angelangt, fanden wir zum Glück die Myrmidonen des Zollamts eben so eifrig beschäftigt, den

* Gelehrte Anmerkung. Dies Geräth, für welches ich keinen schicklichen Namen finde, welches aber das Corpus juris (L. 25, §. 10. D. XXXIV. 2.) zum mundus muliebris zählt, ist der stete Begleiter des creolischen Reisenden namentlich im spanischen Südamerika.

Negern ihre Beute wieder abzujagen, und so zogen wir nach einer oberflächlichen Visitation unseres Gepäcks, und wider Erwarten ohne ein einziges Stück zu vermissen, in die Stadt ein, wo ich mir das Hotel de l'Europe, als einen Gasthof von exotisch klingendem Namen erwählte.

St. Pierre, die wichtigste Stadt der Insel, wiewohl nicht sie, sondern Fort Royal der Regierungssitz ist, zählt etwa 25,000 Einwohner, und ist somit wohl die größte Stadt der kleinen Antillen. Die Häuser sind europäischen sehr ähnlich, die Straßen eng, krumm und winkelig, aber leidlich beleuchtet und gepflastert; der Wasserreichthum der Insel sowie die abschüssige Lage der Stadt machen die Einrichtung möglich, daß durch die Mitte aller Straßen in einer Gosse beständig lebendiges Wasser läuft; eine große Wohlthat, welche die Einwohner zur Uebelthat verwandeln, indem sie mancherlei Gefäße darin auswaschen, so daß es wünschenswerth ist nicht hineinzufallen. Die Stadt ist trotz ihrer Enge hübsch und freundlich, einige Plätze sind mit Bäumen bepflanzt, und man findet auch einige leidliche öffentliche Gebäude. Ueberall zeigt sich viel Geschmack an öffentlichen Anlagen, ein Ding das man in Westindien sehr vermißt; diese und die wahrhaft großartige Umgegend machen den Aufenthalt sehr angenehm. Hinter der Stadt erheben sich alsbald hohe Berge, welche man

zu Pferd auf einem vortrefflich angelegten Wege ersteigt; oben fängt dann ein Hochland an, welches die schönsten Zuckerpflanzungen enthält, und eine herrliche Aussicht auf Stadt, Land und See beherrscht. An diesem Wege liegt auch der botanische Garten, ein einzig schönes Etablissement in eine Schlucht des Gebirgs versenkt, sehr ausgedehnt und durch seinen Ueberfluß an Wasser und seine natürliche Lage außerordentlich kühl. Der Gartenkünstler Hirschfeld beschreibt die Erfordernisse eines Morgen-, Mittag- und Abendgartens; der tropische Garten wie er sein soll, kühl, schattenreich und üppig findet hier sein Ideal, und man sieht was in der tropischen Natur aus einer solchen Anlage gemacht werden kann; aber es ist fast der einzige Garten der Art den ich in ganz Amerika gesehen habe.

Ich bin nicht selten gefragt worden, was mich zu so ausgedehnten Reisen ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck bewogen habe, und wenn ich mir selbst darüber klar zu werden suchte, so kam ich meist auf ganz geringfügige Anstöße zurück, die den entscheidendsten Einfluß auf meine Plane gehabt haben: nach China mag mich der ererbte Besitz einiger chinesischer Kleinigkeiten halb unbewußt getrieben haben, nach Westindien und vielleicht überhaupt nach Amerika trieb mich der eigenthümliche Reiz den die Insel Martinique für mich besaß. Ich muß vorausschicken, daß ich als Kind

als Schüler des schlangenkundigen Dr. Lenz in Schnepfenthal alle die merkwürdigen Versuche und Kämpfe mit erlebt habe, welche dieser treffliche Mann zur genauen Erforschung der deutschen Schlangen unablässig anstellte; seine „Schlangenkunde," die Frucht dieser Experimente studirte ich mit leidenschaftlichem Interesse, und da ich in derselben las wie Martinique von der Schreckensherrschaft der Lanzenschlange in unerhörter Weise heimgesucht sei, fing ich an diese Insel um dieser Auszeichnung willen fast zu beneiden, statt zu beklagen, und eine Expedition dahin malte ich mir in der abenteuerlichsten Weise aus. Das waren Jugendträume, aber ihr Eindruck hatte sich nicht ganz verwischt, und als ich nun den Ort dieser Träume wirklich betrat, eilte ich mich mit den gefürchteten Lanzenschlangen so schnell und so nahe als möglich in Relation zu setzen.

Das Maaß jener Schreckensherrschaft ist durch das Gerücht nicht übertrieben: die Lanzenschlange, Trigonocephalus lanceolatus, Serpent fer de lance, ist von allen Giftschlangen fast die größte, und bei ihrer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, wie bei ihrer ungeheuren Vermehrung wohl die schrecklichste und verderblichste; Exemplare von 6 Fuß Länge habe ich mehrmals gesehen, aber sie wird bis 8 Fuß lang und fast armsdick. Martinique und die englische Colonie Santa Lucia sind die einzigen Orte wo man sie gefunden hat, an diesen

Orten aber ist sie so häufig, daß man staunt sie nur noch von Menschen bewohnt zu finden. Auf einzelnen Pflanzungen hat man mehrere 100 des Jahrs erschlagen, in der Umgebung von Fort Vauban in acht Jahren 2400, aus der Umgegend des Fort Royal werden jedes Vierteljahr an 700 gegen Prämie eingeliefert. Man nimmt die Zahl der jährlich durch Schlangenbiß Getödteten durchschnittlich auf 50 (unter einer Bevölkerung von weniger als 100,000 Seelen) an, aber binnen 7 Monaten des Jahres 1845 hatte man in einem einzigen Kirchspiel 18 Opfer der Lanzenschlange begraben. Hunderte werden jährlich gebissen, um vom Tode gerettet nur meist jahrelangen Leiden entgegenzugehen; das Thier ist so häufig, daß man ihm täglich begegnet, und als ich dem Direktor des botanischen Gartens den Wunsch aussprach einige zu besitzen, hatte er am nächsten Morgen eigenhändig in dem Garten selbst zwei gefangen, die eine 6, die andere 5½ Fuß lang. Nicht nur des Tags, sondern auch des Nachts treibt sie ihr Wesen, und Niemand auf der Insel wagt es sich auch nur einen Fuß breit von gebahnten Wegen zu entfernen, in den Bergen spazieren zu gehen, zu jagen oder einem ähnlichen unschuldigen Vergnügen zu fröhnen; sie klettert und schwimmt vortrefflich, kommt in die Höfe, Gärten und Häuser, und ist mit Einem Wort Herrin der Insel. Obgleich sie nicht völlig ohne Veranlassung angreift, so reizt sie doch schon die Bewegung des

Vorübergehenden oder die leiseste Berührung, und ihre Gewandtheit, ihre pfeilschnellen Bewegungen, ihre Giftzähne von 10 Linien Länge die durch jede Verwahrung dringen, erreichen das Opfer gewiß. Die meisten Gebissenen sind Neger die in den Zuckerfeldern, dem Lieblingsaufenthalt der Lanzenschlange, arbeiten; darum erinnert der Aufseher von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme an die Schlangen; der Schreck, wenn eine Schlange gefunden wird, ist furchtbar: alle springen zurück, heulen und schreien, und der Muthigste wird dann beauftragt das Ungethüm zu erlegen. Die getödtete Schlange wird an einen Baum aufgehenkt; an einem besondern Baume im Innern der Insel hängt eine schauerliche Trophäe von wohl 300 dieser Ungeheuer.

Man sollte glauben, daß eine so entsetzliche Landplage die größten Anstrengungen hervorrufen müßte, sich derselben zu entledigen, daß die Aerzte Tag und Nacht auf wirksame Gegenmittel sännen, aber nichts von dem allen: man begnügt sich eine kleine Prämie auf erschlagene Schlangen zu setzen, statt durch Ausrottung von Dickichten, Verminderung ihrer Nahrungsmittel, der Ratten, Ansiedlung schlangenvertilgender Thiere Alles aufzubieten das Uebel an der Wurzel anzugreifen; in der That hat man den Versuch gemacht, den Sekretär, jenen hochbeinigen schlangenfressenden Falken aus Afrika, heimisch zu machen; ein paar Jagdliebhaber haben sich

den Spaß gemacht die seltenen Thiere wegzuschießen, und da war man es auch zufrieden; es gehört in der That die volle creolische Indolenz dazu, den Besitz dieser Colonie mit der Lanzenschlange zu theilen. Was die Aerzte betrifft, so sind diese freilich zum Theil schuldlos, denn es ist gegen die Landessitte, bei ihnen Hülfe gegen den Schlangenbiß zu suchen; vielmehr vertraut sich der Gebissene einem sog. Panseur, einem alten Neger an, der mit empirischen Mitteln oder abergläubischen Besprechungen seine Kunst versucht; so groß ist die Unvernunft, daß man, wenn mehrere Glieder gebissen sind, nicht selten für jede Wunde einen eigenen Panseur zu Rathe zieht, deren jeder ganz unabhängig von dem andern seine Kur anfängt. Selbst die Vornehmen und Gebildeten verschmähen die Hülfe des Arztes; so wurde vor zwei Jahren ein junger allbeliebter Mann aus den ersten Kreisen von St. Pierre gebissen, drei Panseurs wurden gerufen, sie wandten ihre Mittel sämmtlich zu gleicher Zeit an, und der Gebissene starb, wo es denn freilich hintendrein an Thränen nicht fehlte.

Gegen dieses Unwesen hatte sich, unmittelbar vor meinem Besuch, der verdienstvolle Dr. Rufz erhoben, indem er seine Mitbürger vor jenen sinnlosen Negerkuren öffentlich warnte, und zugleich anfing sich mit der Pathologie des Schlangenbisses, den bisher üblichen Gegenmitteln gründlich zu beschäftigen, und nach einem

specifischen Heilmittel zu forschen. Auf seine Aufforderung langten von allen Seiten Berichte und Krankengeschichten ein, und er war nun beschäftigt diesen Stoff zu sichten und theils in der Zeitung, theils in einem besondern Werk dem Publikum vorzulegen; nach seinem eignen naiven Geständniß stand er zwischen den verschiedenen ihm mitgetheilten Heilmitteln und Kräutern wie der Esel des Sophisten, ohne sich noch über die Vorzüglichkeit oder auch nur Wirksamkeit des einen oder andern entschieden zu haben. Leider war Dr. Rufz krank, als ich in St. Pierre ankam, er empfahl mich jedoch dem Direktor des botanischen Gartens, Herrn Charles Barillet, welcher mich aufs Freundschaftlichste aufnahm, und sofort mit mir ans Werk ging. Mr. Barillet, ein noch junger Mann voll Unerschrockenheit und wissenschaftlichem Eifer, erinnerte wirklich an meinen verehrten Dr. Lenz; er scheute sich gar nicht den Schlangen, die denn doch ganz andere Bestien waren als unsere thüringische Kreuzotter, zu Leibe zu gehen, und wenn er sie auch freilich nicht wie Jener mit der bloßen Hand faßte, so war ihm doch jede verfallen, die er mit seiner eisernen, drei Fuß langen Zange packen konnte: bei der Gewandtheit der Lanzenschlange immerhin kein gefahrloses Unternehmen. Er hatte vier schöne Exemplare in einem Drahtkäfig, und fing wie oben erzählt, sofort noch zwei dazu, so daß wir zu unsern Experimenten wohl versehen waren.

Es war hier freilich nicht ausführbar zur Erzielung einer sichern Bißwirkung die Schlange nach Dr. Lenz's Anweisung mit zwei Fingern hinter dem Kopfe zu packen, und so mußten wir uns begnügen, sie auf einem offenen Platz frei auf die Erde zu setzen, und nur durch jene eisernen Zangen uns gegen ihr Entfliehen zu sichern; augenblicklich eilten die Schlangen mit lebhaften Bewegungen fort, indem sie wohl die Hälfte des Leibes horizontal über der Erde frei trugen, und gegen jeden Gegenstand der innerhalb dieses Radius des freigetragenen Vorderkörpers sich befand, wüthende und meist wohlgezielte Bisse schnellten; diese Art der Bewegung, so ganz unähnlich jener der trägen und blödsichtigen Kreuzotter oder selbst der Klapperschlange, macht denn die Lanzenschlange doppelt furchtbar, und wir selbst, die wir mit den zu Opfern bestimmten Thieren uns doch in der Nähe halten mußten, hatten alle Ursache auf unserer Hut zu sein: es gibt wohl kaum eine Gefahr die so schreckt, wie der tödtliche Biß einer Giftschlange.

Ich gebe nun den Bericht meiner Experimente, bei welchen ein junger Arzt die blutige Hülfe des Schneidens und Secirens leistete. 1) Ein junger Hund von 3 Monaten wurde dicht hinter das rechte Schulterblatt gebissen, nach einer Minute die Wunde scarificirt und mit Chlorwasser eingerieben. Drei Minuten nach dem Biß lag er wie todt da, wir goßen ihm darauf, obgleich es

zu spät schien, einen halben Theelöffel mit Chlorwasser in eben so viel Wasser ein, worauf er sich erholte und wieder zu heulen anfing. Die Wunde war nicht ausgeschnitten, und das Chlor innerlich zu spät gegeben. Starb nach 37 Minuten. Die gebissene Stelle ringsherum bis 1 Zoll weit schwarz. — 2) Paralleler Versuch mit zwei erwachsenen jungen Tauben. Die erste wurde in den Hals, über dem Brustbein gebissen, fiel nach 10 Minuten um, starb aber wiewohl wir jeden Augenblick ihre letzten Zuckungen erwarteten, erst nach 31 Minuten. Bei dieser war kein Mittel angewendet, die andre hatte ich den Tag vorher nur mit Körnern und Brod gefüttert die in Chlorwasser geweicht waren. Sie wurde sehr heftig in den Rücken gebissen, so daß die Schlange in den Federn hängen blieb. Sie wurde traurig, senkte die Flügel, fiel aber erst nach 55 Minuten um, und starb die Minute darauf. 3) Eine Ratte starb kaum 2 Minuten nach dem Biß. — Die zu diesen Versuchen gebrauchte Schlange war ein prächtiges Exemplar von 5 Fuß, und sehr bös und lebhaft; eine kleinere von 3 Fuß war nicht zum Beißen zu bringen, und war so träg, daß als sie sich wie ein Teller zusammenrollte, eine Taube sich auf sie setzte ohne gebissen zu werden. Die nächsten Versuche wurden mit einer frischgehäuteten, sehr lebhaften Schlange von 2½ Fuß gemacht. 4) Ein Kaninchen in die rechte Vorder-

pfote nahe der Schulter gebissen, wurde traurig, die Pfote schwoll stark. Starb ohne Anwendung eines Mittels in $2\frac{1}{2}$ Stunden. Bei der Section fand sich eine große Anhäufung von schwarzem Blut um die gebissene Stelle, im Herzen Anhäufung von Serum. 5) Ein Kaninchen erhielt Chlorwasser innerlich, und wurde nach einer halben Stunde in den rechten Schenkel gebissen. Ein gleich experimentensüchtiger Zuschauer wie ich bemächtigte sich dieses Opfers, scarificirte nach 16 Minuten die Wunde, und rieb sie mit einem Aufguß von Aristolochia Gigas, einer afrikanischen Pflanze ein. Starb nach $6\frac{1}{2}$ Stunden. 6) Ein Kaninchen erhielt in den vorher kahl gerupften Schenkel zwei sehr starke Bisse; unmittelbar darauf wurde Chlorwasser eingegeben, und die Wunde nach Dr. Lenz's Anleitung regelrecht ausgeschnitten und mit Chlorwasser ausgewaschen. Starb nach 9 Stunden. 7) Ein Kaninchen erhielt innerlich Aristolochia und wurde nach 10 Minuten, jedoch nur leicht, in den Rücken gebissen; die Wunde wurde scarificirt und mit demselben Aufguß eingerieben. War nach 20 Stunden noch am Leben.

Auf diese Versuche beschränkte ich mich, da bei einer Menge unberufener Zuschauer, und der Hast und Lebhaftigkeit der Franzosen gar keine Hoffnung war zu einem ruhigen und sichern Verfahren zu gelangen; in der That konnte ich nur auf den zweiten und sechsten

Versuch einigermaaßen rechnen, erkannte aber in diesen die vortrefflichen Wirkungen des Chlor doch wieder, wie sie mir aus Dr. Lenz's Versuchen bekannt waren; da sich die Giftwirkung auch dieser Schlange als das Blut zersetzend darstellt, so kann man annehmen, daß das Chlor hier vollkommen die Dienste leisten muß wie beim Otternbiß. Mir genügte es die Aufmerksamkeit des Dr. Rufz, welcher leider seiner Krankheit halber nicht gegenwärtig war, auf dieses Mittel gelenkt zu haben; er erkannte an daß das Chlor alle Beachtung verdiene, und versprach weitere Versuche anzustellen. Jedenfalls verdient nach obigen Resultaten die Aristolochia Gigas dasselbe, und vielleicht auch unsere in Deutschland eingebürgerte A. Sipho. Barillet hatte das bekannte südamerikanische G u a c o in seinem Garten, man hatte auch Versuche damit angestellt, es aber nicht erfolgreich gefunden.

Ein frisch erschlagenes Weibchen, welches ich genau gemessen habe, war 6 Fuß lang, der Leib von der Dicke des Handgelenks eines starken Mannes; Kopf 2 Zoll 8 Linien lang, an der breitesten Stelle 2 Zoll 3 Linien breit und sehr platt, Hals am Ansatz des Kopfes nur 8 Linien im Durchmesser; die auffallende dreieckige Form des Kopfes hat der Lanzenschlange den Namen serpent fer de lance gegeben, ihren deutschen Namen rechtfertigt sie durch ihre raschen Bewegungen und ihre schlanke Gestalt; der Schwanz war nur 8 Zoll lang und sehr

dünn. Giftzähne 10 Linien, sie sollen aber 1 Zoll lang werden. Farbe dunkelgrau, unten hellgrau, hinter dem Auge ein großer schwarzer Strich, auf dem Rücken große schwarze unregelmäßige Flecken von 1 Zoll Durchmesser, an der Seite entsprechend kleine schwarzere Tupfen; die Farben wechseln sehr, eine Varietät ist gelb wie die Schlangenbader Natter (mit deren Habitus und raschen Bewegungen die Lanzenschlange überhaupt große Aehnlichkeit hat); diese sollen besonders bösartig sein.

Die Lanzenschlange lebt hauptsächlich von Ratten, verschlingt aber auch ganze Hühner; Barillet behauptet sie hätten bei ihm in der Gefangenschaft Ratten gefressen, was gegen die Sitte anderer Giftschlangen wäre, und schon deßhalb schwer glaublich ist, weil die Ungeheuer gar nicht aussehen, als wären sie über ihre Gefangenschaft sehr beruhigt; sowie man sich nur nähert züngeln sie und beißen voll Wuth zu. B. sagte auch sie hätten Milch bei ihm gesoffen; es ist bekanntlich eine große Controverse ob unsre deutsche Ringelnatter das thue, erwiesen ist es nicht, wird aber so oft erzählt, daß jedenfalls diese neue Bekräftigung erwähnenswerth ist; es ist überdies hier die allgemeine Sage, daß sie Milch naschen. Die Furcht der Eingebornen läßt sie 8—10 Fuß weit springen; nach allem was ich gesehen und gehört habe, glaube ich daß sie nicht über die Hälfte ihrer Körperlänge weit springt, sie schießt aber dann unglaublich

schnell zu, wobei sie aber auch oft fehlbeißt. Nach Versuchen und anatomischen Untersuchungen von Dr. Rufz sind Auge und Nase bei ihr sehr entwickelt, desto unvollkommener das Ohr.

Die Fabeln der Bewohner von Martinique über die Lanzenschlange sind endlos, und es spiegelt sich darin die abergläubische Angst, des gemeinen Mannes namentlich, vor dieser entsetzlichen Landplage. Ich gebe nur eine kleine Probe, die man mir sehr ernsthaften Gesichtes erzählte: die Lanzenschlange lebt mit allen Thieren des Feldes in Feindschaft, selbst mit der Natter, welche giftlos ist; die Natter wird gebissen, worauf die Lanzenschlange, von Reue ergriffen, in den Wald eilt und bald mit einem Blatt im Munde zurückkehrt, das sie heilend auf die Wunde der Natter legt. Gegen den Schlangenbiß gibt es kein besseres Mittel, als Aufschläge von Urin, Schlamm und Citronensaft. Man glaubt man hörte den alten Plinius reden!

Wie denn kein Uebel nicht auch seine gute Seite hat, so auch die Schlangenplage auf Martinique. Die Verwüstungen, welche die Ratten, eine Frucht der europäischen Colonisation, in den Zuckerfeldern und überhaupt anrichten, sind auf den meisten westindischen Inseln eine wahre Calamität, hier aber steuert ihnen die Lanzenschlange, deren Hauptnahrung die Ratten sind, in bedeutendem, sehr merklichem Maaße. Dieser

Umstand hat denn auf einen Pflanzer auf Guadaloupe zu dem verrückten und verruchten Einfall gebracht, dort ein Dutzend Lanzenschlangen als Rattenvertilger freizulassen. Zum großen Glück haben sie sich nicht eingewöhnt, wie überhaupt in der Beschränkung des Wohnorts dieser Schlangenart etwas sehr Eigenthümliches liegt. Das südamerikanische Festland besitzt in dem **Trigonocephalus Lachesis** eine nicht minder furchtbare, aber doch lange nicht so verbreitete Giftschlange derselben Gattung; in Guiana heißt dieselbe **Bushmaster**, und auch dieser Name deutet ihre Schreckensherrschaft über alles Lebendige in der Natur an.

Da an Ausflüge in das romantische Innere der zu sieben Zehntel unkultivirten Insel Niemand denkt, so führte auch mich mein Interesse an der Lanzenschlange nicht so weit, mich ihren Bissen in den Wäldern und Bergen auszusetzen; auch von Pflanzungen habe ich wenig gesehen, da das gesellige Leben der Colonisten sich nach französischer Art mehr auf die Stadt concentrirt. Der Ertrag der Insel an Zucker, Baumwolle, Cacao und Kaffee war sehr bedeutend, wird aber jetzt, nachdem die Februarrevolution die französischen Colonien ebenfalls mit einer übereilten Emancipation beglückt hat, sich eben so gestaltet haben wie auf den englischen Inseln. Das Zuckerrohr ist die Sorte von Tahiti; der Kaffee wurde im Jahr 1727 durch Fürsorge der Regierung aus dem

Orient hieher verpflanzt, indem man einige Bäumchen zu Schiff herüber brachte; als auf diesem großer Wassermangel eingetreten war, ließ der Capitain dennoch mit größter Gewissenhaftigkeit jedem Bäumchen täglich dieselbe Ration Wasser reichen, wie jedem der Mannschaft, und hatte die erfreuliche Genugthuung sie glücklich an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Ich gestehe daß auf Martinique mein Eifer für die Schlangen dem für die Erforschung der Negerverhältnisse Eintrag that, so daß ich nichts über dieselben zu berichten weiß; in die Augen fallend ist die Schönheit der farbigen Frauen, welche durch das romanische Blut wieder einen ganz besonderen Typus erhält; auch ihre Tracht, Schleppgewänder die sie aufzuschürzen pflegen, ist sehr malerisch.

Man scheint in den französischen Colonien die spanische Eifersucht der Regierung gegen die Creolen nicht zu kennen, da letztere zu Aemtern gelangen, und auch in dem Comité consultatif, das aus Pflanzern besteht, Einfluß auf die öffentliche Verwaltung üben. Die Charte von 1830 erstreckte ihre Segnungen nicht auf die Bürger der Colonien, so wenig wie die spanische Constitution auf Cuba, auch waren sie nicht in den Kammern repräsentirt, sondern jenes Comité consultatif wählte Deputirte, welche die Colonie bei dem Marineminister vertraten. Nach der Julirevolution wurden die freien Farbigen den Weißen rechtlich gleich erklärt.

Die Creolen der französischen Colonien, wie die der spanischen, unterscheiden sich insofern wesentlich von den englischen und dänischen Colonisten, als sie ihren Wohnsitz als bleibende Heimath betrachten, ihre Kinder da erziehen, und die Früchte ihres Erwerbs da genießen. Es bildet sich dadurch jener Creolencharakter aus, den wir in Cuba kennen gelernt haben, der aber jedenfalls dem geselligen Leben ungleich förderlicher ist, als das wesentlich auf Gelderwerb und möglichst baldige Rückkehr nach Europa gerichtete Treiben der Andern. Man war überaus gastfrei und artig gegen mich, besonders Mr. Dieudonné an den ich empfohlen war, und der mich in alle Cirkel einführte; Mr. de Poncis, der reichste und angesehenste Mann von St. Pierre, machte namentlich ein allerliebstes Haus, wo wir sehr viel musicirten. Als Deutscher unter Franzosen ergötzte ich mich nicht wenig an der Bonhommie, aber auch an der Lebhaftigkeit meiner neuen Bekannten, und wir wurden sehr gute Freunde; nur wenn ich ihnen gestehen mußte, daß ich trotz meiner mancherlei Reisen Paris nie gesehen, wurden sie einigermaaßen irre an mir.

Der Franzose besitzt bekanntlich wenig Ausdauer gegenüber widrigen Umständen, und deßhalb wird der Schlag, welcher durch die Negeremancipation gegen ihre westindischen Inseln geführt worden ist, noch weit verderblicher wirken als auf den englischen Inseln, wo

Industrie und Unternehmungsgeist, freilich auf den Trümmern der alten zu Grunde gegangenen Besitzthümer, einen erneuten Anlauf versucht haben. Ich erinnere mich eines Franzosen den ich bei Barillet kennen lernte, und dem ich sagte: »Quel beau pays!« das war leider sein Stichwort für einen langen und hochtragischen Monolog, in dem er die Schattenseiten des westindischen Lebens selbstquälerisch hervorsuchte, um derentwillen er die Trennung von ma pauvre France bejammerte; zuletzt kam endlich das Entsetzliche an den Tag, das ihn in eine so schwarze Stimmung versetzte: sein Hauswirth, mit dem er einen Vertrag auf Verabreichung eines anständigen Frühstücks für 2 Fr. täglich abgeschlossen, hatte sich an diesem Morgen nicht entblödet ihn mit zwei weichen Eiern für seine 2 Fr. abzuspeisen.

In einem alten Buch fand ich die Lesefrucht, daß im Jahre 1765 eine deutsche Ansiedlung auf Martinique versucht, von der Regierung sehr begünstigt, und derselben auch eine Kirche erbaut wurde; sie erlagen indeß dem Fieber, und die ganze Ansiedlung ist spurlos verschwunden. Die Todten beklagen sich nicht, das ist ein Trost für unsere modernen Beförderer der Auswanderung nach Tropenländern.

Im Jahre 1775 waren die Verwüstungen durch die Ameisen so arg, daß die Colonie einen Preis von einer Million Francs auf deren Vertilgung setzte; es kam indeß Niemand ihn zu verdienen.

Da ich noch manche Inselstation vor mir hatte bevor ich mit den Colonien Westindiens abschließen konnte, so benutzte ich nach vierzehntägigem Aufenthalt am 5. Juli Abends das Dampfschiff Teviot zur Weiterreise nach Süden; damit entging ich denn auch dem Beginn der Regenzeit, die auf Martinique Mitte Juli einfällt und deren Nähe sich bereits durch schwüle Hitze ankündigte. St. Pierre nahm sich zum Abschied noch recht romantisch aus, wir passirten in der Nacht Santa Lucia, jene andere Schlangeninsel, und am Morgen lag St. Vincent vor uns, eine schöne Bai mit dem Städtchen Kingston, umkränzt mit steilen, hohen und zackigen Bergen, eine recht westindische Ansicht; den seit 1814 ruhenden Vulkan sahen wir nicht. An Becusa und der Inselgruppe der Grenadinen vorbei, die wir links liegen ließen, brachte uns das schnelle Schiff schon den Abend nach dem Hafen von St. George auf Grenada.

Grenada oder Granada ist dem Guide book zufolge die schönste Insel Westindiens, aber selbst wenn ich mich unterfange neben dieser Autorität eine eigne Meinung zu haben, möchte ich diesem Urtheil wenigstens nicht widersprechen. Abgesehen von manchem Blick ins Innere, den ich bei längerem Aufenthalt that, überrascht schon der erste Eindruck des Hafens und des Städtchens: ein steiler Hügel, von einem Fort gekrönt, springt ins Meer vor und bildet eine zweite Bai, der

Ort St. George windet sich um diesen Hügel herum, und liegt mithin theils nach außen, theils nach der innern Bai zu, in welche auch die Dampfschiffe einlaufen; sie ist geschlossen, und erinnert sehr an die Nebenbuchten der freundlichen Bai von St. Thomas. Das Städtchen selbst ist heiter, gut gebaut, und bietet von allen Punkten schöne Aussichten. Man hatte mir ein Wirthshaus, zum Bienenstock, **Beehive** genannt, empfohlen, wo ich mich bald wohnlich machte, und in dem behaglichen Gefühl den heillosen Lanzenschlangen entronnen zu sein, bei denen mir trotz aller Lust am Experimentiren doch unheimlich zu Muthe war, sanft einschlummerte. Aber ich war aus dem Regen in die Traufe gekommen, und das Schild des Hauses erwies sich als ein wahres Aushängeschild; in der That war ich hier in einen Bienenstock gerathen, in dem das Schlafen sich bald als eine Unmöglichkeit erwies; das Haus, eine alte hölzerne Barracke mit losen Brettern, Schmutz, Staub, Mäuselöchern u. s. w. beherbergte eine wahre Insektenhölle, in deren brennender Pein ich mich übler befand als es mir je ergangen. Ich vermeide es dem üblen Beispiel jenes Autors zu folgen, dessen Sinne auf einer italienischen Reise nur für Flohstiche empfänglich waren, und der obendrein den schlechten Geschmack hatte, das deutsche Lesepublikum in den ganzen Abgrund seiner Leiden blicken zu lassen; der wißbegierige Leser

wird im Jahrgang 1846 des „Auslands" die mit der ganzen Frische schmerzlich aufgeregter Empfindungen geschriebene Originalschilderung jener schrecklichen Nacht auffinden können.

Am nächsten Morgen ging ich den Capitain Leese, den „Superintendenten" der westindischen Dampfschifffahrt, welche hier ihre Centralstation hat, aufzusuchen; ich hatte die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Mannes vor Kurzem auf der Trent gemacht, und freute mich sehr ihn hier besuchen zu können; es konnte nicht fehlen daß ich mich über die Leiden der Nacht beklagte, als er mich sofort mit der freundlichen Aufforderung überraschte, meine Wohnung bei ihm zu nehmen, und nicht nur meinen düstern Aussichten auf noch mehr schlaflose Nächte ein Ende machte, sondern auch mir die Hoffnung auf einen wahrhaft angenehmen Aufenthalt eröffnete. Capitain Leese und ein Pflanzer, Mr. van Horne, ebenfalls ein Bekannter von der Trent her, machten mir die Honneurs der Insel Grenada in der liebenswürdigsten Weise und bewogen mich auch weit länger als meine Absicht gewesen, dort zu verweilen.

Von Capitain Leese's dicht am Hafen gelegenen Haus hatte man die einladendste Aussicht in die nahen Berge, auf die Forts welche den Hafen umgeben, die Landhäuser an den Anhöhen, und in der Ferne auf den Parnassus, einen sehr steilen, kühn geformten Berg.

Diese reizende Umgebung lockte denn zu manchen Ausflügen, auf denen Mr. van Horne meist die Freundlichkeit hatte mich zu begleiten.

Das Unangenehmste bei diesen Ausflügen war die gerade bestehende Regenzeit; nicht als ob dieselbe nicht hier wie überall von heiteren Stunden unterbrochen gewesen wäre, es fehlt aber auf dieser Insel die sonstige Regelmäßigkeit in den Zeiten des Tages wo der Regen beginnt, und während der wolkenlose Himmel uns fast täglich zu längeren Ritten verleitete, konnten wir sicher sein zur ungelegensten Zeit von einem Platzregen überrascht zu werden; daneben ist ein Platzregen in den Tropen einem Wolkenbruch bei uns gleich, und man macht sich kaum einen Begriff von den Wassermassen die über den unglücklichen Wanderer ausgeschüttet werden. In einer Woche fiel 1, 66″ Regen. Dazwischen ist die Sonne so stechend, daß ich nicht ohne Besorgniß war mir auf dem übrigens sehr gesunden Grenada ein Fieber zu holen, von welchem ich jedoch glücklich befreit blieb.

Der Militärstation Richmond Hill, auf einer Höhe oberhalb der Stadt gelegen, galt einer meiner ersten Ausflüge, wegen der prächtigen Aussicht und der üppigen Natur in welche man selbst in nächster Nähe der Stadt sich versetzt findet. Nicht nur die Schönheit der Bergformen, welche Grenada mit den andern Inseln gemein hat, sondern namentlich die außerordentlich reiche

Vegetation ist eine große Zierde der Landschaften um St. George; Alles verräth die Nähe des Festlandes von Südamerika, eine Menge neuer Palmenarten, und große Abwechslung in den Formen der Gewächse. Bemerkenswerth ist das sog. Guinea-Gras, welches alle gerodeten Stellen überzieht und hier wild wächst; seine Farbe ist die des jungen Weizens, und es sticht sehr schön gegen die den Tropen eigenthümliche dunkle saftige Färbung des Laubes ab. In Santa Cruz wird es angebaut, und wie hier zum Pferdefutter benützt; in Martinique würden hunderte von Lanzenschlangen sich diese Strecken zum willkommenen Aufenthalt wählen, aber auf Grenada weiß man Gottlob! von diesen Ungeheuern nichts.

Die englische Regierung verlegt mit Vorliebe ihre Kasernen auf die gesunderen Anhöhen, und thut überhaupt Alles für ihre europäischen Truppen; so waren auf dem Weg nach Richmond Hill hinauf Schoppen erbaut zum Schutz gegen Regen und Sonne. Dabei mag sie auch wohl berechnen, was ihr ein Rekrut bis er an Ort und Stelle ist, kostet, und die durchschnittliche Sterblichkeit von 12 % der Ankömmlinge in Westindien trotz aller Fürsorge, ist arg genug und ein verständlicher Wink für Freunde tropischer Auswanderung. Darum hatte man auch begonnen, große Transporte freier Neger herüber zu verschiffen, welche in Regimenter formirt und von weißen Officieren befehligt wurden.

Der Parnassus und das Thal Tempe reizte mich sehr, und ich hätte ersteren gern erstiegen; leider bildete im Thal Tempe der Schmutz ein so überwiegend prosaisches Element, daß mein Pegasus förmlich darin stecken blieb, und sich somit an den Grenzen seines guten Willens befand. In ähnlicher Weise waren wir genöthigt eine Expedition nach dem Krater eines erloschenen Vulkans im Innern auf halbem Wege aufzugeben, weil die Straßen durch den Regen grundlos geworden waren. Auf allen diesen Ausflügen ist eine der auffallendsten Erscheinungen der Zustand der Pflanzungen: nur die wenigsten sind in Betrieb und bieten den Anblick von mehr oder minder gut bestellten Feldern, während man fast jeden Augenblick auf Anlagen stößt, welche vollkommen vernachlässigt und der Zerstörung preisgegeben, sind; die kostbarsten Siedereien, Mühlen, Wasserleitungen, Vorrathshäuser, oft mit großer Sorgfalt massiv aufgeführt sind dem Einsturz nahe, sofern die feste Bauart ihnen nicht Dauer verleiht, die Felder sind verwildert, und einige elende Negerhütten lassen den Sinn des Ganzen errathen: das waren die Folgen der hoch gepriesenen Negeremancipation in den ersten sieben Jahren! Der durchschnittliche Preis der Grundstücke in Grenada war $1/_{10}$ von dem was sie vor der Emancipation werth waren, ich kann aber Fälle verbürgen, wo 200,000 Pfund Sterling zu 10,000 Pfund,

und 50,000 Pfund zu 2500 geschmolzen waren. Die Produktion der Pflanzungen welche überhaupt noch im Betrieb waren, war im stetigen Sinken begriffen; eine Pflanzung die ich aus meinem Fenster sah, eine der schönsten der Insel, ertrug früher 200 Faß Zucker, im Jahre 1844 deren 11; die meisten Pflanzer ließen wie oben beschrieben ihre Gebäude zerfallen, und zogen einen geringen Zins aus der Verpachtung der einzelnen Grundstücke an die Neger; da lebt denn eine Familie von den Früchten von 1—2 Morgen Landes, von der Hand in den Mund, und läßt sich höchstens angelegen sein so viel über den Bedarf zu produciren, daß sie den Pacht und eben die nöthigsten Kleidungsstücke bezahlen kann. Tagelöhner waren bei diesem Zustand der Dinge gar nicht zu haben, und die wenigen die arbeiten mochten, zogen jährlich in der Arbeitszeit nach Trinidad, wo sie einen halben Dollar den Tag bekamen und frei übergeschifft wurden, denn die Pflanzer auf dieser Insel bezahlten den Capitains von vornherein für jeden Kopf 16 Dollars, um nur Arbeitskräfte zu erhalten.

Ich habe mich schon öfters entschieden gegen die übereilte Emancipation der Neger ausgesprochen, und dabei die Reinheit meiner Ansicht am besten zu wahren geglaubt, indem ich das Interesse der Pflanzer gar nicht einmal in Betracht zog; Angesichts solcher Thatsachen aber darf man wohl auch fragen, ob eine Maaßregel

weise und gerecht sein kann, die mit Einem Schlage die Vermögen einer ganzen Klasse von Staatsangehörigen um neun Zehntel vermindert. Die 20 Millionen Pfund Sterling, welche als Entschädigung für die Sklavenbesitzer ausgesetzt wurden, haben kaum die Hälfte des baaren Werthes der Sklaven gedeckt, außerdem aber hat man die unglücklichen Pflanzer, ohne ihnen Entschädigung hierfür zu bieten, völlig außer Stande gesetzt aus ihrem Grundbesitz fortan einen auch nur einigermaaßen entsprechenden Ertrag zu erzielen, die üppigsten Ländereien der Verwilderung preisgegeben, und eine Bevölkerung von Halbwilden geschaffen, unter deren Händen die westindischen Colonien bald aufhören werden zur civilisirten Welt zu zählen. Näheres zur moralischen und politischen Würdigung dieser Maaßregel, welche im Sinne des heiligen Crispinus erfolgt ist, bei der Beschreibung von Guiana, wo die unheilvollen Folgen derselben weit mehr ins Große gehen; gelitten hat aber Grenada so sehr als nur irgend eine der westindischen Inseln.

Schon damals war es sehr bemerklich, wie die Europäer sich von der dem Untergang geopferten Insel zurückzogen, Andere blieben um auf den Trümmern der alten Besitzthümer, deren Herren bankerott geworden, solche Unternehmungen zu gründen, wie sie den Ortsverhältnissen und dem Mangel an Händen angemessen waren. So hatte Mr. van Horne die tiefgesunkenen

Bodenpreise benutzt, um auf einer Landzunge am südlichen Ende der Insel eine ausgedehnte Viehweide anzulegen; Rindvieh wird wegen Futtermangel auf den wenigsten westindischen Inseln in genügender Menge gezüchtet, und die Einfuhr südamerikanischen Viehs bildet einen wichtigen Handelsartikel; jenes Unternehmen versprach mithin günstigen Erfolg, er hatte die Landzunge am obern Ende abgezäunt, so daß Rindvieh und Schafe in fast vollkommener Freiheit weiden konnten, durch jenen Zaun und durch die See ringsum eingeschlossen. Mehr als diese Spekulation interessirte mich indeß die Landschaft, ein Seeufer wie es gewöhnlich nur die Phantasie malt, mit steilen, öden Felsen; an den ausgewaschenen Klippen bricht sich die Fluth und spritzt in weitem Bogen wieder zurück; alle Vegetation beschränkt sich hier auf einige seltsam geformte Cactus, einige kugelig von 1 Fuß Durchmesser, andere hohe gestreckte astlose Stämme, bis zu 20 Fuß, wieder andere von der Form und Höhe eines verdorrten Baumes mit seinen Hauptästen; die Möven welche hier hausen, vollenden ein Bild der Oede und Unheimlichkeit. Weiter im Innern beginnen die trefflichen Weiden, und im Hintergrund das herrliche Gebirgspanorama von Grenada mit dem hoch emporragenden Parnassus in der Mitte.

Die Negerbevölkerung von Grenada (es sind unter 30,000 Einwohnern nur 600 Weiße) kommt an

Charakter den Haitiern ziemlich nahe; freilich haben sie nicht das Gefühl der ausschließlichen Herrschaft wie jene, und sind gewaltig unterwürfig wenn man sie zu behandeln weiß, desto unverschämter aber wo sie glauben es wagen zu dürfen; hier wie in ganz englisch Westindien, wo constitutionelle Formen hergebracht sind, haben die Neger nicht nur gleiche Rechte mit den Weißen, sondern sofern sie einen gewissen Census aufweisen, selbst Wahlrechte, und es fehlt nicht an schlechten Demagogen die dieser Bevölkerung huldigen, um eine Rolle spielen zu können. Dennoch war Capitain Leese, der zugleich Friedensrichter war, gewaltig kurz angebunden mit diesen Staatsbürgern, und höchst freigebig mit der Drohung sie zur Tretmühle zu schicken. Sonst sind die Neger wie überall, träge, diebisch, lügenhaft, aber im Grund gutmüthig. Man sollte denken daß jene Negersoldaten geneigt seien mit ihren Brüdern gemeinschaftliche Sache zu machen, es ist aber umgekehrt, sie erkennen ihre höchste Ehre in dem rothen Rock den sie angethan haben, und blicken mit äußerster Verachtung auf die „Neger" herab; »me soldier be, sagen sie, you black nigger!« eine an sich schwer haltbare Distinktion, welche übrigens wie oben erzählt ist auch die nach Liberia zurückverschifften amerikanischen Neger, freilich im umgekehrten Fall sich angeeignet haben.

Ein anmuthigerer Bewohner der Insel als dieses

widrige Negervolk war ein Kolibri, der in unserer Nachbarschaft wohnte und uns durch sein niedliches Wesen lange erfreute. Das Thierchen zog unsere Aufmerksamkeit zuerst auf sich, da es eines Morgens sich in unser Eßzimmer verirrt hatte, dessen Fenster immer offen standen; sicher hatte die Tapete welche Blumen darstellte, das arme Ding hereingelockt, denn wir belauschten es wie es vor einer der gemalten Blumen schwebte, ganz wie im Freien. Mit vieler Mühe brachten wir ihn aus dem Zimmer wieder in die Freiheit, denn er schien ganz den Kopf verloren zu haben und flog ängstlich zirpend an der Decke herum. Nichts ist niedlicher als ein Kolibri, wenn er von Blume zu Blume fliegt, und mit weit ausgebreitetem Schwanz und schnellem Flügelschlag, einem Abendschmetterling ähnlich sich vor denselben schwebend erhält; dieselbe Weise wendet er an um an Mauern und Geländern nach Insekten zu suchen, so wie denn auch diese, nicht der Honigsaft, welchen die poetische Sage ihm als Nahrung anweist, sein Augenmerk in den Kelchen der Blumen sind, in die er seine lange Zunge versenkt. An einer Schlingpflanze welche das Dach eines Nebengebäudes umzog, entdeckten wir sein Nestchen, welches innen die Größe einer halben Wallnußschale hatte, und aus roher Baumwolle und Haaren sehr künstlich geformt war; da die Jungen ausgeflogen waren, und der Kolibri das Nest

nicht wieder gebraucht, nahm ich es zum Andenken herunter.

Eine Merkwürdigkeit Grenada's ist noch die übergroße Menge Ziegen, von denen selbst die Straßen der Stadt wimmeln, so daß der Gouverneur sich bewogen fand sie für vogelfrei zu erklären. Jeder darf sie todtschlagen, muß sie aber zwei Stunden liegen lassen, damit der rechtmäßige Eigenthümer sie abholen kann, nachher darf der Andere sie für sich nehmen. Da jedoch durch jene Clausel der Vortheil eines solchen Todtschlags sehr beschränkt ist, so vergreift sich nicht leicht Einer an den hübschen und graziösen Thieren. Auf einer kleinen Insel in der Nähe sind die Ziegen förmlich wild, und eine Jagdpartie dahin gehörte zu den Unternehmungen, die leider das Regenwetter mir verdarb.

Vom Regen hatte ich in Grenada genug, und da Reisende aus Trinidad, wohin ich zunächst zu gehen beabsichtigte, mir sagten daß dort die Regenzeit eben auf ihrer Höhe sei, so entsagte ich dem Besuch dieser höchst interessanten Insel, und entschloß mich auf die weitere Nachricht hin, daß dieselbe in Guiana soeben vorüber sei, sofort die Reise dorthin anzutreten; Grenada als Haupt-Knotenpunkt der Dampfschifffahrt bot mir dazu baldige Gelegenheit, und am 22. Juli Nachmittags war ich an Bord des Dampfschiffs Reindeer, Capitain May, wieder zur See, zunächst mit dem Bestimmungsort Barbadoes.

Capitain May war ein alter Bekannter, der mich aufs Freundlichste begrüßte; sein Schiff, ursprünglich für die Fahrt zwischen zwei englischen Häfen gebaut, war klein, nur 600 Tonnen, aber bei 300 Pferdekraft sehr schnell, und seine Bestimmung war die Verbindung zwischen Westindien und Guiana zu unterhalten, beiläufig gesagt eine sonderbare Bestimmung für ein „Rennthier," sich so in die Nähe des Aequators versetzt zu finden. Wir hatten nun eine Fahrt vor uns, von Grenada nach Barbadoes, die in der ganzen seefahrenden Welt berüchtigt ist, gerade gegen Wind und Strömung, so daß man auch nicht Ein Segel gebrauchen kann, das dem Schiff stetige Haltung gäbe; außerdem hatte die Reindeer, wie oft schnelle Segler, die Berühmtheit die bewährtesten Seeleute krank zu machen, ihr früherer Capitain war es auf jeder Reise, und einem der Officiere der die Welt umsegelt hatte, ging es nicht besser. So gefürchtet ist diese Tour, daß Capitain Leese, ein Seemann von Beruf, sich vorgesetzt hatte, wenn er das nächste Mal nach Barbadoes gehe eine Fregatte abzuwarten, obgleich diese 14 Tage statt 28 Stunden zu brauchen pflegt, um gegen Wind und Wellen kreuzend den Weg zurückzulegen. Wenn ich mich seit meiner ersten Seekrankheit sehr tapfer gehalten hatte, so entsank mir doch bei all diesen Erzählungen der Muth, und es war alsbald aus mit mir, als das Schiff, auf die

hohe See gelangt, in jene heillose Bewegung verfiel die der Engländer pitching nennt, d. h. es fuhr mit dem Vordertheil in die Wellen hinein als wollte es auf den Grund tauchen, während die nächste Welle es wieder eben so gewaltsam in die Höhe schleuderte, wie ein Pferd das sich bäumt. Dabei regnete es, das Schiff war überfüllt, und ich kroch kläglichen Muthes so bald als möglich zu Bett. Der nächste Morgen brachte besseres Wetter, aber desto mehr Wind; ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich aufs Deck, was immer noch das Beste ist, und verwünschte in wahrem Seekrankheitshumor Nordamerika, Südamerika, meine Reise, die Reindeer und den der sie gebaut hatte. Während ich solche anmuthige Bilder an meiner Seele vorübergleiten ließ, ging die Zeit hin, und als ich gegen Mittag Kraft fand mich ein wenig aufzurichten, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude das Deck mit einer Anzahl Wesen oder vielmehr Unwesen bedeckt, welche eben so elend wie ich regungslos da lagen, wie eine Heerde Robben am Strande. Wir blieben auch alle liegen, bis wir Abends um 7 in den Hafen von Bridgetown einliefen. Von dort an bis nach Alexandria, was eine schöne Strecke Weges ist, ich weiß nicht wie viel tausend Meilen, bin ich nicht wieder seekrank geworden, bis jene armselige Pfütze die das mittelländische Meer genannt wird mich zu meiner Beschämung

belehrt hat, daß der Sterbliche nie glauben soll über die Seekrankheit erhaben zu sein.

Wir hatten Alle seit 28 Stunden nichts gegessen, und eilten deßhalb ans Land zu kommen. Die Nacht war wunderschön, der Himmel klar, und die See leuchtete stärker als ich es bis jetzt gesehen; das Steuerruder des Boots hinterließ einen leuchtenden Streif, ebenso die Ruder, und selbst mit der Hand konnte man, wenn ich mich so ausdrücken darf, Feuer schlagen. Wir gelangten bald ans Land, schlugen uns durch ein halb hundert zudringliche und unverschämte Neger durch, die gehofft hatten Gepäck zum Tragen zu finden, und eilten nach dem Wirthshaus, welches nächst jenem in St. Thomas das beste Westindiens sein mag. Hier erholten wir uns ein wenig, und obgleich taumelnd wie Betrunkene in dem Gefühl als ob die Stube wie ein Schiff auf und nieder tanze, fielen wir über die dargebotenen Speisen her wie hungrige Seeungeheuer. Es war das Erstemal auf meiner Reise, daß ich unmittelbar aus dem Elend der Seekrankheit ans Land kam: es ist eine sonderbare Empfindung, die Krankheit weicht sowie man festen Boden fühlt, aber man ist ganz verwirrt und taumelig. Die Nacht brachten wir Alle wieder an Bord zu, den nächsten Morgen aber benutzte ich zu einem längeren Ausflug am Lande, da die Passagiere bis zum Abend Urlaub hatten.

Bridgetown, die Hauptstadt der Insel, ist ein großer Ort von mehr als 20,000 Einwohnern, und die größte und zugleich blühendste Stadt in Britisch-Westindien; es residirt dort der Gouverneur und ein Bischof der anglikanischen Kirche. Die Lage ist schön, ohne romantisch zu sein, an einer langgestreckten Bai hin; die Bauart ist leidlich, fast alle Häuser haben kleine eiserne Balkone mit Dächern gegen die Sonne, die Straßen sind hübsch, und einige Läden haben ein gutes Aussehen. Gegen das Ende der Stadt liegen die kleinen Negerhäuser, gewöhnlich eine Thür und zwei Fenster breit, einstöckig und ganz von Holz. Ein großer Theil der Stadt war vor kaum einem halben Jahre abgebrannt, und noch nicht wieder hergestellt. In der nächsten Umgebung sind auf einer Anhöhe große luftige Kasernen um einen ungeheuren Rasenplatz herum aufgeführt. Bemerkenswerth ist auch der Viktualienmarkt, ein Viereck von bedeckten Gallerien unter denen die Verkäufer sitzen, in der Mitte eine prachtvolle Allee die keinen Sonnenstrahl durchläßt; natürlich ist ein tropischer Markt mit seinen Früchten, und besonders den seltsamen, oft schön gefärbten Fischen immer interessant.

Die Insel selbst ist flach, eine Fahrt von ein paar Stunden im Innern zeigte mir überall herrlichen Anbau und malerische Ansichten durch den Reichthum an Palmen, die jede Wohnung umgeben. Barbadoes hat bei

einer Länge von 5, und Breite von 3 deutschen Meilen die ansehnliche Bevölkerung von 120,000 Seelen, und der Ueberfluß an Arbeitskräften ist daher so groß, daß die Emancipation keinen entscheidenden Einfluß auf die Kultur gehabt hat: der Grundbesitz ist in den Händen der Pflanzer geblieben, und die Neger müssen arbeiten wenn sie leben wollen, haben auch kein unbebautes Land wo sie sich niederlassen könnten.

Barbadoes befindet sich sonach in einer abnorm glücklichen Lage, welche es nur mit Antigua theilen soll, das seine Rettung jedoch hauptsächlich einigen energischen Maaßregeln der Lokalgesetzgebung dankt. Als im Jahre 1834 die Freiheit erklärt, und nur noch die vierjährige sog. Lehrzeit vorbehalten wurde, sah man auf Antigua die Nutzlosigkeit dieser Art von Uebergang ein, vielmehr gab man die Neger sofort ganz frei, benutzte aber die gute Meinung, welche man sich dadurch im Colonial-Ministerium gemacht hatte, um äußerst strenge Maaßregeln gegen Vagabondage und Auswanderung der Neger durchzusetzen, durch welche letztere gezwungen wurden zu bleiben und zu arbeiten; insbesondere wurde die Verleitung zur Auswanderung verpönt, und ein paar Agenten aus Demerara und Trinidad, welche zwei Colonien besonders kräftige Anstrengungen machten sich Arbeiter zu verschaffen, zur wirksamen Warnung in der That gefangen gesetzt.

Am Abend des 24. waren wir wieder unter Segel, und erreichten bei günstigem Winde und ruhiger See am nächsten Mittag Tobago; es ist ein langer Gebirgsrücken, der am Südende in eine Sandbank verläuft, und notorisch eine elende Insel. Wir liefen bei Courland Bay an der Westküste an, und ich machte mir das Vergnügen im Boot des Dampfschiffs mit ans Land zu gehen, damit ich sagen könnte ich sei auf Tobago gewesen, jener ruhmvollen Insel die dem Tabak den Namen gegeben hat. Mein Unternehmen endigte in einem Aufenthalt von fünf Minuten, während dessen ich mich beinahe vergiftet hätte: es wächst dicht am Ufer ein Baum, Mangrove genannt, der so giftig ist daß die bloße Berührung der Blätter Blasen und große Schmerzen hervorbringt; Leute die während des Regens unter solche Bäume flüchteten, sind durch das von den Blättern rinnende Wasser jämmerlich verbrannt worden. Eine gute Seele von Passagier der hier die Reindeer verließ, rettete mich von dieser Fatalität. In der Bai bemerkte ich Pelikane, so groß wie eine Gans, die unbekümmert um unser Boot im Wasser lagen, gelegentlich aufflatterten und dann mit einer eigenen Manier wie die Klötze wieder ins Meer plumpten, daß das Wasser weit herumspritzte.

Das war denn auf der Fahrt nach Südamerika die letzte der langen Reihe westindischer Inseln, welche

ich mit allzugroßem Zeitaufwand nun schon seit dem Anfang des Jahres durchreiste; selbst bei dem Interesse welches die Sklavenfrage in ihrer Entwicklung in den einzelnen Colonien für mich hatte, bereute ich doch schon längst die viele Zeit und auch die ansehnlichen Kosten an eine Ländergruppe gewendet zu haben, die den Durst des nordischen Reisenden nach tropischer Herrlichkeit und ethnographischem Interesse nur sehr unvollkommen befriedigt. So schön die Natur in Westindien ist, so ist sie doch auf Inseln immer beschränkt in ihrer Entwicklung und der Reichhaltigkeit ihrer Formen, und sie steht hinter dem üppigen Südamerika, wie ich später gewahrte, weit zurück. Was das Volksleben betrifft, so ist von der eisernen Herrschaft auf den Plantagen Cuba's bis zu dem verwilderten Haiti hinab nirgends ein ansprechender Zustand, und die Unterdrückung des armen Sklaven ist so unerfreulich als die Unterdrückung der Civilisation durch den befreiten Neger. Die Gesellschaft in Colonien die zum großen Theil durch die eigene Regierung dem Untergang geopfert sind, zeigt nirgends die Behaglichkeit welche auch dem Gast sich mittheilen könnte, und an vielen Orten ist die Gesellschaft durch eine Zahl Leute ersetzt, die um des leidigen Erwerbs willen in freiwilliger Verbannung da leben, und ihrem Aufenthalt stets fremd bleiben. Ueberhaupt muß man in einer Colonie der Natur der Sache nach nichts

Anderes suchen, als einen Abklatsch der europäischen Formen und Einrichtungen; wenn nun gar dieselben wie in Westindien zu dem Ende ihrer Entwicklung gekommen sind, und obendrein zu einem kläglichen Ende, so wird der Besucher sich nur zu oft unbefriedigt finden, und darum möchte ich dem Reiselustigen die westindischen Colonien nicht empfehlen. Der Colonialcharakter übrigens ist mehr oder weniger in ganz Amerika vorherrschend, überall trifft der Reisende der nach Fremdartigem und Abenteuerlichem strebt auf zahme europäische Formen, von Staatsgesetzen bis herab zu dem englischen Baumwollenzeug und der Tasse von Fayence, und erst auf chinesischem oder indischem Boden gelangt man zu dem Gefühl, daß man allem Europäischen wirklich entronnen, und in die erfrischende Atmosphäre durchaus fremder Umgebungen gelangt ist. Nicht ohne Besorgniß den Leser zu ermüden, habe ich ihn daher die lange Inselreihe Westindiens herunter geleitet, allerdings mit der Hoffnung ihm aus Guiana und dem spanischen Südamerika frischere Bilder vorführen zu können.

Da wir die Seekrankheit längst überstanden hatten, und die See trotz des widrigen Windes und der Strömung (welche an der südamerikanischen Küste die Geschwindigkeit von drei englischen Meilen die Stunde von S.O. nach N.W. hat) sehr ruhig war, so hatten wir eine angenehme Reise, nur durch einen Moment unter-

brochen der uns Alle ein wenig aus dem Gleichgewicht brachte: dies war ein plötzlicher Windstoß am Abend des 26., ein Squall, wie der englische Seemann es nennt, begleitet von einem heftigen Regenguß. Ich saß gerade beim Schachspiel in der Kajüte, im Begriff an Dr. Rowland, einen gewaltigen Schüler Stanton's eine Partie zu verlieren, als die Schachfiguren, die Stühle, die Passagiere, kurz Alles was nicht niet- und nagelfest war, eine unfreiwillige Wanderung nach der Steuerbordseite des Schiffs antraten, ohne weitere Folgen jedoch, als daß wir uns mit Lachen aus der Verwirrung in die wir gestürzt worden, wieder hervorarbeiteten; in einer halben Stunde war Alles vorüber, und nur die See blieb etwas aufgeregt. Die Officiere und Passagiere waren alle sehr umgängliche Leute, nur unsere Damen, von denen zwei wirklich schön waren, lagen fortwährend kläglich darnieder, und als die armen Geschöpfe das Schiff verließen, konnte man die Spuren überstandenen unsäglichen Wehs auf ihren Gesichtern nur zu deutlich lesen. Wie manche Schönheit habe ich frisch und roth aufs Schiff, und blaß und abgezehrt wieder herunter gehen sehen! Ueberhaupt möge der welcher ein weibliches Wesen nur im Nimbus ihrer Reize zu erblicken wünscht, eine Seereise mit ihr meiden; eine seekranke Dame ist ein jammervolles Wesen, und wenn sie auch selbst in dieser Lage unsere Ritterdienste fordert,

so sind es eben nur Hospitaliterdienste, die einen höheren Grad von Selbstverläugnung erheischen als den meisten Menschen gegeben ist.

Es war für mich wahrlich kein geringes Vergnügen, täglich die Spuren zu bemerken daß wir weiter südlich kamen; der Polarstern sank immer mehr am nördlichen Horizont, während die prachtvollen Sternbilder des Scorpions, des Centauren und des südlichen Kreuzes immer höher und glänzender erschienen. Als wir uns der Karte nach am 26. Mittags vor der Mündung des Orinocco befanden, empfand ich so recht die Freude am Exotischen, ein abenteuerliches Gefühl welches sich schwer analysiren läßt; Südamerika mit seinen Riesenströmen ist denn doch ein ganz anderes Reiseziel als jene westindischen Inseln.

Am 27., einem Sonntag, hatten wir Gottesdienst an Bord, welchen ein Geistlicher der als Passagier mit uns gekommen war, versah. Es war ein herrlicher Morgen, die Feierlichkeit mit der die Seeleute sich auf dem Verdeck aufstellten, das Geläute welches so gut es ging mit der Schiffsglocke bewerkstelligt wurde, Alles machte einen Eindruck wie man ihn schwerlich auf dem Lande nachempfinden wird: ein solcher Gottesdienst ist vollkommen ungestört, das Schiff wird zur Kirche, und Alles was um uns herum Leben hat, ist in dem Augenblick dem Ueberirdischen zugewandt, gewiß ein sehr

erhebendes Gefühl. Gewöhnlich pflegt bei schönem Wetter der Gottesdienst auf Deck gehalten zu werden, und die große Winde auf dem Quarterdeck wird mit der Nationalflagge bedeckt, welche als höchster Ehrenschmuck auch das Leichentuch des zur See Verstorbenen, oder selbst des Matrosen im Hafen bildet. Ich hoffte daß der Gottesdienst im Verlesen eines Passus aus der Bibel, und vielleicht einer kurzen, kräftigen Predigt bestehen würde; der Geistliche besaß indeß nicht Takt genug einzusehen, daß er sich nach Ort und Stimmung richten müsse, sondern führte uns durch den ganzen ermüdenden Ritus der englischen Kirche und gab zum Schluß eine breite, matte Predigt, die er sehr weitschweifig anfing und kurz abschneiden mußte, da mehrere Leute davongingen, und die Geduld von uns Uebrigen ebenfalls beinahe erschöpft war.

So wenig wie der Engländer überhaupt, ist die herrschende Kirche von England gemacht, auf den ersten Eindruck Freunde zu erwerben, und wenn auch letztere durch die fromme Anhänglichkeit ihrer Glieder sich als ein Institut von trefflichen Eigenschaften bewährt, so enthält sie doch vieles was nur durch Gewöhnung von Jugend auf ansprechen kann, und keinen Falls nachahmenswerth ist. Ich berühre nur kurz die bedenkliche Entwicklung welche das papistische Element in ihr durch den Puseyismus gewonnen hat, die mit dem evangelischen

Geist wenig verträgliche Einsetzung von Kirchenfürsten mit weltlichem Glanz, und die grelle Ungleichheit in der Lage ihrer Geistlichen; vielmehr werfen wir einen Blick auf ihren Gottesdienst, der bei der anerkannten Nothwendigkeit einer Reform in dem unsrigen belehrend ist. Der sonntägliche Ritus beginnt mit der Verlesung des Sündenbekenntnisses, dann folgt das Credo, welches später noch einmal wiederholt wird, die zehn Gebote, ein Abschnitt aus dem alten Testament, ein Abschnitt aus den Evangelien, die Epistel des Sonntags, das Evangelium des Sonntags. Diese Stücke werden unterbrochen durch Gebete, theils solche die aus Bibelstellen wirklich sehr schön zusammengefügt sind, dann ein Gebet für die Königin u. s. w., das Vaterunser welches während des ganzen Gottesdienstes fünfmal wiederholt wird, und zwischen alle diesem wird mehreremale gesungen, versificirte Psalmen welche das einzige Gesangbuch bilden und eine eintönige weinerliche Melodie haben. Nachdem dieser Ritus theils vom Pult unter der Kanzel, theils vom Altar, theils mit Responsorien, theils stehend, theils knieend, theils sitzend vollendet ist, besteigt der Geistliche, nachdem er zuvor das weiße Gewand mit dem schwarzen vertauscht hat, die Kanzel, und ändert nun auch den zerknirschten Ton mit welchem jene Gebete vorgetragen wurden, denn die Predigt wird in dem bündigen Ton einer Abhandlung, in der That mit mehr Geschmack

als bei uns, abgehalten, und zwar behandelt die englische Kirche mit Vorliebe in der Predigt einen dogmatischen Text, während die schottische in unserer Weise die praktische Sittenlehre hervortreten läßt; mit dem Amen darnach endigt der ganze Gottesdienst ex abrupto, und ohne ein Gebet oder einen Gesang läuft Alles aus einander.

Man hat bei uns, seitdem die Nichtigkeit des Rationalismus mehr und mehr durchschaut worden ist, einsehen gelernt daß die Predigt nicht die Hauptsache in der Kirche ist, und daß es nicht nur eine Unmöglichkeit ist jeder Gemeinde einen anregenden Kanzelredner zu geben, sondern auch die Schwierigkeit selbst für den besten Redner besteht, die Empfänglichkeit der Mehrzahl der Gemeindeglieder durch den jeweiligen Vortrag zu gewinnen. Vielmehr will man einen wirklichen Gottesdienst, und will jedem Einzelnen in diesem Anlaß geben sich zur Andacht, zu frommen Gefühlen und Betrachtungen zu erheben, welche nach der Stimmung des Einzelnen eine sehr verschiedene Richtung nehmen kann. Ohne daß man in den sinnlichen Prunk der katholischen Kirche zu verfallen nöthig hat, bietet sich solche Anregung selbst in der Würde und Harmonie des Gebäudes, in der Anwendung von Musik, in unsern herrlichen Kirchenliedern und Choralmelodieen, die ein reinerer Geschmack eben so wie unsere Kirchen selbst, wieder zu

restauriren begonnen hat, ferner in einer Anordnung der Liturgie, die trotz der Bekanntheit der einzelnen Stücke durch deren erhabene Einfachheit zur Andacht stimmt. Gerade aber in letzterer Beziehung soll die englische Kirche uns ein Beispiel sein wie man es nicht machen soll, denn ihre Formen sind ermüdend und ertödtend, so daß der Deutsche sich nie mit ihnen befreundet, und beim Engländer eben die angewöhnte Achtung vor jeder kirchlichen Satzung dazu gehört, um ihn zu einem regelmäßigen Kirchenbesuch zu vermögen. Das große Uebel ist die ungeordnete Aneinanderreihung einer Menge heterogener Stoffe, wie ich sie vorher aufgezählt habe, gesteigert obendrein durch die Wiederholung desselben Stückes während eines Gottesdienstes; wenngleich eine solche Zusammensetzung der Liturgie aus mancherlei Stücken bei einem Gottesdienst der nicht ungebührlich kurz ist, unvermeidlich bleibt, so finden wir doch in der deutschen Kirche in den prächtigen kernigen Liedern eine Unterbrechung, und die Freudigkeit mit welcher fast jede tüchtige Gemeinde ein solches Lied anstimmt ist ein Genuß und eine Erfrischung, von der der Engländer, wenn er seine Hymnen mit weinerlicher Stimme summt, keine Ahnung hat. Nachahmenswerth sind die Responsorien, auf dem vortrefflichen Grundgedanken beruhend, daß der Einzelne sich nicht schämen soll thätigen Antheil am Gottesdienst zu nehmen, nur daß sie in der englischen Liturgie

abermals in Eintönigkeit ausarten. Sehr löblich ist ebenfalls die Verlesung der zehn Gebote und des Credo; letzteres ist in der preußischen Kirche recipirt, deren Muster überhaupt für Süddeutschland recht sehr viel Nachahmenswerthes bietet. Hinsichtlich der Predigt könnten wir bei den Engländern lernen uns das unleidliche Pathos abzugewöhnen,* welches als etwas Unwahres nicht auf die Kanzel, kaum auf's Theater gehört; auch die schriftgemäße Auseinandersetzung eines Dogma's oder die homiletische Erklärung des Textes hat das Gute, daß sie für jeden Zuhörer etwas Ersprießliches hat, und neben der Beförderung der Erkenntniß recht wohl auch erbauen kann, während die kunstgerechten Abhandlungen unserer Schönredner das Herz eben so kalt lassen, als sie die Anerkennung des Verstandes vielleicht fordern.

Der Leser verzeihe mir diese Abschweifung, welche, so fremdartig sie auch hier an der Mündung des Orinocco sich ausnehmen mag, doch einen Gegenstand betrifft der den Deutschen unter Engländern nahe zu berühren pflegt, und somit nicht außer dem Bereich der Beschreibung meines Lebens bei ihnen liegt.

Bald nach Mittag an jenem Sonntage zeigte sich

* Ein katholischer Freund bezeichnete mir dieses Pathos unserer Geistlichen als etwas was ihm besonders an unserem Gottesdienst mißfalle, und ich konnte ihm nicht Unrecht geben.

das Leuchtschiff welches vor der Mündung des Demeraraflusses liegt; das Wasser, welches schon den ganzen Tag über eine schmutzig grüne Farbe gezeigt hatte, verrieth immer mehr die Nähe des Landes und der großen Ströme, welche sich an dieser Küste ins Meer ergießen. Zu meiner unendlichen Freude begrüßten wir nun auch entfernte Baumspitzen, bald nachher die flache Küste von Guiana, und die aromatische Landluft, immer ein hoher Genuß nach jeder Seereise, wehte uns entgegen. Um 4 Uhr passirten wir das Leuchtschiff, eine Stunde später lagen wir in dem schönen, mit einer Menge stattlicher Schiffe gefüllten Hafen vor Anker, und kurze Zeit darauf betrat mein Fuß das Festland von Südamerika.

Sechster Abschnitt.

Britisch-Guiana — Demerara — Neger-Emancipation.

Georgetown oder Stabroek, Demerara oder Demerary in Britisch-Guiana, Guyana oder Güayana, sind die verschiedenen Les- und Schreibarten einer Colonie, von der ich hier kurz bemerke, daß die Niederlassungen Demerara, Essequebo und Berbice von den Holländern angelegt, seit 1803 durch Eroberung und seit 1814 durch Vertrag in den Händen der Engländer, gegenwärtig die vereinigte Colonie Britisch-Guiana unter Einem Gouverneur bilden, der seinen Sitz in Georgetown hat. Es ist ein Landstrich von 160 engl. Meilen Länge an der Küste, nach Brasilien und Venezuela im Innern ohne feste Grenze, da die Ansprüche der verschiedenen Staaten zwar variiren, aber bei dem Mangel europäischer Ansiedlungen in dem von Indianern bewohnten Landstriche zu keinem Conflicte führen; der Küstenstrich ist eine große Fläche, an der

Mündung mehrerer gewaltiger Ströme aufgeschwemmt, unter denen der Essequebo der größte ist; der Corentin macht die Grenze nach Surinam, der Moroko in Nordwesten nach Venezuela. Die Einwohnerzahl der Colonie beträgt 98,000. Die Hauptstadt liegt unter 6⁰ 50′ N. B. und 58⁰ westlich von Greenwich, und ist mithin nicht nur der südlichste, sondern auch der östlichste Punkt Amerika's, den ich bis dahin berührt hatte.

Die Stadt liegt am rechten Ufer des nach Norden sich ins Meer ergießenden Demeraraflusses, und kaum 2 engl. Meilen von dessen Mündung entfernt, er ist drei Viertelstunden breit, seine Ufer flach und bewaldet; schon vom Wasser her ist das Aussehen sehr freundlich und durch Palmen und andere malerische Baumformen gehoben, ganz allerliebst aber ist der landeinwärts gelegene Theil, so daß ich Georgetown nächst Batavia das Ideal einer tropischen Hafenstadt nennen möchte; beide Städte haben des holländischen Ursprungs halber das gemein, daß sie von Kanälen durchzogen sind. Einem Reisenden der das tropische Amerika besuchen will, möchte ich geradezu anempfehlen in Georgetown zuerst zu landen, nicht nur daß er in Guiana überhaupt die höchste Entwicklung der Natur antrifft, sondern der erste Blick wird ihm jenen Vorzug des tropischen Lebens versinnlichen, welches von einem Hause nichts mehr verlangt als Bedachung, und jede menschliche

Wohnung mit einem Paradiese umgibt: die leichten hölzernen mit Gallerien versehenen und freundlich bemalten Häuser haben jedes einen Garten um sich, und sind mit Gebüsch und Schlingpflanzen oft so umwachsen daß man wenig von ihnen sieht; auch die Straßen sind weit, durchschneiden sich regelmäßig und lassen den erquickenden Seewind frei einziehen; die Bauart schützt selbst in der Mittagszeit gegen die Hitze, und jede Wohnung gewährt die Annehmlichkeit des ungestörten Landlebens. Nur im Geschäftstheil der Stadt ist Alles enger beisammen. In dem aufgeschwemmten Uferlande sind Steine gar nicht zu haben, und die als Ballast eingeführten Backsteine viel zu kostspielig, so daß fast alle Gebäude ganz von Holz sind und auch die Wände nur aus aufgenagelten Brettern bestehen. Einige wenige massivere Gebäude, wie das sog. Public Building, den Behörden eingeräumt, haben bei dem Mangel an Material und der Grundlosigkeit des Bodens große Kosten verursacht. Desto naiver verfährt man bei den anderen Bauten: als man jüngst eine Kirche, und zwar an der Stelle einer alten hölzernen Kapelle bauen wollte, hob man letztere auf und setzte sie neben ihren alten Platz, um sie während des Baues noch zu benützen, demnächst aber an eine Gemeinde auf dem Lande zu verkaufen. Viele Häuser, namentlich die geringeren, haben gar kein Erdgeschoß, sondern stehen auf Backstein- oder gar

Holzpfeilern in der Luft. Ein Glück daß die Colonie weder die Orkane Westindiens, noch bei ihrem Marschboden starke Erschütterung durch die übrigens häufigen Erdbeben kennt, sonst würden solche Häuser nicht lange stehen.

Daß man an einem Ort lebe wo jede Art von naturhistorischer Herrlichkeit sich dem Reisenden darbietet, bekunden schon einige Alltäglichkeiten selbst in den Straßen der Stadt, vor allem die Ochsenfrösche, welche die Kanäle bevölkern und jeden Abend ein lautes Concert anheben: sie haben einen Ton der ungefähr dem Klang einer dicken, schlaffgespannten Saite gleichkommt, aber sehr laut und wohl 10 Secunden anhaltend; im Chor ist das Gebrumm ununterbrochen, und die ersten Nächte wurden sie mir wirklich zur Plage. Kaum sind diese nächtlichen Ruhestörer verstummt, so beginnt mit dem ersten Hahnenschrei die Frage, zwar aus Vogelmunde aber täuschend nachgeahmt: »Qu'est-ce qu'il dit?« das ist ein munterer, drosselartiger Vogel, der sich häufig in der Nähe der Häuser hält, und diesen absonderlichen Ruf den ganzen Tag über ertönen läßt, zur großen Belustigung des Fremden, besonders in der ersten Zeit. Neben diesen Naturmerkwürdigkeiten muß man leider auch in der Naturgeschichte der Musquitos neue Erfahrungen machen; der Marschboden und die Kanäle in denen ihre Larven hausen,* befördern ihre Vermehrung

* Wiewohl die Seeluft den Musquitos feindlich ist, habe ich

in arger Weise, und der Reichthum der Natur zeigt sich selbst in neuen Arten, von deren einer die Gelehrten schreiben daß sie einen fünffachen Rüssel habe; der Stich einiger hinterläßt tagelange Geschwulst. An vielen Orten in der Niederung kann man Abends im eigenen Hause nicht aushalten, ohne durch den Rauch von verbranntem Gebüsch die Musquitos vertrieben zu haben; ein Wandersmann der vom Markte heimkehrte, wo er sich einen eisernen Topf gekauft hatte, gerieth in solche Schwärme dieser Quälgeister, daß er in der Verzweiflung den Topf über den Kopf stülpte und ihn auf die Gefahr hin zu ersticken, mit einem Tuch hermetisch befestigte; dabei stechen sie zwar nicht durch eiserne Töpfe, aber durch ziemlich dicke Kleider, und wenn man sich etwa bis auf die Nasenspitze vermummt, so wird eben diese so arg heimgesucht, daß sie hoch aufschwillt. So wie in der ganzen heißen Welt ist es unmöglich anders als unter einem Musquitonetz zu schlafen, und das feindliche Summen der blutgierigen Ungeheuer, selbst außerhalb des Vorhangs genügt schon jeden Schlaf zu stören. Auch das exotische Vergnügen begegnete mir von einem Scorpion, von denen unser altes Haus wimmelte, gestochen

sie doch einigemal selbst auf hoher See beobachtet; die befremdende Erscheinung wurde mir erklärlich, als ich in unsern Wasserfässern die kleinen beweglichen Larven entdeckte, welche seiner Zeit sich in das geflügelte Insekt verwandeln.

zu werden. Ich war im Begriff zu Bette zu gehen, als das Unthier, auf das ich getreten sein mochte, mich an der Außenseite des Fußes verwundete; der Schmerz war nicht stärker als von einem Wespenstich, aber anhaltend, so daß er mich am Schlafen hinderte, die Geschwulst war, da an jener Stelle der Knochen nahe ist, unerheblich. Ich wollte nun wenigstens einige Scorpione an diesem Orte reicher Ernte sammeln; als ich meine Hausleute darum anging hatten sie in wenigen Minuten deren ein halb Dutzend beisammen, hauptsächlich aus einer alten Bücherkiste, die bei dem geringen literarischen Eifer der Colonie vergessen da stand. Der Scorpion sticht nur drei oder viermal hinter einander und erschöpft seinen Giftvorrath schnell; auch ist er nicht sehr gefürchtet.

Demerara theilt mit Batavia den üblen Ruf, das Grab der Europäer zu sein, jedoch beide unschuldig. Vorausgesetzt daß man sich des unsinnigen Vornehmens enthält Weiße als Feldarbeiter dort anzusiedeln, ist insbesondere Georgetown ein gesünderer Ort als die meisten westindischen Städte; statistische Ausweise zeigen daß die Sterblichkeit geringer ist als in vielen Theilen Englands, wobei freilich die treffliche Gesundheit der Neger den Verlust der europäischen Bevölkerung decken muß, und man ist auch hier nicht so ängstlich wie in Westindien, wo ich fast ein Vierteljahr lang keinen Tropfen pures Wasser getrunken habe, weil man

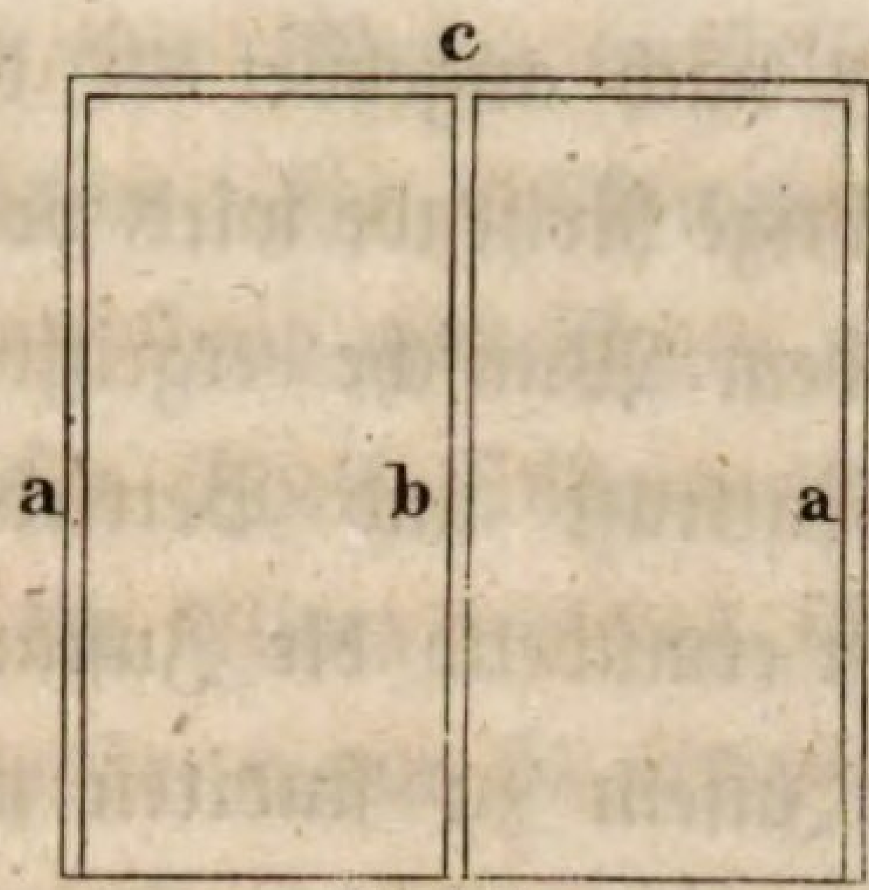
mir alles Ernstes sagte es sei Gift. Ungesünder ist der Theil der Stadt, wo die Nähe des am Ufer stagnirenden halb salzigen Flußwassers für schädlich gilt. Das gelbe Fieber, welches fast alle Orte des heißen Amerika ab und zu besucht, ist nur ausnahmsweise hier aufgetaucht, das Letztemal im Jahr 1839, wo es eben nur diesen ungesunden Stadttheil heimsuchte. Aus dieser Zeit freilich lauten die Beschreibungen grauenvoll, wie man in fortwährender Sorge um Freunde und Bekannte lebte, wie man sicher sein konnte jeden Morgen auf dem Frühstücktisch ein paar Einladungsbillets zum Leichenbegängniß von Personen zu finden, mit denen man etwa den Tag vorher zu Mittag gegessen hatte, wie in dem halbversumpften Boden das Wasser einige Fuß hoch in den rasch bereiteten Gräbern stand, in das die Leichen zum Grausen der Angehörigen hinab gelassen werden mußten. Auch hier verschonte das gelbe Fieber Schwarze, Farbige und Indianer, und erwies sich nur dem Europäer feindlich, ein sehr starker Beweis dafür daß dieser in den Tropen nicht zu leben bestimmt ist. Mehr dem Innern gehören die Wechselfieber an, welche jedem unbebauten Landstrich eigen sind.

Obgleich wir in der heißesten Jahreszeit waren, stieg das Thermometer nicht über 26°, und die Seewinde machten es sehr erträglich. Die Regenzeit war vorüber, und hatte nur noch die Nachwehen einzelner

Regengüsse hinterlassen, welche obendrein als eine große Wohlthat betrachtet wurden, da das Erdreich nicht so rasch trocknen und eine Kruste annehmen konnte. Ein interessantes Schauspiel bot uns allabendlich diese Zeit, nämlich fast ununterbrochenes Wetterleuchten nach der Gegend hin, wo die großen in der Regenzeit versumpften unbebauten Strecken liegen; die Meinung in der Colonie war, daß dieses in der Uebergangszeit von dem Regen zum Trockenen regelmäßig wiederkehrende Phänomen nicht sowohl in entfernten Gewittern, als in der starken Entwicklung von Elektricität oder Phosphorescenz in jenen sumpfigen Strecken seinen Grund habe.

Wenn man dieses angeschwemmte flache und wasserreiche Land betrachtet, so sagt man sich daß nur die Holländer an der Niederlassung in einer solchen Gegend Reiz finden konnten, daß aber auch nur sie im Stande waren sich einer solchen Aufgabe Meister zu machen. Nachdem aber diese anscheinend ungünstige Wahl einmal getroffen ist, erweist sich diese Colonie als vielleicht die schönste und reichste die die Welt kennt. Natürlich ist das Land sumpfig, und das ganze Hinterland in der Regenzeit ein einziger Morast, in der Nähe des Ufers ist aber das Land vortrefflich kultivirt und durch Kanäle entwässert. Jedes Grundstück ist in der hier unten angegebenen Weise mit Gräben umzogen, von denen der

c



Seeseite.

bei c das von der Landseite kommende Wasser auffängt, die bei a aber dasselbe zur See oder zum Fluß ableiten; letztere sind mit Schleusen versehen, um in der nassen Jahreszeit das Eindringen der Fluth zu verhindern. Größere Pflanzungen haben in der Mitte noch einen Kanal bei b, der zum Flößen des Zuckerrohrs auf schmalen Booten sinnreich verwendet wird. Dieses Kanalsystem ist das Geheimniß der Kultur von Guiana, und selbst die Stadt hat in allen Straßen die dem Fluß parallel laufen Kanäle, und entsprechende Abzugsgräben mit Schleusen. Es ist Leben genug in diesem Gewässer um schädliche Stagnation nicht eintreten zu lassen.

Der hauptsächliche Charakterzug von Britisch-Guiana ist seine glänzende Ertragsfähigkeit, durch die Neger-Emancipation aufs Tiefste beeinträchtigt, neuerdings wieder gefördert durch großartige Anstrengungen der Grundbesitzer; es ist von allen westindischen Colonien — denen es seinen Verhältnissen, wiewohl nicht seiner

geographischen Lage nach angehört — die interessanteste, und selbst der flüchtige Reisende wird von einer lebhaften Theilnahme und dem Wunsche ergriffen, daß sie nicht für europäische Thatkraft und Betriebsamkeit verloren gehen möge. Es ist ermüdend die Zustände der einzelnen oft unbedeutenden Inseln zu studiren und sich mit den Wirkungen der Sklaverei oder der Emancipation auf ihr Plantagenwesen bekannt zu machen: ob Barbadoes durch die große Masse seiner Negerbevölkerung annoch gedeiht, andrerseits Grenada als producirende Colonie gänzlich vernichtet ist, sind Umstände von geringem Werth für die praktische Seite der Frage, und höchstens belehrend für analoge Verhältnisse in andern Colonien. Guiana dagegen ist seiner geographischen Ausdehnung und Lage, sowie seinen natürlichen Vorzügen nach von so hoher Bedeutung, daß sein Wiederaufblühen allein ein mächtiges Gegengewicht gegen die jetzigen und zukünftigen Verluste der übrigen britischen Colonien im tropischen Amerika bilden würde. Eine Ausdehnung von 3000 deutschen Quadratmeilen (nach den englischen Ansprüchen), von denen etwa 240 Quadratmeilen angeschwemmter Boden von unvergleichlicher Fruchtbarkeit sind und zum Bau des Zuckerrohrs, das hier nicht selten armsdick wird, sich trefflich eignen, Gelegenheit für fast jede andre Kultur im Binnenlande; ein Reichthum der Vegetation der wohl von keinem Erdstrich über-

troffen wird und eine Menge natürlicher Produkte von hohem Werthe liefert, die vollkommensten Communicationen durchs ganze Land mittelst der ausgedehnten Flußsysteme welche diesen Theil Südamerika's charakterisiren, treffliche Häfen, ein Klima welches für farbige Arbeiter gut, und für Europäer wenn sie nicht Feldbau oder harte Arbeit treiben wenigstens nicht gefährlich ist — das sind die natürlichen Vorzüge des Landes, und man wird zugestehen daß sie nichts zu wünschen übrig lassen als eine dichte und arbeitsame Bevölkerung.

Dicht bevölkert war Guiana nie, seine Indianer scheuen die Ebenen, und die Kultur des Bodens durch europäische Ansiedlung erstreckte sich nicht weiter als auf die fruchtbaren Partien der Seeküste und entlang den Flußufern, großentheils Zuckerpflanzungen, da Kaffee und Baumwolle in den letzten Jahren sehr zurücktraten. Wie die meisten Colonien des tropischen Amerika war es lange Zeit eine Goldquelle für die Pflanzer, welche indeß hier wie überall durch den überreichen Erwerb und die erschlaffende Lebensweise in ihren Vermögensverhältnissen eher rück- als vorwärts gingen, wiewohl aus den reichen Pflanzungen und der gezwungenen Arbeit der Neger die Quelle des Wohlstands fortwährend floß. Da wurde die Neger-Emancipation des Jahres 1834 durch das englische Parlament verhängt, und das ganze System des Erwerbs völlig umgestürzt. Es dürfte hier

der Ort sein diese große und folgenschwere Maaßregel in ihrem moralischen und politischen Werth etwas näher zu betrachten. Von den Einen als ein großartiger Nationalakt der Gerechtigkeit und Humanität in den Himmel erhoben, wird sie von den Andern als eine schlau berechnete That des politischen Jesuitismus hingestellt: England habe mit Aufopferung seiner ohnehin in Abnahme begriffenen westindischen Colonien dem Aufschwung Nordamerika's eine zwar anfänglich unscheinbare aber vergiftete Wunde beigebracht, habe gleichzeitig alle andern Concurrenten in der Erzeugung von Colonialprodukten dem gleichen Ruin in kürzerer oder längerer Zeit geweiht, und möge aus dem Untergang der westlichen Colonien wohl auf die größere Blüthe seines prachtvollen Reiches in Ostindien spekuliren. Wie ich glaube gehen beide Ansichten viel zu weit, denn nicht selbstbewußte Staatsmannschaft, sondern Agitation hat die Emancipation durchgesetzt, und wenn auch die Engländer angewiesen sein mögen sich über die einmal ins Leben getretene unwiderrufliche Maaßregel in der eben bezeichneten Weise zu trösten, so ist doch nicht nachzuweisen daß man in dieser Art vorausgerechnet, und diesem Zweck obendrein zunächst die Vermögen der eigenen Unterthanen mit Vorbedacht geopfert habe. Die ganze Sache erklärt sich aber weit anders: wer mit Engländern viel gelebt hat, kennt jenes wunderbare Geschöpf John Bull, und

weiß wie der Engländer selbst über dieses einigermaaßen mystische Wesen spricht und denkt: es ist die personificirte Nationalsouveränetät, thatsächlich zu Bewußtsein und Macht gelangt, der wirkliche Herr des Landes; John Bull ist im Herzen gesund und bieder, nicht sehr erleuchtet und vielmehr starrköpfig, trotz mancher Leiden seiner Glieder geduldig und dem Bestehenden hold, wenn er sich aber etwas in den Kopf setzt, so muß es schlechterdings geschehen. Diese reale Souveränetät ist im Parlament, der einzigen wirklichen Macht Englands verkörpert, das Parlament trotz aller Weisheit der in ihm versammelten Staatsmänner herrscht nicht durch diese, sondern durch seine Identität mit dem Willen John Bull's, und letzterer weiß, so oft er einen determinirt ausgesprochenen Willen hat, demselben die Anerkennung aller oder wenigstens der entscheidenden Mehrheit seiner Gewählten zu sichern. So haben wir mehrmals in den letzten Jahrzehnten gesehen, wie ein Gedanke die Bevölkerung von England durchdrungen und sich gegen allen Widerstand unbezwinglich Bahn gebrochen hat; so ist die Reformbill, so die Abschaffung der Korngesetze durchgedrungen, ohne Widerstand im entscheidenden Moment, obgleich eine mächtige Gegenpartei darauf hinweisen durfte, daß die Grundfesten der bisherigen Ordnung durch diese Reformen erschüttert wurden. So hat sich denn in jener Zeit der Gedanke Geltung verschafft, daß

der Flecken der Sklaverei den Charakter John Bull's schände; Fanatiker und Agitatoren, aber sicher auch redliche Eiferer erhitzten die Gemüther, und es war nicht möglich daß unter den Vertretern der Nation die Mehrzahl dem allgemeinen Bewußtsein fremd geblieben wäre, und so war die Maaßregel der Emancipation ihres Sieges gewiß, um so mehr als die Natur dieser überseeischen Verhältnisse den Meisten fremd war, und die am meisten Betheiligten am wenigsten vertreten waren. Wir haben wohl gesehen daß John Bull, dem es an Mitgefühl für Unglückliche sonst nicht fehlt, sehr zähe war sich für seine Kinder zu enthusiasmiren, die in unbeschränkter Stundenzahl den ertödtenden Fabrikarbeiten verfielen; er ist wie gesagt geduldig, und ließ sich gerne bereden daß er der Blüthe seiner Industrie dieses Opfer nicht ansinnen dürfe; für die Sklavenbesitzer im fernen Westindien war aber sein Gefühl sehr schwach, und so wurden sie kurzer Hand geopfert.* Wir dürfen von dem Gerechtigkeitsgefühl Englands, das es wenigstens gegen die eigenen Unterthanen nie verläugnet hat, glauben, daß es die votirten 20 Millionen Pfund für eine volle Entschädigung des Sklavenbesitzes, der unter der Garantie seiner Gesetze erworben war, hielt, und bei der allgemeinen Unkenntniß des Negercharakters ist jedenfalls anzunehmen, daß

* Man sagte mir daß die Tories der Emancipation abgeneigt waren.

man von dem bevorstehenden völligen Arbeitsmangel keinen Begriff hatte, und deßhalb auch die daraus entstehende Werthlosigkeit der Grundstücke nicht vorhersah.

Wie dem auch sei, die Maaßregel der Emancipation fiel in ihrer ganzen Schwere auf Guiana wie auf die übrigen englischen Colonien: jene 20 Millionen, nach Raten vertheilt, erwiesen sich als kaum zur Hälfte zureichend um allein den Schaden am Werthe der Neger zu decken. Was den Fortbetrieb der Plantagen anlangt, so hatte die vierjährige sog. Lehrzeit, apprenticeship, wenn sie auch nicht den geträumten Zweck erfüllte die Schwarzen zu arbeitsamen Staatsbürgern zu erziehen, noch ihr Gutes; die Neger waren gezwungen gegen Empfang von Nahrung und Kleidung für ihre bisherigen Herren ein tägliches Arbeitsquantum zu verrichten, und waren willig nach Vollendung ihres Tagewerkes, welches sie sehr leicht in vier Stunden verrichten konnten, noch für Geld zu arbeiten; der wirkliche Verlust war mithin in jener Zeit nicht groß, aber die Aussicht auf eine völlige Aenderung dieses erträglichen Zustandes und ein solcher Lage natürlicher panischer Schrecken brachten die größte Verwirrung hervor; die Einen, welche ohnehin schon auf schwachen Füßen standen, oder ihr Unternehmen mit fremdem Gelde hatten beginnen müssen, wurden geradezu bankerott, Andere suchten ihr Eigenthum um jeden Preis los zu werden, und der Werth der Plantagen sank

tiefer als er trotz aller üblen Umstände wirklich war. Was die durchschnittliche Abnahme des Werthes war, ist schwer zu sagen: viele schätzen die Abnahme um ein Drittel, ja um die Hälfte des früheren Werthes, aber ein Beispiel, und keineswegs ein alleinstehendes sagt uns, daß eine bekannte prachtvolle Zuckerpflanzung nahe der Stadt, welche ein Einkommen von 25,000, in glänzenden Jahren von 30,000 Pf. St. lieferte, um 36,000 Pf. St. verkauft wurde; der Ertrag war nunmehr etwa 4000 Pf. St. jährlich.

Betrachten wir die Lage der Colonie am Ende der Lehrzeit: von Sir Robert Schomburgk, dem berühmten Reisenden in Guiana entlehne ich folgende Vergleichung der Ausfuhr der Jahre 1839 und 1836, die derselbe, obgleich ein entschiedener Freund der Emancipation, mit Recht »a frightful decrease« nennt: der Ausfall am Geldwerth der Produkte betrug an Zucker 665,748 Pf. St., Rum 240,436 Pf. St., Baumwolle 31,236 Pf. St., Kaffee 98,926 Pf. St., Syrop 113,020 Pf. St., in Summe an 1,150,000 Pf. St., nahe vierzehn Millionen Gulden jährlicher Ausfall! Solche Zahlen beweisen. Inzwischen mochte sich die Ausfuhr wieder etwa um ein Achtel vermehrt haben. Die Hälfte der kultivirten Fläche von Guiana lag wüst, viele Plantagen gänzlich verwildert, andre nur zum Theil bearbeitet; eine Menge Neger hatten während der

Lehrzeit so viel Geld erworben, daß sie sich alsbald nach völlig erlangter Freiheit unabhängig ansiedelten, und, nach der Neigung ihrer Race nur so viel zu verdienen als sie unbedingt brauchen, sich den Arbeiten im Taglohn der Pflanzer fast gänzlich entzogen. Der größte Mangel an Arbeitskräften trat ein, der Taglohn von einem halben Dollar, den ein fleißiger Arbeiter leicht auf's Doppelte steigern konnte, war erdrückend und außer allem Verhältniß zu dem Werth des Geldes in der Colonie. Auch arbeitete die Mehrzahl der Pflanzer mit Schaden, um nur ihren Credit bei den englischen Handelshäusern zu erhalten, und mehr als ein Pflanzer machte mir die Bemerkung, welche hier fast sprüchwörtlich geworden ist, daß in Guiana die Pflanzer arm und die Arbeiter reich werden. In der That nahm man an, daß ein solcher in vier Jahren sich ein unabhängiges Vermögen zusammenspare, andere ließen sich ohne weiteres im Innern an den Flüssen, als Squatters im amerikanischen Sinn, ohne Eigenthumsrecht nieder, wogegen jedoch bald Abhülfe geschafft wurde, sowie auch kein Verkauf von Staatsländereien unter 100 Morgen statt hatte; nun aber thaten sich die Neger zusammen, kauften ganze Pflanzungen an, die sie unter sich vertheilten, und auf denen sie in ihrer Weise, mit den rohesten Lebensbedürfnissen zufrieden, vegetirten. Selbst in dem dichtbevölkerten Stadttheile hatten sie sich eine

unverhältnißmäßige Menge Häuser und Plätze angeeignet, und die unglücklichen weißen Einwohner sahen ihr fast unvermeidliches Schicksal von den Schwarzen immer mehr verdrängt zu werden, so recht vor Augen.

Solche Umstände waren entmuthigend genug, um so mehr da fast kein Bewohner der Colonie in der allgemeinen Calamität von direkten oder indirekten schweren Verlusten verschont blieb; es traf indeß Anderes damit zusammen, was einen energischen Kampf gegen das Mißgeschick möglich machte. Die augenfälligen Vorzüge des Landes waren eine Aufmunterung, nicht Alles verloren zu geben; dazu war ein namhafter Theil der Pflanzungen Eigenthum englischer Kapitalisten, welche mit einem augenblicklichen Opfer Maaßregeln treffen konnten, deren späterer Erfolg im glücklichen Fall die ungeheuren Auslagen ersetzen mag, andre Besitzungen waren um ein Spottgeld gekauft und boten dem unternehmenden neuen Besitzer Anlaß zu fruchtbringenden Anlagen, endlich verdient die Festigkeit der persönlich Betheiligten Lob, ja Bewunderung. Alsbald gelangte man zu der Einsicht daß man das Uebel an der Wurzel angreifen müsse, und sann auf durchgreifende Ersparniß von Händen durch Maschinen, und auf Begünstigung der Einwanderung im möglichst großartigen Maaßstab. Beides war damals in vollem Gange.

Was das Maschinenwesen betrifft, so hatte nicht

nur jede Zuckerpflanzung eine Dampfmaschine zum Zerquetschen der Rohre, sondern diese Maschine mußte auch die Rohre selbst zwischen die Walzen schütten, und auf der andern Seite das ausgequetschte Stroh in einem Wägelchen nach dem Schoppen bringen, wo es zur Feuerung aufbewahrt wird. Deßgleichen hatten die meisten Pflanzungen complicirte und kostspielige Dampfsiedereien, deren eine nicht weniger als 25,000 Dollars zu stehen kam; meist waren es Apparate in welchen der Zuckersaft in einer hermetisch verschlossenen Blase schon bei 60—70° R. gekocht wird, indem eine Dampfmaschine die sich entwickelnden Dämpfe herauspumpt und eine stark verdünnte Luft fortwährend erhält. Ein Faß so bereiteten Zuckers hält 2400 Pfd., während ein gleich großes mit gewöhnlichem Zucker nur 2100 Pfd. wiegt. Wer solche Summen wie die obige unter den ungünstigsten Aussichten aufwendet, zeigt daß er entschlossen ist über die Krisis mit jeder möglichen Anstrengung hinwegzukommen, und wenn man diese prachtvollen Etablissements, die ihres Gleichen in Westindien nicht haben, betrachtet, so kann ein Unkundiger leicht zu dem Wahne verleitet werden, als sei die Colonie blühender denn je, während freilich dieser Glanz nur schweren Opfern die sich erst bezahlt machen sollen, oder gar dem Bankerott des alten Besitzers, der seine Habe um ein Geringes weggeben mußte, zu verdanken ist.

Beträchtliche Einwanderungen hatten schon mit dem Anfang der Lehrzeit begonnen, besonders langte damals eine Anzahl Deutscher, nicht über 100 an, welche sich auf fünf Jahre verbindlich gemacht hatten; sie wurden namentlich als Arbeiter unter Dach und Fach auf den Pflanzungen verwendet, und gediehen, wiewohl manche starben, verdienten auch viel Geld, verließen jedoch sämmtlich die Colonie wieder, da sie deutsche Gemüthlichkeit schwer vermißten. Weniger glücklich war das seelenverkäuferische Unternehmen eines deutschen Juden, der in Folge eines Contrakts mit den Pflanzern eine Anzahl Deutscher im Jahr 1839 einführte; gegen den Vertrag, welcher von tüchtigen und respektablen Leuten sprach, las er seine Karawane in den Straßen von London auf, und die Leute ihrerseits machten sich die gesetzliche Bestimmung zu nutze, daß Niemand durch einen Leibeigenschaftsvertrag der nicht in der Colonie selbst abgeschlossen werde, gebunden sei. Sie liefen auseinander, und die meisten starben oder verdarben im Lande, besonders durch Unmäßigkeit. So weit deutsche Auswanderung nach Guiana. Man pflegte dort zu sagen daß jenen Deutschen um so weniger zu helfen gewesen sei, weil sie guten Rath verschmähten, eine Angabe in der sich allerdings der Charakter des deutschen Auswanderers spiegelt.

Bis 1841 wanderten ferner ein: 3000 westindische

Neger, 3000 solche von Sierra Leone und 5000 Portugiesen von Madeira, welche Einwanderungen der Colonie volle 380,000 Dollars kosteten. Die letzteren verdienen besonderer Erwähnung, weil sie sich als sehr nützliche Subjekte erwiesen haben, und weil man eine beträchtliche Anzahl ihrer Landsleute erwartete. Zwar starben selbst von diesen an ein warmes Klima gewöhnten Menschen in kurzer Zeit 2000, man glaubte indeß genügende Gründe zu finden, aus denen sich dieses traurige Resultat ohne Schaden für den Ruf des Klimas erkläre: sie sollen aus Sucht recht viel Geld zu gewinnen sich überarbeitet, sich keine ordentliche Nahrung und Kleidung, und in der Krankheit nicht einmal einen Arzt gegönnt haben. Spätere Resultate, selbst für die Feldarbeit seien günstiger gewesen. Sie sind sehr thätig und unternehmend, und füllen einen Beruf aus, den man als Anfang der Civilisation im Innern betrachten kann, den der Hausirer; mitten im Urwald und fern von allen Weißen habe ich diese Leute mit dem Bündel auf dem Rücken in den Hütten der Indianer angetroffen, auf welche die Zier europäischen Flitters einen gewaltigen Eindruck zu machen schien. Jene Sterblichkeit unter den Portugiesen veranlaßte die Regierung sowohl aus Gewissenhaftigkeit als aus Interesse, um dem Ruf des Klimas nicht zu schaden, die Einwanderungen von Madeira zu erschweren; es war aber im Werk diese

Beschränkung wieder aufzuheben, und man schmeichelte sich noch 20,000 mehr zu erhalten, welche gern die Dürftigkeit ihrer Insel verlassen würden. Inzwischen hatte man aber einen Ausfuhrzoll von 5 Dollars per Kopf Seitens des portugiesischen Gouvernements festgesetzt.

Durch eine Privatunternehmung wurde die Aufmerksamkeit auf die Coolies oder Lascars wie man sie hier nennt, gelenkt; Coolie ist in China und Ostindien der Name für Arbeiter, Lascar die gewöhnliche Bezeichnung für eingeborene Matrosen der Hindu- oder malayischen Race. Da man in Westindien gar wenig von Ostindien weiß, so hat mir erst mein späterer Aufenthalt in letzterem Lande nähere Aufklärung verschafft: diese Leute sind sämmtlich Hindus aus Südindien, zur Auswanderung — welche ihre Religion, sowie selbst Seereisen verbietet — durch Uebervölkerung und Hunger getrieben, vielleicht auch zum großen Theil Individuen niedriger Kaste oder gar Pariah's, welche bei der Ungunst der Braminen nichts zu verlieren haben.* Dieser erste Versuch mißlang schon darin,

* Ein von einer Seefahrt zurückgekehrter Hindu muß sich, da er seine Kaste verloren hat, förmlich wieder einkaufen, durch Geld oder harte Buße: die Unglücklichen welche sich zu Ehren der Gottheit an einem Schwebebaum, durch Haken die im Fleisch ihres Rückens befestigt sind, schwingen lassen, pflegen solche Büßer zu sein. Die Deportation, von den Engländern eingeführt, ist dem rechtgläubigen Hindu härter als der Tod.

daß die Coolies den Negern ähnlich müssig gingen wenn sie Geld verdient hatten, und nur arbeiteten wenn es ihnen Noth that; viele starben außerdem,* dem Rest gefiel es nicht in der Fremde und sie kehrten zurück, wobei sie zum Schaden der Colonie viel Geld mitnahmen: dreihundert hatten 26,000 Dollars zusammengespart. Diese ungünstigen Resultate brachten die Anti-Slavery-Partei in England, jenen selbst durch die Erfolge der Emancipation nicht versöhnten Feind der Pflanzer in Bewegung; ohnehin sagte diesen der Gedanke nicht zu, daß die süßen Früchte des Monopols welches den Negern durch den Arbeitermangel zugefallen, von andern getheilt oder gar geschmälert werden sollten; unter dem Vorwand daß diese Einwanderung von Coolies nur auf eine neue Sklaverei hinauskomme, setzten sie ein Verbot gegen dieselbe durch. Ganz entsprechend hassen auch die Neger selbst die Coolies und die Portugiesen als Concurrenten, und wollen letztere nicht einmal als Weiße gelten lassen.

Von dem heuchlerischen und arglistigen Treiben der eben genannten fanatischen Partei will ich eine Probe mittheilen, ein Stückchen welches einer der Hauptleute der Anti-Slavery-Association in Guiana spielte; dieser Mensch erbat sich im Anfang der Lehrzeit Briefe von

* Ihre ersten Todten gedachten sie nach Hindusitte zu verbrennen, was jedoch die Behörden nicht zugaben.

dem Colonial Office an die Behörden in Westindien, um die Wirkungen der Emancipation zu studiren; man gab ihm die Briefe willig, und wies gleichzeitig die Gouverneurs an, diesem Vorhaben jede Erleichterung zu gewähren. Nun kam jener S. in Demerara an, stellte sich jedoch dem Gouverneur nicht vor, sondern begab sich aufs Land, wo er heimlich und verkleidet des Nachts unter den Negern herumschlich, und da er gekommen war um zu finden was ihm paßte, Unfrieden stiftete und die Angaben der Neger in Klagen zu verdrehen wußte. Als der Gouverneur Sir James Carmichael Smyth von diesem Treiben hörte, schrieb er einen Brief an S. worin er sein Bedauern aussprach, daß Jener nicht den geraden Weg zur Erforschung der Wahrheit gewählt habe, ihm seine Hülfe anbot, und auf alle Fälle ihn bat ihm vor seiner Abreise Einsicht der gemachten Aufzeichnungen zu gewähren. Das paßte dem Andern nun freilich nicht, und er fuhr in seiner Weise fort die Neger auszuforschen und aufzureizen. Sir James ließ ihn nochmals durch seinen Sekretär auffordern, ihm alles mitzutheilen was er nicht in der Ordnung gefunden habe, S. hatte aber nichts dergleichen, wohl aber veröffentlichte er alsbald nach seiner Rückkehr ein dickes Pack lügenhafter Berichte. Sir James indeß hielt eine Vertheidigung bereit, stellte das Benehmen des Mannes bloß, und die Thür des Colonial Office wurde ihm verboten.

Durch ganz Westindien ist eine Bande schlechter Zeitungsschreiber und Demagogen verbreitet, welche in Ermanglung eines ehrenwerthen Weges zu Macht und Ansehen sich auf das numerische Gewicht der schwarzen Stimmberechtigten stützen, und diesen schmeicheln, indem sie sie gegen die Pflanzer aufhetzen und das Colonialinteresse in jeder Weise zu untergraben suchen. Ein Unheil für Guiana war es, daß der schwache und unfähige Nachfolger von Sir James C. Smyth bei seiner Ankunft ganz in die Hände dieser Menschen fiel, welche sein Urtheil trübten und ihn zu feindseligen Maaßregeln gegen die Pflanzer anzuspornen suchten. Während die ganze Colonie unter dem Druck der schweren Zeiten seufzte, freute sich der arme bethörte Mann über die Blüthe seines Reichs, und berichtete die verkehrtesten Dinge nach Hause, insbesondere führte er als Zeichen der gedeihlichen Entwicklung des Volkswohlstands jene Thatsache an, daß die Neger eine verlassene Pflanzung nach der andern an sich brächten und zerstückelten. Man sagt daß dieser kühne Beweis der Blüthe von Guiana die Aufmerksamkeit Lord Stanley's auf sich zog, und daß er dem Gouverneur persönlich erwiederte, man pflege nach allgemeinen Grundsätzen die Blüthe einer Colonie nach dem Belauf ihrer Ausfuhr zu schätzen, und die Berichte über letztere seien weit entfernt jene rosenfarbenen Schilderungen zu rechtfertigen, auch existire

neben der arbeitenden Bevölkerung noch eine andere Klasse deren Bestehen der Regierung nicht gleichgültig sein könne, solche die durch Kapital, Grundbesitz, Kräfte und Intelligenz hervorragten, die Pflanzer nämlich. Nun gingen dem Gouverneur die Augen auf, und er suchte sich von jenen nichtswürdigen Rathgebern frei zu machen, welche ihn indeß in die heftigste Feindschaft mit den Colonisten gebracht hatten; alle seine Berichte in jener Zeit athmeten diesen Geist der Feindseligkeit gegen die Pflanzer. Inzwischen hatten die Maaßregeln zur Einwanderung schlechten Fortgang, und wurden auch von England her nicht günstig angesehen; Niemand wußte wie es zuging, bis unter den dem Parlament vorgelegten Aktenstücken über die Colonialverwaltung ein Bericht aus Demerara ans Licht kam, in welchem der Gouverneur gegen eine stärkere Einwanderung als jährlich 2000 protestirte. Nun wandten sich die Pflanzer an das Colonial Office und verlangten Untersuchung, und zwar durch die eigenen Beamten der Centralregierung, die Stipendiary Magistrates; diese gingen nun von Pflanzung zu Pflanzung um den Bedarf an Arbeitern zu prüfen, und berichteten sachgemäß, daß etwa die Hälfte aller Plantagen wegen Mangels an Arbeit verlassen sei, und daß 50,000 neue Einwanderer von den Pflanzern nicht nur beschäftigt, sondern sofort beherbergt werden könnten. Nun war der Gouverneur der Erste

welcher berichtete, daß die Colonie nur durch eine Einwanderung von jährlich 10—15,000 Mann gerettet werden könne; umfassende Plane wurden nun gemacht, und eine Anleihe von 500,000 Pf. St. zu diesem Zwecke mit Genehmigung des Colonial Office contrahirt.

Schon vor dieser großartigen Anleihe hatte man einen neuen und glücklicheren Versuch mit Coolies gemacht, indem auf Kosten der Colonie deren 500 eingeführt wurden. Die Sache wurde so organisirt, daß Schiffe durch die Centralregierung gemiethet und von London aus nach Indien abgesendet wurden, wo öffentliche Agenten in verschiedenen Häfen die Schiffe und ihre Aufnahmsfähigkeit inspicirten und das Ganze überwachten; die Auswanderer gingen nun um das Cap der guten Hoffnung nach Demerara, wo die Colonialregierung 15 Pf. St. für den Kopf zahlte, und die Leute nach ihrem Ermessen auf die Pflanzungen vertheilte; die Pflanzer auf die eine solche Erleichterung traf, zahlten dafür nichts. Nach fünf Jahren hatte jeder Coolie das Recht auf freie Rückfahrt, vorausgesetzt daß er seine Zeit in fleißiger Arbeit verbracht und sich nicht der Vagabondage ergeben hatte; wollte er nach vier Jahren zurückkehren, so zahlte er 3 Pf. St., nach drei 6 Pf. St. und so für jedes Jahr des verkürzten Aufenthalts ein Fünftel jener 15 Pf. St. Man trug große Sorge, die Leute möglichst in Einer Gegend und auf

Pflanzungen die vollkommen geeignet waren, anzusiedeln, um sie zum Bleiben zu vermögen; im Jahre 1846 und fernerhin erwartete man jährlich 10,000, und beabsichtigte namentlich Familien und Weiber einzuführen, damit auch in dieser Weise Guiana ihnen zur Heimath werden möchte.

Zu diesen Einwanderungsplanen kommen noch die, welche mein Freund der Negerkönig Butts eingeleitet, und deren Resultat noch ungewiß war; außerdem dachte man an die Azoren, die Cap Verde'schen Inseln und selbst an freie Farbige aus den Vereinigten Staaten. Ein tragikomischer Beleg von der Gier mit der das arme Guiana in seiner Noth nach Händen haschte, ist das Erbieten an die Regierungen der westindischen Inseln ihnen ihre Sträflinge abnehmen zu wollen; diese hielten aber ihre Spitzbuben selbst zu werth, als daß sie dieselben hergegeben hätten.

Die eingebornen Indianer werden nie zur Ansiedlung und Arbeit gebracht werden; obgleich friedlich, mild und lenksam, und somit ihren nordamerikanischen Stammesgenossen sehr unähnlich, theilen sie doch mit diesen den unüberwindlichen Hang zu einem unstäten Naturleben.

Dieses sind die Materialien auf welche man Conjecturen über die Zukunft Guiana's gründen kann, aber selbst die Betheiligten fühlen sich des Erfolgs nicht

sicher. Mit jenen 500,000 Pf. St. konnte die Colonie etwa 45,000 Arbeiter haben; die Summe ist hoch, und nach der Ansicht der Pflanzer die Zahl dieser Einwanderer kaum genügend den Preis der Arbeit erheblich herabzudrücken; es läßt sich da freilich hoffen, daß die Einwanderung später, wenn eine wirkliche indische Ansiedlung sich hier begründet haben wird, wohlfeiler werden, vielleicht umsonst erfolgen wird; eine solche Consolidation eines besondern Volksstammes hätte dann auch noch den wichtigen Vortheil, daß das Blut rein erhalten und kein Mischlingsvolk, dergleichen nie etwas taugt, erzogen würde. Die vereinigte Colonie Britisch-Guiana hat an 100,000 Einwohner, und würde also mit jenem Zuwachs dann 145,000 haben; ziehen wir auch nur jenes fette Küstenland mit 240 Q.-Meilen in Betracht, so würde selbst auf diesem die Bevölkerung nur 604 Mann auf die Meile betragen; es ist aber außerdem gar nicht abzusehen, in welchem Maaße die Einwanderer wenn sie Geld gewonnen haben, ihren Wohnsitz im Innern aufschlagen und ihre Arbeitskräfte abermals der Colonialproduktion entziehen werden. Zwar ist der Hindu in seinem Vaterland durch Uebervölkerung zur Arbeit gezwungen, und besitzt jedenfalls auch über die Schaffung des Lebensunterhalts hinaus weit mehr Betriebsamkeit als der Neger, im Grunde ist er aber doch eben so indolent wie alle Völker der heißen Zone, und sucht

sein Lebensglück im Genuß der Ruhe;* am allermeisten wird aber gerade die Leichtigkeit des Erwerbs diese Indolenz fördern. Der Zeitpunkt wo Guiana die reichliche Ansiedlung an seinen prächtigen Strömen als eine erfreuliche Ausdehnung begrüßen könnte, liegt noch in weiter Zukunft; käme es aber dahin, so bildet freilich dieses reiche und große Land einen ganz andern Raum für Entwicklung von Macht und Reichthum als irgend eine Inselcolonie.

Inzwischen ist Guiana nicht nur als Colonie, das heißt als Erzeugerin von exotischen Produkten für den europäischen Markt nur unvollkommen entwickelt, sondern auch für den eigenen Bedarf ist seine Ergiebigkeit nur sehr einseitig in Anspruch genommen; ein bekanntes Axiom sagt zwar, daß eine Colonie nicht Industrie treiben sondern dem Markt des Mutterlandes dienstbar sein solle, hier aber werden selbst die ersten Lebensbedürfnisse und solche Dinge eingeführt, die das Land selbst in unübertrefflicher Weise erzeugt; das Volk in Guiana wie überhaupt in Westindien lebt neben den einheimischen Früchten von Stockfisch und gesalzenem Schweinefleisch, was aus den Vereinigten Staaten eingeführt wird, und eben daher kommen nicht nur Balken und Bretter, sondern

* Das indische Sprüchwort: Sitzen ist besser als Stehen, Liegen ist besser als Sitzen, Schlafen ist besser als Wachen, und am bequemsten ist es todt sein — gibt kein glückliches Omen für Obiges.

ganze Häuser, während der südamerikanische Urwald wahrlich nicht nur Holz die Menge, sondern die köstlichsten Sorten liefert. Selbst frisches Rindfleisch mit den üblichen Eissendungen aus Nordamerika zu importiren ist lohnend. Die Handwerker sind schlecht, werden aber bei dem Mangel an Concurrenz und überhaupt an Händen, steinreich; 1½ Dollars täglich ist der gewöhnliche Verdienst eines Handwerkers; für das Reinigen eines Gewehrs zahlte ich 2 Dollars, ein Clavierstimmer erhält jedesmal 8 Dollars, und in einem mir erzählten Fall wurden für das Schmieren eines Wagens 5 Dollars, schreibe zwölf und ein halber Gulden verlangt!

So wenig ich eine auch nur einigermaaßen zahlreiche Auswanderung von Europäern nach Guiana auf dem Gewissen haben möchte, so muß ich doch an die oben citirten lockenden Preise die Bemerkung knüpfen, daß der einzelne tüchtige Handwerker nicht übel thun wird, wenn er in einer Colonialstadt sein Schicksal versucht; namentlich solche Arbeiter, deren Geschäft mehr die Ausübung einer Geschicklichkeit als starken Aufwand körperlicher Anstrengung erfordert, welche zugleich unter Dach und Fach ihr Handwerk betreiben und dabei nüchtern und verständig sind, werden dort, wenn sie sich einmal akklimatisirt haben, recht wohl bestehen und viel Geld verdienen; auf gemüthlichen Lebensgenuß freilich muß ein Solcher verzichten. Dagegen will ich auch bei diesem

Anlaß abermals warnen vor der Verlockung deutscher Feldarbeiter in ein tropisches Land;* für Guiana habe ich bereits oben einige Beispiele citirt, und füge noch einen sehr lehrreichen Fall hinzu, welchen der Arzt Dr. Manget in Georgetown mir zur Motivirung seiner Ansicht von der Verderblichkeit des Klimas mittheilte: Ein Pflanzer in Demerara hatte sich vier Paar Pferde mit vier Pflügern aus England kommen lassen, um sie auf seinem Besitzthum zu verwenden; sehr besorgt für das Wohlergehen der Menschen wie der Pferde, ließ er dieselben nur in den Morgen- und Abendstunden arbeiten, bezahlte die Leute für den Tag, und es ging Alles gut. Da fingen dieselben an sich sicher zu fühlen, und da sie zugleich mehr Geld zu verdienen wünschten, baten sie den Herren er möge die Zahlung nicht für den Tag sondern für jeden umgepflügten Acker bestimmen; der Herr war unklug genug ihnen nachzugeben, sie fingen an sich und die Pferde stärker anzustrengen und in der Hitze zu arbeiten, und in kurzer Zeit waren die vier

* Sir Robert Schomburgk, freilich eine Autorität, widerspricht der Ansicht von der Untauglichkeit der deutschen Feldarbeiter für die Tropen und beruft sich auf die weißen Feldarbeiter in Puerto Rico. Abgesehen jedoch daß Deutsche keine Südeuropäer sind, steht jener Fall viel zu isolirt da, als daß man die tausend Beispiele von dem kläglichen Ende europäischer Auswanderer in heißen Klimaten und die allgemeine auf Erfahrung gegründete Meinung an Ort und Stelle selbst, darauf hin übergehen dürfte.

Menschen und die acht Pferde todt. In dieser Erzählung drückt sich der Punkt auf den es bei der Auswanderungsfrage ankommt recht deutlich aus: wenn der große Haufen der Colonisten die Einsicht und die Mittel hätte sich den Erfordernissen des Klimas zu fügen, so könnten sie auch in Guiana bis zu einem gewissen Grade gedeihen, da ihnen aber in der Regel, ja fast ohne Ausnahme Beides mangeln wird, so werden sie unfehlbar zu Grunde gehen.

Von dem benachbarten Surinam kam gerade in jenem Sommer 1845 die Nachricht, daß von 100 vor fünf Wochen angekommenen holländischen Einwanderern schon 40 gestorben waren. Sollte dieser Fall auch nicht in seiner ganzen entsetzlichen Ausdehnung sich bestätigen, so gilt doch das von Britisch-Guiana Gesagte eben so für Holländisch-Guiana, welches völlig gleiche Lage hat. Wir hören von Auswanderungsprojekten dahin, und halten es für Pflicht auch hier dringend zu warnen. Sofern die niederländische Regierung an deutsche Staaten vorerst nur das Ersuchen gestellt hat durch geeignete Personen, Aerzte und Andere, die Beschaffenheit von Surinam prüfen zu lassen, so handelte sie mit löblicher Gewissenhaftigkeit; unsere Regierungen aber sollten ihrerseits die ernste Pflicht erkennen, wenn sie überhaupt auf ein solches meiner Ueberzeugung nach fruchtloses Projekt eingehen, daß sie nur erprobte und gewissenhafte

Kundschafter entsenden, nicht die Ersten Besten die sich gern zu einer solchen Expedition anbieten, weil sie etwa zu Hause nicht viel taugen. Ich verbürge mich dafür, daß ein gewissenhafter Forscher kein anderes Resultat erzielen wird als jenes, welches ich in mehr als einer Colonie und mehr als einem Welttheil bestätigt gefunden habe.

Ich hätte Surinam gern besucht, aber obgleich es so nahe liegt, daß man von Paramaribo in Einer Nacht zur See nach Demerara gelangt, so braucht man gegen Wind und Strömung acht lange Tage, ja selbst das Doppelte in der umgekehrten Richtung, und zu Land ist die Reise noch beschwerlicher.

Wir haben nun über die politische Verfassung Guiana's Einiges zu sagen. Mehrere der westindischen Inseln, z. B. Jamaica und Antigua finden sich im Besitz einer stark entwickelten constitutionellen Verfassung, und werden somit in neuester Zeit statt sich selbst zu regieren, von dem numerischen Uebergewicht der Neger, oder vielmehr von den Demagogen regiert, welche sich auf deren Stimmen stützen; Guiana dagegen hat als eroberte Colonie den Vorzug regiert zu werden, und befindet sich dabei besser als z. B. das unglückliche Jamaica. In Guiana findet sich das althergebrachte Wahlcollegium der „Kiezers," welche durch die Stimmfähigen auf Lebenszeit erwählt werden; die Kiezers ernennen die Hälfte der Mitglieder der Regierungsbehörde, Court of

Policy der Art, daß der Gouverneur stets Einen von zwei Vorgeschlagenen auswählt, die fünf andern aber von der Regierung direkt ernannt werden. Sechs andre für den Zweck des Finanzwesens auf zwei Jahre Gewählte regeln im Verein mit dem Court of Policy die Einnahme und Ausgabe. Die Stimmfähigkeit ist an einen Steuercensus oder an ein Vermögen von 150 Pf. St. geknüpft, wodurch der große Haufe der Neger ausgeschlossen bleibt, und man wird auch aus dem Obigen ersehen, daß der Demagogie in dieser Verfassung wenig Spielraum gewährt ist, weßhalb denn diese wackern Leute auch auf allgemeines Stimmrecht hinarbeiteten. Von der Frechheit der Presse citire ich nur Ein Beispiel, einen Ausfall gegen den armen Gouverneur, der das Unglück hatte es mit Allen verdorben zu haben; da hieß es in einer Ansprache an das „Volk:" „Wenn Ihr in der Straße einen Mann mit grauen Haaren seht, der ein Gesicht hat wie eine alte Geis, so wißt ihr, das ist der Gouverneur. Ihr dürft ihn nicht insultiren, denn er ist der Repräsentant des Gesetzes, aber den Hut vor ihm ziehen und ihm Respekt bezeigen dürft ihr auch nicht, denn er ist nicht euer Freund."

Ich habe schon die Stipendiary Magistrates erwähnt, bezahlte Beamte welche über Streitigkeiten zwischen Pflanzern und Arbeitern, sofern sie die Erfüllung eines Contractes auf Arbeit gegen Lohn betreffen, ohne Appell

entscheiden. Sie sind den Friedensrichtern, welche daneben bestehen ähnlich, aber nicht so selbstständig und angesehen wie diese, welche ihr Amt unentgeltlich bekleiden; in Demerara sind deren zehn, und sie werden von England aus ernannt.

Die Zusammensetzung des Criminalgerichtshofs vermittelt zwischen dem Geschwornenwesen und der Doctrin daß der Richter sich zum Richten besser eigne, als der erste beste aus dem Volk Herausgelooste: eine Jury aus drei Richtern und drei „Assessors" entscheidet über schuldig oder nicht schuldig. Sie berathschlagen zusammen, und in gewöhnlichen Fällen, wo nicht Abscheu, Mitleid oder Sympathie die Assessors aus ihrer Ruhe bringen, werden die Rechtsgelehrten die Meinung der Andern beherrschen. Ich will bei diesem Anlaß erwähnen, daß ganz gegen die Meinung daß das Princip der Jury in England allseitig anerkannt sei, ich eine Menge gebildeter Engländer gefunden habe die mir dasselbe willig preisgaben.

In Demerara war ich durch günstige Empfehlungen so recht in die bedeutendsten und angenehmsten Kreise der Colonie gerathen, und erfreute mich endloser Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten. Besonders war die Gunst des Mr. John Croal, Mitglied des Court of Policy, eines sehr distinguirten und hochangesehenen Mannes, unschätzbar für mich. Die Gastfreiheit stand

der von Westindien noch voran, und mein Aufenthalt in der Stadt war ein Cyclus namentlich von Diners, die nach englischer Sitte mit der Nacht begannen, und nach Ortssitte nicht eben allzufrüh aufhörten. Eine englische Mahlzeit ist schon an und für sich dem Deutschen etwas ganz Ungewohntes: zuerst kommt die Suppe, sofern es welche gibt, in Westindien regelmäßig Schildkrötensuppe, dann wird die ganze Masse der Gerichte auf Einmal auf den Tisch gesetzt, und Jeder legt vor was vor ihm steht; das Essen besteht fast ausschließlich aus wohlbereitetem Fleisch und Kartoffeln,* das in Wasser abgekochte Gemüse ist ungenießbar, künstlich zubereitete Gerichte sind nicht üblich, dafür ist aber die Art das Fleisch zuzubereiten unendlich erhaben über die deutsche und französische; wie z. B. Hammelfleisch schmecken kann, weiß kein Mensch auf dem Continent. Dafür ist freilich der englische Koch vollständig verloren wenn er kein gutes Fleisch vorfindet, während der französische dem Gaumen die Illusion zu geben vermag, daß man etwas Gutes und Nahrhaftes verzehre. Unfehlbar steht am obern Ende des Tisches ein Truthahn, am untern ein gekochter Schinken, und der Hausherr, resp. ihm gegenüber der nächste Hausfreund opfern sich und

* Guiana ist für Kartoffelbau viel zu heiß; man importirt sie von England und abwechselnd von den Bermudas, und hat sie so das ganze Jahr frisch.

ihre Tafelfreude, indem sie die gedachten Opferthiere zerschneiden und austheilen; der Truthahn und der Schinken stehen aber in einer noch näheren Beziehung, denn man ißt sie zusammen, um dem weißen, etwas faden Fleisch mehr Geschmack zu geben. Nachdem nun Jeder seinen Hunger an den aufgetragenen Dingen gestillt hat, werden Dessertteller gebracht und Süßigkeiten auf den Tisch gesetzt, warme Obstkuchen (Pies), Pudding u. s. w. Während all der Zeit wird Wein getrunken, Madeira und Sherry, und die Sitte des Zutrinkens ist sehr amüsant: A nickt B zu, B nickt A zu, darauf füllen beide ihre Gläser, nicken einander zum zweitenmale zu, und trinken Jeder einen kleinen Schluck. Nach den Süßigkeiten wird Käse und Bier geboten. Nun nehmen die Bedienten Alles was auf dem Tisch steht weg, und es ist Ehrensache daß ein schön polirter Mahagonitisch sich zeige; Obst, Nüsse, Rosinen und Mandeln und Wein, namentlich Portwein und Claret (Bordeaux) werden aufgesetzt, und sowie einiges Obst verzehrt ist, pflegen die Damen aufzustehen und die scharfe Grenzlinie zwischen Essen und Gelage zu bestimmen; äußerst naiver Weise pflegt auch zu diesem Zeitpunkt das Tischgebet zu erfolgen, so daß man unwillkürlich an die studentische Formel erinnert wird: »Ex est commercium, initium fidelitatis,« ein Latein dessen Uebersetzung sich meine schöne Leserin überall suchen möge nur nicht beim Philologen.

Nun werden die Flaschen, da die Diener sich entfernt haben, von Einem zum Andern geschoben, ein Geschäft das mich bei manchem Souper vor dem Einschlafen bewahrt hat, das aber oft sehr scharf geht. Dies ist auch die Zeit wo Gesundheiten ausgebracht werden, und hier gilt, umgekehrt wie beim Zutrinken die Regel: »fill what you may, but drink what you fill;« man braucht das Glas nicht voll zu haben, aber muß es leeren; nur bei großen Gelegenheiten werden bumpers, d. i. volle Gläser commandirt. Dieses Sitzen nach Tisch, wenn es mit Maaß geschieht, ist jedenfalls vernünftiger als unsere Art das Essen als ein Geschäft zu behandeln, und den letzten Bissen im Munde aufzustehen; wem es zu lange dauert, der hat selbst bei Privatdiners die volle Befugniß einzeln aufzustehen und zu den Damen zu gehen; dort wird Kaffee getrunken, und in Georgetown setzten wir uns in der Kühle der Nacht nun noch auf die Verandah und rauchten eine Cigarre bei einem Glas Cognac und Wasser.

Es verräth eine naive Unkenntniß des eigenen Werths, wenn die Engländer sprüchwörtlich sagen: er trinkt wie ein Deutscher; wir leisten wohl etwas bei festlichen Gelegenheiten, aber kennen, in diesem Jahrhundert wenigstens, die Sitte nicht, alltäglich aus dem Mahl ein Gelage zu machen, am allerwenigsten in so starkem Getränke; der Deutsche, gewöhnt ein Liqueur-

gläschen voll Madeira oder Sherry zu trinken, erschrickt vor den Quantitäten die eine englische Dame ohne sichtbaren Nachtheil zu sich nimmt, und ihr Bier könnte einen bayerischen Brauknecht umwerfen; Champagner macht gar keinen Eindruck auf einen gutgepichten Engländer. Mein armer Magen hat es lange empfinden müssen, daß ich ein paar Jahre wie ein Engländer habe trinken und essen müssen.

Guiana ist das Land wo der Pfeffer wächst, wenigstens der Cayennepfeffer, und er spielt eine große Rolle hier. Schon in ganz Westindien hatte ich Anlaß mich an die stark gewürzten englischen und creolischen Gerichte zu gewöhnen; sie sind, da der Appetit in der Hitze abnimmt, erwünscht genug, erschlaffen aber wie jeder fortgesetzte Reiz den Magen desto mehr; in Guiana aber hatte ich eine neue Lehrzeit zu bestehen. Die Suppe in dem Kosthaus wo ich wohnte war die ersten Tage so gepfeffert daß ich sie nicht essen konnte, zum weiteren Bedarf lagen aber auf zierlichen Schälchen kleine Cayennepfeffer-Schoten, ganz ähnlich unserm gewöhnlichen spanischen Pfeffer, aber nur einen halben Zoll lang und noch grün. Das Aroma dieser frischen Schoten ist köstlich, aber er ist furchtbar stark und verbrennt den Mund förmlich. Die Pfefferfresserei erreicht aber ihren Gipfel in dem Kultus des Pfeffertopfes, pepperpot, welcher aus der holländischen Zeit stammt, aber von den

Engländern treulich übernommen worden ist. Der Pepperpot ist ein Kochtopf von ansehnlicher Größe, in welchen die Abfälle des Fleisches vom Tisch (in anständigen Häusern wenigstens nicht von den Tellern) geworfen und mit Pfeffer und starkem Gewürz eingemacht werden; jeden Tag wird er aufgekocht, und jeden Tag kommt neues Fleisch hinzu, aber niemals wird er gereinigt Jahr aus Jahr ein. Man erkennt auf den ersten Blick die Analogie unserer deutschen Spülichtfäßer für die s. v. Schweine, der Pepperpot ist aber vollkommen recipirt, auch in den ersten Häusern; selbst Mr. Croal ließ bei einem Diner den rußigen Hausgötzen auf einen hölzernen Stuhl neben sich setzen (das ist die Manier ihn zu serviren) da der Inhalt durch das Ausschöpfen verlieren würde, und verabreichte uns das köstliche Ragout, das ich wirklich ganz schmackhaft fand, aber aus Ekel vor seiner Entstehungsgeschichte doch kaum hinunter brachte. Ein recht ehrwürdiger Pepperpot, der etwa ein Menschenalter lang besteht, wie es in Wirklichkeit vorkommt, ist allerdings werth neben den Penaten des Hauses seinen Platz zu finden; ewige Jugend ziert ihn, und er bleibt zwischen den wechselnden Geschlechtern der Menschen unverändert in edlen Ruß gehüllt bestehen. Auch den P f e f f e r p u n s c h will ich erwähnen, als Beweis daß man in Guiana die himmlische Gabe des Pfeffers nach allen Richtungen zu würdigen weiß.

Wie alle Colonien so empfindet auch Guiana die schädlichen Einflüsse der farbigen Weiber auf die Geselligkeit; sehr viele Europäer heirathen gar nicht, sondern leben mit jenen, und wenn sie sich später trauen lassen, so geschieht es meist aus Rücksicht für die Kinder. Die Frauengesellschaft ist ganz in die engsten Kreise zurückgedrängt, und die gesellschaftliche Sitte wird dadurch allerdings nicht eben feiner. Man ist in Guiana sehr tolerant gegen farbige Männer, schließt jedoch auch hier die Weiber unbedingt aus: man folgt dabei dem Gefühl daß der Mann, was er ist, durch sich selbst sei, die Stellung der Frau dagegen auf gesellschaftlichen Vorurtheilen beruhe, und beruhen müsse, so lange man eben nicht Emancipation der Frauen predigen will: Abstammung und Naturell der Farbigen aber erwecken gerade in dem Punkte auf den es bei der weiblichen Ehre ankommt, so große Bedenklichkeiten, daß die Gesellschaft nicht umhin kann sie aus Gründen der Selbsterhaltung fern zu halten.

Was die eigentliche Negerbevölkerung, das Volk von Guiana betrifft, so ist es natürlich daß sie bei dem Bewußtsein dem armen Pflanzer mit ihren theuern Diensten eine Wohlthat zu erzeigen, und bei den Schmeicheleien der Demagogen vor Uebermuth und Unverschämtheit kaum zu ertragen sind; sie bilden einen Pöbel, der allerdings bei der natürlichen Gutmüthigkeit

der Schwarzen wenig zu fürchten ist, aber ein Feind von Anstand und Ordnung und eine nicht geringe Plage für die Uebrigen. Dabei gereicht es der, übrigens sehr zahlreichen Polizei von Georgetown zur schlechten Ehre, daß einmal dicht vor meiner Wohnung in der Straße eine großartige Prügelei vor sich gehen, und unter Lärmen und Geschnatter * drei volle Stunden anhalten konnte. Sehr oft sind diese Prügeleien gegen die Portugiesen gerichtet. Die Angriffsweise der Neger ist die der Ziegenböcke, mit dem Kopf; da sie von der Natur mit einem überaus dicken Schädel begabt sind, so können sie diesen edlen Theil füglich als Mauerbrecher benützen; ihre schwache Seite sind dagegen die Beine, und es ist eine in Amerika bekannte Sache, daß man einen Neger mit einem mäßigen Hieb oder Stoß gegen das Schienbein zu Boden werfen kann, während mir andrerseits aus Habana ein Fall bekannt ist, daß ein zolldicker Stock auf dem Schädel eines Negers zerbrach, ohne diesem wirklichen Schaden zuzufügen. Ein anderer Beweis von Zügellosigkeit war, daß die Neger in den letzten Jahren auf sämmtlichen Pflanzungen in der Nähe der Stadt nach und nach die Zuckerrohrschoppen angesteckt hatten.

Natürlich sieht man in dem warmen Klima zuweilen den abenteuerlichsten Anzug, oder richtiger gesagt Mangel

* Das Schnattern in der Leidenschaft hat der Neger mit dem Affen völlig gemein.

an Anzug, die schwarzen Dandies aber wissen sich ungemein schön herauszuputzen, etwa blauer Frack mit Goldknöpfen, rothe Weste und gelbe Beinkleider; die gemeinen Weiber tragen das nationelle bunte auch bei den Männern sehr übliche Kopftuch, oder auch Strohhüte für Männer, manchmal mit Bleiweißfarbe der Haltbarkeit wegen angestrichen; während aber in Haiti selbst die Ministerfrauen sich mit jenem Kopftuch begnügen, ist hier ein ungeheurer Andrang nach der Auszeichnung eines Damenhuts, und nicht minder nach dem entsprechenden Titel Lady, den sie sich wenigstens untereinander mit großer Freigebigkeit gewähren. Eine mir bekannte Dame in St. Thomas wollte ein Dienstmädchen miethen, man meldete ihr daß »a good lady« unten wäre die sich anbieten wolle, worauf sie aber erwiederte sie brauche keine Lady zum Dienstboten; ich wollte etwas nähen lassen, und meine farbige Wirthin wußte eine Lady die das besorgen könne. — Einen wahren Herensabbath hat die farbige Bevölkerung am Sonnabend Abend auf dem Wochenmarkt von Georgetown; an diesem Tage bringen die Neger ihre Garten- und Felderzeugnisse zu Markt, die täglichen Handelsartikel kommen hinzu, und das ganze geräumige Gebäude ist glänzend erleuchtet, eine Masse von tropischem Obst, Gemüse u. s. w. mit leidlichem Geschmack aufgeputzt, und etwa 500 Schwarze und Farbige beiderlei Geschlechts machen einen betäubenden

Lärm, denn es ist ihr Haupt-Vergnügungsort, und der Pfefferpunsch fließt in Strömen.

Mit den Officieren der Reindeer, welche alle vierzehn Tage hier mit der Mail ankam, hatte ich große Freundschaft geschlossen, und der biedere Capitain May bewirthete mich oft an Bord, wogegen die Herren es sich auch zuweilen bei mir gefallen ließen. Da auch sie Fremdlinge waren, so machten wir manche kleine Ausflüge zusammen, unter andern nach einer Pflanzung am gegenüberliegenden Ufer, die einem Holländer gehörte, und wegen der von der englischen Sitte ganz abweichenden Hauseinrichtung mir interessant war. Kaum gelandet, sahen wir ein paar Coolies sitzen, die ersten die ich sah; Mr. Roberts, der erste Officier der Reindeer, der lange in Ostindien gewesen war, redete sie in ihrer Sprache an, und ihr Entzücken sich in der Fremde so begrüßt zu hören, war wahrhaft rührend; der arme R. konnte sie gar nicht wieder los werden, sie begleiteten uns wohl eine halbe Stunde weit, und als wir unsern Besuch gemacht hatten, fanden wir sie im Hofe sitzend, singend und mit einem Kessel Musik machend; sie hatten uns da erwartet und begleiteten uns wieder zurück. Als wir unser Boot erreicht hatten, standen die armen Menschen am Ufer, singend, ihre Hände erhebend und uns zehnmal ihr »**Salám Aleikúm, Baba!**« zurufend. Baba, eigentlich Vater, ist ein Ausdruck des Respekts.

Diese Coolies hatten schöne Figuren, ausdrucksvolle Gesichter, schwarzes schlichtes Haar und Schnurrbärte, eine Zier deren die Neger meist entbehren. Sie waren bis auf eine Art Schürze unbekleidet, und nur einer von ihnen besaß einen Lappen, den er mit vieler Grazie und eben so vieler Selbstgefälligkeit umgeschlagen hatte. Ihre braune Hautfarbe ist fast so dunkel als die der Neger, aber ich machte damals zum Erstenmal die Bemerkung, daß es keineswegs die dunkle Farbe ist welche uns den Neger zuwider macht, eine Bemerkung die ich bei meinen Reisen im tropischen Asien im weitesten Umfange bestätigt fand; es gibt kein Volk der Erde wo man im Durchschnitt so schönen Körperbau, edle Gesichtszüge und graziöse Bewegungen findet, als gerade bei den Hindus. Eigenthümlich ist es, daß auf den europäischen Reisenden, selbst auf Damen, die darin anfangs eine schlimme Schule durchzumachen haben, die Nacktheit der Tropenbewohner einen unverhältnißmäßig geringen Eindruck macht; die dunkle Farbe erscheint schon wie eine Bekleidung, während der Anblick einer unbedeckten weißen Haut stets den Eindruck gibt, daß eine solche Haut nicht geschaffen sei, ohne Schutz den Einflüssen der Luft und der Hitze zu trotzen.

Siebenter Abschnitt.

Essequibo — Indianer — Leben im Urwald.

Das Eldorado welches im Innern dieses Theils von Südamerika gesucht wurde, scheint immer noch, wenn auch in veränderter Weise auf alle Sterblichen die in seine Nähe gelangen eine unwiderstehliche Anziehungskraft zu üben; durch Alexander von Humboldt und kürzlich durch die beiden Schomburgk's war der Schleier gelüftet, und die Großthaten der letzteren waren noch in Aller Munde in Demerara. So ergriff auch mich ein leidenschaftliches Verlangen nach einem Ausflug auf dem ich alle Umgebungen europäischer Civilisation endlich einmal abzustreifen hoffte; einmal in das Innere jenes ungeheuren Landes vertieft wollte ich mich denn ganz von dem Strom äußerer Umstände treiben lassen, und vielleicht auf dem Orinocco, vielleicht auf dem Amazonenstrom, etwa gar durch einen neu entdeckten Verbindungsfluß, deren Vorkommen jene großen

Flußgebiete charakterisirt, mit gutem Glück wieder zur Küste gelangen. Von diesen Planen sind leider selbst die Anfänge durch die Uebermacht des *Fiebers* bewältigt worden, aber auch diese, und der Jubel der mich bei meinem Auszug von Demerara erfüllte, gehören zu meinen glücklichsten Reise- und Lebenserinnerungen.

Das Schicksal schien meinem Vorhaben günstig zu sein, als es mir die Bekanntschaft eines Colonisten tief im Innern vergönnte: Mr. *Jeffrey*, ein noch junger Mann, war mit 15 Jahren nach Guiana gekommen, und hatte alsbald solches Gefallen an dem sorgen- und zwanglosen Dasein der Indianer gefunden, daß er den Entschluß faßte eine Zeitlang unter ihnen zu leben; drei Jahre hindurch machte er sich ganz zum Indianer, begleitete sie auf ihren Jagdzügen und hängte seine Hängmatte in ihren Hütten auf. Zum Dank machten ihn die *Arrowaak's*, so hieß der Stamm, zu ihrem Häuptling, und das Band des Vertrauens und der Zuneigung erhielt sich auch, nachdem Jeffrey zum civilisirten Leben zurückgekehrt war. Er kaufte von der Regierung ein Stück Land im Innern, das er *Indiana* nannte, machte es urbar und wählte dort seinen bleibenden Aufenthalt, indem er das Fällen und den Verkauf inländischer werthvoller Holzarten zu seinem Geschäft machte, und die Indianer mehr als ein Anderer vermocht hätte, zur Leistung der hiebei nöthigen Arbeiten zu verwenden

wußte. Dieser liebenswürdige und durch seine Erlebnisse sehr interessante Mann lud mich zu einem Besuch nach seinem Indiana, einer der äußersten Stationen europäischer Colonisation ein, und in seiner Gesellschaft verließ ich am 21. August Georgetown.

Ein kleines Dampfschiff, das den Namen der armen Lady Flora Hastings verewigt, versieht die Verbindung zwischen Georgetown und der Colonie Essequibo; in zwei Stunden gelangten wir aus dem Demerara an einer flachen, busch- und musquitoreichen Küste hin in die Mündung des Essequiboflusses. Unsere Gesellschaft die ausschließlich aus Pflanzern und solchen die Geschäfte auf den Pflanzungen hatten, bestand, war so belehrend als angenehm, und die rückhaltlose Gastfreiheit mit der sie mich alle auf ihre Besitzthümer einluden, sprach mich sehr an; da ich aber mich Jeffrey ganz angeschlossen hatte, und dieser nach Hause eilte, so konnte ich diesmal wenigstens von so vielen freundlichen Anerbietungen keinen Gebrauch machen. Die Mündung des Essequibo ist 30 englische Meilen breit, und würde daher, um so mehr da Alles flach ist, eben so wenig übersehbar sein als die des Amazonenstroms, wenn nicht die Inseln an seinem Ausfluß überhaupt eine Uebersicht über die Ausdehnung seiner Gewässer unmöglich machten. Diese Inseln sind namentlich Leguan, Wakenaam und Tiger Island, neben einander dicht am Ausfluß,

dahinter Hog Island und eine Menge kleinere. Eine Stadt besitzt die Colonie Essequibo nicht, nur einzelne Pflanzungen, und wir kreuzten den halben Tag zwischen den Inseln und dem Festlande herum, um allenthalben Passagiere zu landen, wodurch ich denn eine ziemlich genaue Anschauung der Scenerie bekam. Das Land ist vollkommen flach, dicht bewaldet, und gegen die Gewalt des Wassers durch einen Baum geschützt, welchem die Natur recht eigentlich dieses Amt übertragen hat — die Mangrove; dies ist ein niedriger Baum, dessen zahlreiche und starke Wurzeln die Fähigkeit haben sich selbst wenn der Grund um sie weggeschwemmt ist, fest und gesund zu erhalten; außerdem eines der nicht zahlreichen Gewächse welchen das Seewasser nicht feindlich ist, und also um so mehr für solche Ufer geschaffen die durch den steten Andrang der Fluth doppelt leiden würden; diese Wurzeln bilden eine Art Flechtwerk, das oft 3 bis 4 Fuß über dem Wasser emporragt, und dem Strome jeden Fortschritt wehrt, während angespülter Schlamm und Erde vielmehr dazwischen hängen bleiben. Eine schöne Wasserfläche, prachtvolles Grün der Inselufer und ein herrlicher klarer Himmel machten die Fahrt sehr angenehm, wir waren indeß doch froh am Abend bei der Zuckerpflanzung Spring Garden am linken Flußufer zu landen, wo der Verwalter der Pflanzung uns gastfrei aufnahm. In einem Lande wie dieses, wo außer

den Pflanzungen gar keine menschlichen Wohnungen existiren, wird die Gastfreiheit allerdings zur Pflicht, die Freudigkeit und Zuvorkommenheit aber mit welcher diese Pflicht geübt wird, gereicht den Pflanzern zur hohen Ehre und macht eine solche Reise ins Blaue hinein, bei der man bald hier bald dort anklopft, doppelt angenehm.

Nach einer Nacht in der die Musquitos mich leider kein Auge schließen ließen, ging nun des Morgens früh die Reise in einem Corial weiter; diese Corial's (Canoes der südamerikanischen Indianer, oder in unserm Fall ein nach diesem Muster gemachtes Boot) sind lang und schmal, sehr leicht, und werden mit kurzen Rudern welche der Ruderer frei in Händen hält, sehr rasch vorwärts getrieben; zwei Mann ruderten unser Corial mit Leichtigkeit 5—6 englische Meilen die Stunde, während der dritte hinten saß und steuerte. Mit einiger Mühe zwängten wir uns in das schmale Fahrzeug hinein, da mancherlei Vorräthe, mit denen auch ich mich vorsorglich versehen hatte, den Platz noch beengten; desto weniger hinderte mich mein Bedarf an Toilettegegenständen, den ich für die Wildniß auf solch einfache Stücke reducirt hatte, daß man in solchem Aufzug in Europa schwerlich zu einem Stadtthor, gewiß nicht zu eines ordentlichen Menschen Haus- und Stubenthür hinein gelangen würde. Für solche Fahrten gilt das Nützliche vor dem Schönen,

und darauf waren meine segeltuchenen Kleider, mein — horribile dictu! — blau baumwollenes Hemd und meine gelben Schuhe von Ziegenleder meisterlich berechnet.

Nach einer halbstündigen Fahrt am linken Ufer des Stromes gelangten wir an die Mündung des Supiname oder Supenaam Creek, an welchem etwa 25 englische Meilen oberhalb Indiana liegt; es war ein prachtvoller Morgen, ganz geeignet die Schönheit der Scenen zu erhöhen die sich vor unsern Augen alsbald entfalten sollten. Der Fluß ist an der Mündung 200 Fuß breit und bis weit hinauf über 20 Fuß tief, so daß er zur Schifffahrt selbst mit großen Fahrzeugen sehr geeignet erscheint; bis auf wenige Negerhütten die sich hie und da am Ufer zeigen, sind dieselben völlig unangebaut, und wir hatten zu unserer Seite nichts als die riesenhaften, uralten Bäume, umgeben von jungem Nachwuchs und durch Schling- und Schmarotzerpflanzen zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden. Möge man es dem armen an solche Herrlichkeit nicht gewöhnten Nordländer zu Gute halten, wenn diese nie gesehene Fülle der Vegetation mich auf den ersten Blick an — ein wohlgeordnetes Treibhaus mahnte. Und wahrlich, die Natur legt nicht minderen Geschmack an den Tag als der Gärtner: die herrlichsten Gruppen bieten sich dem Auge dar, und namentlich machen sich die verschiedenen Palmenarten als Mittelpunkt solcher Gruppen

geltend, indem sie mit ihren schönen, meist schlanken Formen über das übrige Grün stolz hervorragen; daneben glänzen besonders die reichen Blüthen der Schmarotzerpflanzen in allen Farben. Wenn ein Urwald, besonders der heißen Zone, dem Fuße undurchdringlich ist, so war es nun hier eine besondere Gunst, daß wir diesen Reichthum von Formen sich zum Wasser hin abdachen sahen, und ihren Anblick ohne alle Beschwerde genießen konnten; ja das Wasser selbst gewährte die Hauptzierde des Ganzen, denn in seiner von mir nie in ähnlicher Weise erblickten Glätte und Klarheit spiegelten sich die Baumgruppen so vollkommen, daß es in einiger Ferne schwer war die Gränze zwischen dem wirklichen und dem Spiegelbilde zu bestimmen. Eine Menge Vögel belebte die sonst so einsamen Ufer, namentlich die Papageien, welche in Schaaren, aber in diesen immer paarweise fliegend, und mit großem Geschrei über uns wegzogen, oder sich auf den Bäumen niederließen; so sehr leicht ihnen anzukommen sein soll wenn sie bei ihrem Fraß sind, so scheu fand ich sie auf der Wanderschaft. Bald verstummten auch die Stimmen der Vögel, denen die schwüle Hitze in dem abgeschlossenen, von keinem kühlenden Winde bestrichenen Flußthal eben so drückend werden mochte als uns. Als wir an die zweite Hälfte unseres Wegs gelangt waren, wo die Ufer des Flusses allmälig sich erheben und das Wasser beginnt reißender

zu werden, zogen sich Gewitterwolken zusammen und ein furchtbarer Regenguß brachte Kühlung, aber freilich auch Nässe, gegen die wir uns gar nicht zu schützen vermochten; der Donner, ohnehin stärker in den Tropen, machte in dieser einsamen Gegend einen gewaltigen Eindruck. Der Fluß wurde nun allmälig enger, die Umgebungen immer wilder, der Lauf des Wassers von zahlreichen Inseln unterbrochen, während umgesunkene Stämme unter der Wasserfläche unserer Fahrt manches Hinderniß entgegen setzten. Wir waren indeß nahe am Ziel, und nach einer etwa sechsstündigen Fahrt landete das Corial an dem kleinen Hafen des Besitzers von Indiana.

Jeffrey hatte diese Niederlassung vor vier Jahren in einer Gegend gegründet, wo noch viele Indianer hausten; im dichtesten Urwald hatte er eine kleine Anhöhe urbar gemacht und sich ein freundliches Haus da gebaut, in welchem er und sein Compagnon Mr. Shiach mich acht Tage lang beherbergten. Die Indianer, an Jeffrey's Autorität gewöhnt, ließen sich ganz willig finden ihm die Arbeit des Holzfällens zu verrichten, wenn auch keineswegs mit der Regelmäßigkeit eines civilisirten Arbeiters, und die gefällten Stämme wurden nach jenem Hafen am Fluß geschleift, dort zu Flößen vereinigt und nach der Stadt geleitet. Hierbei beschränkte sich Jeffrey auf einige harte, werthvolle Holzarten, deren mehrere in

England zum Schiffbau Ruf erlangt hatten; die Hauptsorten waren Mora, Greenheart und Purpleheart (nach der Farbe benannt) und der Kubikfuß war einen halben Dollar und mehr werth. Geringes Holz wurde gar nicht geschlagen, denn obgleich Jeffrey selbst weiter unten am Fluß eine Schneidemühle besaß, pflegte er doch die Bretter zu seinem eigenen Bedarf billiger in Georgetown zu kaufen, wohin sie von Amerika eingeführt wurden. Das kostbarste, selbst im Innern seltene Holz ist das prächtige getigerte Letter-wood; nur der innerste Kern der Stämme ist von vollkommener Schönheit, und überaus theuer. Von einem Indianer kaufte ich einen solchen Bogen.

Was mich nun vorzüglich interessirte, waren die Indianer welche in der Nachbarschaft angesiedelt waren, sofern man bei diesen unstäten Menschen mit ihren Hütten ohne Wände, die kaum gegen Sonne und Regen Schutz gewähren, von Ansiedlung reden darf. Den Mittelpunkt bildete eine Missionskirche, welche Jeffrey herzustellen sich angelegen hatte sein lassen, und in welcher ein auf Kosten der Colonie angestellter Lehrer den schottischen presbyterianischen Ritus pflegte; diese Bevorzugung der Confession welcher Jeffrey selbst angehörte, hatte derselbe trotz der angestrengtesten Bemühungen des Gouverneurs und des Bischofs von Demerara aufrecht zu erhalten gewußt, und war stolz darauf die ganze

Kette hochkirchlicher Missionen welche Guiana umgibt, zu Gunsten der Lehre die er für die reinere erkannte unterbrochen zu haben. Seltsam ist freilich der Eindruck auf den unparteiischen Dritten, wenn er die armen Indianer, die kaum die Grundlehren des Christenthums zu fassen vermögen, in Berührung mit unsern kirchlichen Zwistigkeiten gebracht sieht. Jeffrey hatte schon bei seinem Indianerleben nicht verabsäumt seine Umgebung auf das Christenthum hinzuführen; bereits im Jahre 1834 hatte er den Ersten taufen lassen, und hatte nach und nach das Häuflein bis auf 100 gebracht; ich habe selbst dem Gottesdienst beigewohnt, der allerdings von der Geschicklichkeit des Missionslehrers mir sehr geringe Begriffe beibrachte; die Indianer betrugen sich sehr anständig, und erschienen bei diesem Anlaß auch in Hemden gekleidet, wiewohl sie die Kleider abwerfen sobald sie nach Hause kommen.* Die Bekehrung fand von Anfang an wenig Widerstand, ihr eigener religiöser Glaube war ein sehr reiner, an einen großen Geist wie bei ihren Stammgenossen in Nordamerika; Opfer- und Gottesdienst hatten sie jedoch nicht, wiewohl sie Priester als Aerzte und Wahrsager für ihre Jagdzüge und sonstigen Unternehmungen besaßen; diese waren denn auch

* Die Jugend lehrte man lesen und schreiben, und ihre Handschrift war, wie ich das bei allen Missionsschülern wilder Nationen und überhaupt bei Farbigen gefunden habe, auffallend gut.

die einzigen, die aus Eigennutz sich der Einführung der neuen Lehre widersetzten. Wie tief diese letztere bei Menschen eindringen konnte, die trotz ihrer Bekehrung in ihrer Lebensweise vollständig Wilde blieben, läßt sich ermessen, und es ist um so weniger zu erwarten daß das Christenthum bei ihnen eine große Ausbreitung erlangen werde, als die Indianer dieser weiten Strecken noch lange in deren unbestrittenem Besitz verbleiben werden, und in ihrer ursprünglichen Existenz durch eine Einwanderung civilisirter Völker, wie etwa in Nordamerika, nicht bedroht sind. Die unendlich schwierige, gerade von der Mehrzahl der Missionäre mit großer Oberflächlichkeit behandelte Missionsfrage bietet also hier doppelt große Bedenklichkeiten.

Die Statur der Indianer ist unter Mittelgröße, untersetzt, nie corpulent, ihre Gesichtszüge breit und gutmüthigen Ausdrucks, niedrige Stirn und flache Nase; sie erinnern sehr an die Abbildungen die man von den Esquimaux besitzt. Ihre Farbe ist heller als kupferfarb; seltsam ist es daß die Gesichter bleicher sind als der Körper, namentlich bei Weibern und Kindern, und der Ausdruck „Mondgesicht" ist ganz bezeichnend für sie. Die schwarzen schlichten Haare sind bei den Männern oft über einen Fuß lang, oder in einen Zopf geflochten; einen alten Mann sah ich der einen großen Zopf trug, und sein Gesicht mit drei diagonalen Strichen scheußlich

bemalt hatte. Sie sind unbärtig, und dieses verbunden mit ihrer kleinen Statur und ihrem wenig energischen Wesen gibt ihnen ein kindisches Ansehen.

Diese Indianer haben mit ihren nordamerikanischen Brüdern wenig anderes gemein, als ihre Abneigung gegen regelmäßigen Erwerb und feste Wohnsitze. Das Gerücht sagte daß vor wenigen Jahren im Innern große Kämpfe stattgefunden haben, die Stämme nahe der Küste aber, obgleich noch keineswegs entartet oder in wesentlicher Berührung mit der Civilisation, sind sanftmüthig, furchtsam und milden Charakters. Es ist fast unmöglich sie zur Arbeit zu bringen, und Jeffrey der doch Einfluß über sie besaß, klagte daß sie nur dann erscheinen wenn der Hunger sie treibt; dabei sind sie sehr unzuverlässig, und sagen zehnmal ja, ohne ihre Zusage zu erfüllen. So lenksam sie an sich sind, so eigensinnig und mißtrauisch sind sie wo einmal eine vorgefaßte Meinung bei ihnen gewurzelt hat. Untereinander sind sie nicht sehr verträglich, und nur Genossen derselben Familie leben an demselben Ort; auch sehr eifersüchtig sind sie. Ihre Sprache in dieser Gegend ist ein abscheuliches Patois von Englisch, Holländisch und ihrer eigenen Sprache.

Verglichen mit dem peruanischen Indianer eines durch die Hochgebirge kälteren Klimas, zeigt der von Guiana den rein tropischen Charakter, keine Kultur wie

die der Yncas, und dafür auch nichts von der finstern Verschlossenheit der Nachkommen aus jenem unglücklichen Staat.

Zu Sklavenzeiten pflegte man den Indianerstämmen nahe den Ansiedlungen große Aufmerksamkeiten zu erweisen, da man sie als eine Grenzwache gegen flüchtige Neger betrachtete und in der That benutzte; alle Weihnachten kamen sie dann in großen Schaaren nach Georgetown, wo sie im Hause des Gouverneurs bewirthet wurden, und sich mit gewaltig viel Freiheit dort behaglich gemacht haben sollen; dabei erhielten sie Geschenke von Gewehren und andern Dingen. Jetzt hat das aufgehört, und in der Stadt sieht man nur noch Einzelne, die wilde Früchte, Affen, Papageien und andere Ausbeute des Waldes dort zum Verkauf bringen. Sie sind harmlos und Niemand will ihnen übel; sie werden »matty,« d. h. Freund, angeredet; ihre allgemeine Bezeichnung ist »Bucks,« die sie aber als Anrede beleidigt.

Die Männer gehen fast ganz unbekleidet, an hohen Festtagen setzen sie eine Krone von Papageienfedern auf, die sehr künstlich gemacht ist; die Weiber haben eine Art Netz in dem sie stecken, keineswegs romantisch. Die Hütten sind äußerst einfach; ein elendes Dach von Palmblättern, von ein paar Stangen getragen genügt, an diesem sind die Hängmatten befestigt, und so wohnt eine Familie von 6—8 Personen in dem engsten

Raum; alles schwebt in den Lüften, die Kinder haben ihre kleinen Hängmatten, und wenn ich Jeffrey glauben darf so erhält oft der Lieblingshund eine solche. Bei Indiana hatten mehrere gar keine Hütten, sondern begnügten sich ihre Hängmatte unter der auf Pfählen gebauten Kirche aufzuhängen. Im Allgemeinen wählen sie nur Hügelland, niemals die Ebene für ihre Wohnorte.

Ihre Nahrung gewinnen sie durch Jagd und Fischfang, und durch den rohen Anbau der Cassaba, (Cassave, Maniok) aus deren Wurzel sie ein geschmackloses Brod bereiten; auch die wilden Früchte müssen ihnen dienen, und sie hauen ohne Bedenken einen Baum um, um zu denselben zu gelangen, vielleicht eines der schlagendsten Beispiele ihrer uncivilisirten Lebensweise. Interessant dagegen ist ihr Fischfang: sie pflegen in der trockenen Jahreszeit wo die Gewässer seicht und ohne Strömung sind, die Fische mit dem Kraut einer Schlingpflanze zu vergiften; das Kraut wird hineingeworfen, und in wenigen Minuten schwimmen die Fische betäubt an der Oberfläche; sie sind darum nicht weniger eßbar und werden im Vorrath eingesalzen oder gedörrt; das nächste Jahr sind sie sicher eine eben so große Menge Fische wieder zu finden, und hiernach scheint jenes Gift eben nur zu betäuben, nicht zu tödten. Jeffrey gab mir ein ganzes Bündel davon mit, aber es ging mir zu Grunde, wie so manche naturhistorische

Merkwürdigkeit die der Reisende in den Tropen sammelt. Zur Jagd sind sie sowohl mit Bogen und Pfeil, als mit dem Gewehr sehr geschickt; ein Europäer würde gar nicht im Stande sein in dem dichten Wald, wo er jeden Augenblick anstreift und Geräusch macht, und wo er alsbald ermüden würde, zu jagen; sie aber stehlen sich so still durch das Gebüsch und sind mit der Lebensweise des Wildes so vertraut, daß sie selten leer zurückkehren. Sie haben Hunde zur Jagd, welche nach dem löblichen Grundsatz daß ein Jagdhund nicht zu fett sein darf, halb verhungert, aber doch dem Besitzer sehr ans Herz gewachsen sind; darum hat man auch dort das Sprüchwort: »lean as a **Buck-dog**,« mager wie ein Indianerhund, zu deutsch: wie ein Zinshahn. Jeffrey hatte eine solche Hündin, die den wohlklingenden Namen Sarape führte, für 14 Dollars gekauft, bei dem Werth des Geldes für die Indianer verhältnißmäßig mehr als man bei uns für ein Rennpferd geben würde, und also ein Beweis von der Werthschätzung eines guten Hundes bei ihnen. Auf ihren Jagdzügen begleitet sie die ganze Familie, und die ganze Habe wird mitgeschleppt; an einem passenden Platz schlagen sie dann ihr Lager auf und verweilen so lange an ihrer neuen Wohnstätte als es sich trifft; eine eigentliche Heimath haben sie nicht. Ich sah einen Indianer in seinem Reiseaufzug: die Hängmatte in ein Bündel geschlungen, welches zugleich einige

andere Habe, Pulver u. s. w. enthielt, und mittelst eines Stricks der um die Stirn ging, auf dem Rücken getragen, in der rechten Hand den 7 Fuß langen Bogen mit Pfeilen; unter dem linken Arm die Flinte, in der linken Hand ein großes Messer. So zog dieser Mann, der einige hundert Meilen her vom Mazaruni kam, frei und fröhlich in die Welt hinein, ein wahrhaft beneidenswerthes Wesen. Natürlich spielt das Corial, das Boot, in dem flußreichen Lande eine große Rolle, und sie sind alle Schwimmer, jedoch in anderer Weise als die Europäer; wenn ein Corial umschlägt, so wissen sich selbst die kleinen Kinder zu retten.

Die Indianer begraben ihre Todten in der Hütte wo sie gestorben sind, verlassen aber dann die Gegend wo die Familie ein solches Unglück getroffen hat. Als die Einführung des Christenthums und die Nähe der Kirche sie etwas weniger unstät machte, setzten sie jenen Gebrauch zwar fort, blieben indeß in der Hütte wohnen, und erhielten Monate lang ein Feuer neben dem Grabe. Einem Indianer war sein Kind gestorben; Jeffrey der seine Ideen erforschen wollte, fragte ihn ob er die Hütte nun noch ferner bewohnen werde; der Indianer bejahte das mit dem Zusatz, daß er in einiger Zeit wahrscheinlich seinen Wohnort verändern werde. Jeffrey fragte ihn weiter, ob er dann das Dach der Hütte für den neuen Bau benützen werde, worauf der Andere

erwiederte: „O nein, siehst du nicht daß mein Kind eine Hütte braucht?“

Ein seltsames und bis dahin noch dunkles Schicksal schien diesen harmlosen Menschen zu drohen, über welches man in der Colonie viel sprach. Vor anderthalb Jahren nämlich verbreitete sich unter den Indianern das Gerücht, daß tief im Innern, noch sechs Wochen Landreise jenseit der Quellen des Mazaruni, ein Mann von außerordentlicher Macht und Gaben lebe, zu welchem alle Indianer weit und breit wallfahrteten um reiche Geschenke zu empfangen. Die bekehrten Indianer beredete man es sei Christus, und sie schickten wirklich Kundschafter aus, welche jedoch unverrichteter Sache zurückkehrten. Ganz neuerdings indeß waren viele von den Arrowaak's einer nach dem andern aus der Gegend weggezogen, und es schien wahrscheinlich daß der ganze Stamm folgen würde. Man vermuthete einen Anschlag der Brasilianer, die armen Indianer gefangen zu nehmen und als Sklaven zu verkaufen, da diese wegen eines ähnlichen Unternehmens bereits berüchtigt waren; die Indianer aber spotten bei dem Eigensinn der einen Grundzug ihres Charakters bildet, jeder Warnung.

Auch in holländischen Zeiten wurden die Indianer der Sklaverei unterworfen, und man verfolgte das System drei Stämme, die W a r a u ' s, A r r o w a a k ' s und C a r a i b e n frei zu erhalten, und diese zum Fang

der Andern zu verleiten indem sie ihnen ihre Kriegsgefangenen abkauften. Noch jetzt pflegt ein Stamm der Accaway's, wenn sie auf ihren Fahrten Caraiben kommen sehen, Corial und Alles im Stich zu lassen, da denn diese herausnehmen was ihnen beliebt. Eine der ersten Handlungen der Engländer nach der Besitzergreifung war, allen Indianern und Abkömmlingen indianischer Mütter die Freiheit zu schenken.

Diese mancherlei Erzählungen meiner gütigen Wirthe, und die kleinen Ausflüge welche wir machten, verliehen meinem Aufenthalt in dieser tiefen Waldeinsamkeit einen besondern Reiz, aber auch hier, und hier selbst mehr als anderswo, beschränkten Klima und Natur meine Schritte. Zwar war die Hitze, trotzdem daß die Sonne gerade senkrecht stand und trotz unserer eingeschlossenen Wohnung sehr gemäßigt und erreichte selten 24° R., aber die tausend Stacheln, Hecken, Schlingen mit denen die tropische Natur den Europäer von ihrem Heiligthum abwehrt, waren auch hier in aller Fülle vorhanden, besonders fand ich die Waldung undurchdringlich wegen der endlosen Schlingpflanzen, die nicht nur von Baum zu Baum, sondern auch besonders auf dem Erdboden hin das Dickicht völlig ungangbar machen; man ist dann auf die betretenen Indianerpfade hingewiesen, und selbst diese sind oft mehr als schwierig. Jene Schlingpflanzen nannte Jeffrey kurzweg Waldseile, bush ropes, und

sagte mir daß er sich ihrer beim Holzfällen und beim Zusammenfügen der Flöße ausschließlich statt wirklicher Seile bediene; die dünneren Ranken geben einen Bindfaden, der wenigstens so lange das Holz frisch ist ganz dem Zweck entspricht. Auch die Wasser gebende Liane ist hier einheimisch, sie muß aber nicht nur angezapft, sondern ein Stück förmlich abgeschnitten werden, weil sonst das Wasser nicht läuft. Ein armdickes Stück von 2 Fuß Länge gibt ein großes Glas wasserhellen und sehr trinkbaren Saft; die Indianer scheinen diese Quelle oft zu benutzen, denn im Walde fand ich solche abgestorbene Pflanzen.

Die Einsamkeit von Indiana wird erhöht durch die geringe Ausdehnung der urbar gemachten Umgebung des Hauses, und selbst diese ist bei dem unendlich üppigen Wachsthum kaum frei zu erhalten. Noch vor 10 Monaten war Alles kahl abgetrieben worden, und jetzt standen junge Bäume und Sträuche von 20 Fuß dort, und der Durchschnitt der Höhe war 12 Fuß; ein Papawbaum, dessen Alter von gerade einem Jahr bestimmt bekannt war, hatte bei einem Durchmesser von 8 Zoll, 20 Fuß Höhe; allerdings ist es ein sehr schnell wachsender Baum, der wie die Palme keinen dichten Stamm hat. Zwischen diesem Pflanzenleben hausten wir paar Menschenkinder, und um uns herum die Ziegen, Rinder, Hühner, Enten und Gänse der Ansiedlung,

durcheinander wie im Paradiese. Kein Mißton der civilisirten Welt unterbricht für gewöhnlich die Ruhe, aber um so greller ist der Contrast wenn mitten in dieser Einsamkeit aus dem Gewehr eines europäischen Ruhestörers ein Schuß fällt: die ganze Gegend geräth in Alarm, die Vögel der Wildniß, die Hausthiere aller Art, ja selbst die Ziegen erheben einen ungeheuren Lärm, und ein Vogel, eine Art Heher pfeift wunderbar gellend dazwischen. Ueberhaupt sind die Stimmen des Waldes mannichfaltig und seltsam, und nur die Mittagshitze vermag sie zum Schweigen zu bringen; wie in Georgetown der Qu'est-ce qu'il dit, so läßt sich hier der »Who are you« vernehmen, und sein Zuruf ist so verständlich, daß das Geschichtchen von jenem Neger wohl wahr sein mag, der im Begriffe flüchtig zu werden sich im Walde plötzlich angerufen hörte, und auf die Frage des Who are you ganz erschrocken den Hut abnahm und sagte: »It is only me, Massa!« und nach seiner Pflanzung zurückschlich. Dabei pflegen diese Stimmen zu sehr regelmäßigen Stunden zu ertönen, und wie Linné eine Blumenuhr vorgeschlagen hat, so drängte sich mir hier die Idee einer Thieruhr auf: der Brüllaffe läßt sich Abends 9 und Morgens 3 Uhr vernehmen, der Scherenschleifer, ein großer Käfer oder Cicade, fängt sein Geschäft um Tagesanbruch an, eine Stunde später ziehen die Papageien mit großem Geschrei in den Wald

zurück, nach Sonnenuntergang fängt der Who are you an zu fragen. Nimmt man noch den Haushahn hinzu, so hat man eine Anzahl ganz verlässiger Zeitmesser.

Wenn sich mir auf diese Weise manches exotische Gethier darbot, so fand ich doch meine Träume von Jaguars, Armadillen, Ameisenfressern, Riesenschlangen, die ich noch in Georgetown gehegt hatte, völlig enttäuscht; alle diese Thiere sind in reichlicher Menge vorhanden, aber von Jagdpartien ist so wenig die Rede, und im Dickicht hat man selbst ohne Gewehr so viel Mühe auf seinen Beinen zu bleiben, daß man auf die Erlegung bedeutenden Wildes ganz verzichten muß; selbst ein glücklicher Schuß würde bei der Unmöglichkeit das verwundete Thier zu verfolgen, fruchtlos sein; so entkam uns unter Anderm ein prächtiger Aras. Sehr häufig ist der Jaguar und dem Vieh in hohem Grade gefährlich, da er aber weit herum zu schweifen pflegt, so ist wenig Möglichkeit seiner habhaft zu werden. Vor Kurzem wagte sich am hellen Tage ein Jaguar die Treppe von Jeffrey's Hause hinauf, marschirte durch die offene Verandah und um dasselbe herum und zog wieder ab. Man sagte mir daß er den Menschen nicht ungereizt angreife, und erzählte einen Fall, wo er an der Seite eines schlafenden Negers einen Hund weggenommen, ohne dem Menschen ein Leid zu thun. Seine Kraft ist furchtbar und liegt wie beim Königstiger,

den der Jaguar auf dem neuen Continent vertritt, hauptsächlich in der Wucht der breiten Tatzen; er vermag seine Klauen zwei Zoll tief in das Gehirn eines erwachsenen Rindes durch den Schädel hindurch einzuschlagen.

Neben diesem großen Würger treiben auch hier die kleinen Feinde aus dem an Quälgeistern so unendlich reichen Insektengeschlecht ihr Wesen: von den bekannten Sandflöhen, die ihre Eier in die Zehen der Menschen legen, wußte man in Indiana wie überhaupt in der Colonie mir vieles zu erzählen; von einer Zahl von 29 Coolies sollten 20 den Folgen einer solchen Verwundung erlegen sein, da Entzündung, Brand und der Tod aus deren Vernachlässigung hervorgehen. In ganz Westindien sind diese Thiere bekannt, und namentlich in Schweineställen häufig, hier aber ist ihnen fast Jedermann ausgesetzt; glücklicher Weise hat man überall Leute die in der nöthigen kleinen Operation Uebung besitzen, und die Eier des Thiers rechtzeitig entfernen. Von Musquitos waren wir glücklicher Weise frei, dafür aber von kleinen Fliegen belästigt, die Abends zu Hunderttausenden gegen das Licht, oder auch in die Augen der Leute flogen, sie stechen nicht, sind aber unerträglich; nicht weniger störend waren die Tausende von Käfern, Schaben, Schmetterlingen und anderm geflügelten Ungeziefer, die vom Licht angelockt ebenfalls um

unsere Köpfe zu summen pflegten. Eine wahre Merkwürdigkeit sind die stachellosen Bienen, die guten Honig geben, und die man der Curiosität halber dicht bei den Aufenthaltsorten der Menschen in ausgehöhltes Holz ansiedelt; ich mochte anfangs dem Landfrieden gar nicht recht trauen, als man mich aufforderte ungescheut näher zu treten und die Thierchen gar in die Hand zu nehmen. Dagegen kann man schlimm ankommen, wenn man wie ein paar Bekannte von mir eine Frucht von einem Baum zu reißen vermeint, und Einem etwas auf den Kopf fällt, was sich alsbald als ein erotisches Wespennest erweist. — Ein wunderbares Beispiel vom Instinkt der Ameisen beobachtete ich noch: eine der häßlichen amerikanischen Schaben wurde, als sie durchs Zimmer lief, von Jemand todt getreten; kaum fünf Minuten später bemerkte ich daß eine Schaar Ameisen nach dem Platze gezogen kam. Die Schabe war etwa einen Zoll lang, und die Ameisen von kleiner Art, hatten mithin kein leichtes Werk, mit geschickter Vertheilung der Kräfte waren sie indeß bald im Stande das Thier von der Stelle zu schaffen, einige ziehend, die Mehrzahl schiebend, wobei sie sich fortwährend ablösten. Die Geschwindigkeit war etwa 1 Zoll in 3—4 Secunden, und so erreichten sie bald die Wand, einen fußhohen Blechkasten, den ich absichtlich ihnen recht in den Weg schob. Alsbald wurde ein Bote an die

Nachzügler abgeschickt, welche um die übrigen Reste des zertretenen Thiers beschäftigt waren; sie kamen mit großer Eile herbei, und es gelang ihnen die Schabe, freilich mit geringerer Schnelligkeit bis fast zur Höhe des Kastens senkrecht hinaufzuziehen, einige voran, welche den einen Fuß der Schabe wie eine Deichsel gefaßt hatten und so dem Zug seine Richtung gaben. Leider wurde ich von diesem interessanten Schauspiel abgerufen, und als ich zurückkam hatten sie ihre Beute in Sicherheit gebracht, wahrscheinlich auf dem Wege den sie gekommen waren.

Meine Wirthe waren sehr liebenswürdig, vorausgesetzt daß sie nicht gerade ihren Fiebertag hatten; wem dieses Leiden naht, der zieht sich mit Verwünschungen in das Innerste seiner Gemächer zurück und ist auf viele Stunden ungenießbar. Unsere Lebensweise, von allem städtischen Zwang frei, behagte mir sehr, besonders auch die Hängmatte welche man mir zum Nachtlager gab. In einem warmen Klima wo von Zudecken keine Rede ist, gibt es kaum eine angenehmere Ruhestätte, das luftige Gewebe ist kühl, und man kann seinen Gliedern jede beliebige Lage geben; auch hört das Schaukeln, wenn man sich ruhig hält, alsbald auf; bei alle dem setze ich freilich voraus daß die Stricke wohl befestigt sind, nicht wie es mir einmal in Indiana erging, wo mein schwarzer Bedienter, ein Ausbund von Nachlässigkeit und Nichtsnutzigkeit, dem ich als letztes Argument ein Buch an

den Kopf geworfen hatte, mir aus Rachsucht und gekränkter Negerwürde die Hängmatte so lose anbrachte, daß ich alsbald und zum Glück noch mit einem Bein auf dem Boden stehend mit ihr zur Erde fiel.

Da nach achttägigem Aufenthalte Mr. Jeffrey Geschäfte in der Stadt hatte, und von Indiana aus keine weiteren Expeditionen zu machen waren, so begleitete ich ihn bis zu jener Pflanzung Spring Garden zurück, wohin uns Jeffrey's geräumiges und wohlgebautes Boot am 29. August Abends brachte. Von dort aus setzte ich nach der Insel Wakenaam über, wo ich auf der Plantage Friendship gute Aufnahme und ein Pferd erhielt, um die vier englischen Meilen nach der andern Seite der Insel, nach Mr. Croal's Besitzung Palmyra zurückzulegen. Der Reisende in einer Colonie macht in der That wenig Umstände in der Benutzung der gastfreien Dispositionen der Pflanzer, und mag manchmal dadurch recht beschwerlich werden, wenn er Alles zu seinem Fortkommen von einer Niederlassung zur andern erbittet. Mein Ritt war heiß, und zu meiner Freude traf ich auf einen kleinen Viktualienladen, deren man in Guiana viele hat, und wo mich ein Trunk Bier, das zur Kühlung sehr geschätzt wird, erfrischte. Durch meinen Gönner und Freund Mr. Croal mit Briefen versehen, durfte ich auf seiner Plantage doppelt gute Aufnahme erwarten, es ergab sich aber daß sowohl

Dr. Croal, der Sohn, als der Verwalter Mr. Macrae abwesend waren und vor Nacht nicht zurückerwartet wurden. Mitleidige Leute öffneten mir indeß die Pforte, und ich vertrieb mir die Zeit so gut ich konnte mit einigen Büchern die da lagen; es war Mittag, es wurde 6 und 7 Uhr und Niemand kam; zu einigem Trost versorgte man mich mit einem guten Mittagessen, ein Ding nach dem ich nicht zu fragen wagte und dessen ich doch sehr bedurfte. Um 10 Uhr legte ich mich in baarer Verzweiflung auf ein Sopha, und schlief von des Tages Hitze und Last ermüdet bald ein; um 12 Uhr erwachte ich von Dr. Croal's geräuschvoller Ankunft in seinem eignen Zimmer, es war Alles stockdunkel, und ich hatte das angenehme Geschäft mich in dieser Finsterniß zu introduciren. Mein Speech in schlechtem Englisch und nicht geringer Verlegenheit schien Dr. Croal nicht zu überzeugen daß er es nicht mit Räubern zu thun hatte, man rief nach Licht, und ich überreichte meinen Brief mit der Apologie für eine so drollige Manier Bekanntschaft zu machen. Nun war es aber des guten kleinen Doctors Sache verlegen zu werden; er war so bestürzt mir einen so schlechten Empfang gegeben zu haben, daß er weglief und Mr. Macrae zu Hülfe holte, wo dann eine allgemeine Explication erfolgte und in großem Gelächter endigte. Wie aber, wenn Dr. Croal statt zu parlamentiren, dem vermeintlichen Räuber

alsbald einen Stuhl an den Kopf geworfen oder eine Pistole auf die Brust gesetzt hätte!

In allen englischen Colonien ist die Menge von Schotten bemerkenswerth; theils der mindere Reichthum des Landes, theils eine dazu hinneigende Sinnesart treibt die Söhne dieser Nation ihr Glück über See zu versuchen, und sie sind so achtbar als unternehmend, zugleich sehr solid und haushälterisch. Die Engländer lassen den Schotten nicht für voll gelten, und jene Mißgunst welche zur Zeit der Vereinigung der zwei Königreiche die mit Jakob I. herübergekommenen Schotten als Hungerleider verhöhnte, welche sich an den Fleischtöpfen Altenglands zu sättigen gedächten, scheint noch nicht erloschen.* Vielleicht gerade weil er fühlt, wie weh

* Eine sehr hübsche Lesefrucht fand ich einmal in einem alten schottischen Werk: »A short abridgment of Britane's distemper, from the yeare of God 1639 to 1649« (also eine Geschichte der englischen Revolution). Da heißt es an einer Stelle von den verschiedenen Königen dieser Erde: der deutsche Kaiser sei ein König von Königen, der König von Spanien der des Goldes, der von Frankreich ein König von Eseln, denn er bürde ihnen mehr Lasten auf als sie tragen könnten, der König von Schottland ein König von Männern, denn das Land besitze keine andere Schätze als den männlichen Sinn seiner Bewohner, ... »and the kinge of Ingland is kinge of diwells, for as it was pryde that made diwells of angells, so their pryde makes them hatefull to all nationes, in so much as both in their actiones, in their daylie and ordinarie discourses, you may hear them underwalue all other nationes of the world, ewer building their oune praises on the dispraise of others.« — Bei

Zurücksetzung thut, ist der Schotte weit billiger und zuvorkommender gegen Ausländer, und besonders habe ich sie den Deutschen stets sehr geneigt gefunden; wissenschaftlicher Sinn und Aehnlichkeit in kirchlicher Richtung tragen dazu viel bei. Selbst die deutsche Sprache ist ihnen zugänglicher schon wegen unseres ch, das auch dem Schottischen angehört, für eine englische Zunge aber nicht zu bewältigen ist.

Mr. Croal der Vater, den ich gehofft hatte selbst auf seiner Besitzung zu begrüßen, schickte den Schooner Home, um mich den Essequebo hinauf nach der letzten europäischen Station, wo ich ihn treffen würde, zu fördern; es war ein Reiseziel das Mancher unfreiwillig erreicht — die Strafcolonie, Penal Settlement von Britisch Guiana. Die Leute hatten in Abwesenheit des Capitains das Schiff auf den Sand laufen lassen, so daß wir die beste Zeit verloren, und erst Nachts um 1 flott wurden, wo Ebbe und Wind gegen uns waren; dafür genoß ich den Anblick des gestirnten Himmels, der mir nie so prächtig erschienen war: der Polarstern tief am Horizont, der große Bär verschwunden, und außer den glänzenden Bildern der Fixsterne Venus, Jupiter, Mars und Saturn am Himmel, die drei letzteren

diesem Anlaß möge hier noch ein anderes Urtheil über England, ein englisches stehen:

»England uses her friends as a huntsman his pack,
For she thinks, when she wants she may whistle them back.«

zu gleicher Zeit. Ich stand lange in dieser Anschauung verloren, ehe ich mich entschließen konnte diesen Genuß mit dem eines erbärmlichen Lagers unten zu vertauschen. Auf dem Flusse konnte unser Schifflein viele Segel tragen, das Wasser ist breit und die Gegend flach genug um dem regelmäßigen Strich des Windes ausgesetzt zu sein, und zugleich fehlten bei solcher Flußschifffahrt die Gefahren welche ein mit Segeln überladenes Schiff bei einem plötzlichen Windstoß in offener See bedrohen. Uebrigens war unsere Fahrt langweilig, und auch die Ufer des breiten Stromes ohne Interesse; nur die Inseln gewähren einige Abwechslung. Da wir erst mit der Nacht ankamen, so zog ich vor an Bord zu schlafen, und am nächsten Morgen meine Briefe an den Direktor der Strafanstalt, welcher zugleich mein gütiger Wirth sein sollte, abzugeben.

Das Penal Settlement ist eine Anstalt für Verbrecher deren Urtheil auf harte Arbeit lautet, also entsprechend unsern Zuchthäusern, jedoch so daß Sträflinge von zwei Monaten bis zur äußersten Strafzeit hier zu finden sind. Sie werden in Steinbrüchen beschäftigt, um Georgetown, dem es an Baumaterial völlig fehlt, damit zu versehen, später sollten sie auch Holz sägen, und die Errichtung eines Arbeitschoppens zu diesem Zweck war gerade im Werk und beschäftigte alle Hände. Die Anstalt war erst $4\frac{1}{2}$ Jahre alt, seit 18

Monaten unter der Leitung ihres jetzigen höchst tüchtigen Vorstandes, welcher alle nur erdenklichen Verbesserungen vornahm, und in dem für Guiana so seltenen Besitz unbeschränkter Arbeitskräfte wahrhaft zu schwelgen schien; die Niederlassung enthält außer den zahlreichen wohl eingerichteten Gebäuden 100 Morgen Landes, das von Wald und Gestrüpp gereinigt war und vortreffliche Yams und Cassada erzeugte. Die Sträflinge arbeiteten den Tag über, während der Frühstückszeit und Abends nach vollendetem Tagewerk sitzen sie plaudernd vor ihren Zellen, welche erst mit Sonnenuntergang geschlossen werden. Die Strafe ist mithin einfach und leicht, die meisten Verbrecher sind Schwarze und Farbige, und zwei Weiße unter ihnen wurden mit möglichster Rücksicht behandelt. Fluchtversuche sind fast unmöglich, da die Indianer, auf viele Meilen weit die einzigen Nachbarn, für jeden Flüchtling 5 Dollars erhalten; zur Vorsorge ist auf den Jacken und Beinkleidern der Sträflinge das Wort Convict (Verurtheilter) in großen rothen Buchstaben wohl sechsmal angebracht.

Mr. Crichton, mein freundlicher Wirth, war ein vollkommenes Original, auf dessen Lebensgang die Gleichheit des Namens mit jenem bekannten englischen Polyhistor entscheidenden Einfluß geübt zu haben schien, denn auch er suchte seinen höchsten Stolz in seiner Vielseitigkeit, aber was er angriff, darin leistete er auch

Tüchtiges. Bei seinen 65—70 Jahren war er merkwürdig rüstig, und erinnerte mich in seinen Gesichtszügen wie in seiner Art an den alten Blücher, wie er in der Vorstellung der Welt lebt; frei, offen, praktisch und in allen Sätteln gerecht, und dabei verwünscht positiv. Sowohl die Popularität die der Mann in der Colonie genoß, als sein Wohnort an der Pforte der Wildniß zogen ihm viele Besucher und Gäste herbei, und während der Zeit die ich dort lebte wurde sein Haus nicht leer; auch die Art wie er diese umfangreiche Gastfreundschaft übte, war ganz originell, er hatte einen Saal in dem wohl zwölf Hängmatten hingen, wer kam war willkommen und erhielt nicht mehr und nicht minder als eine solche Schlafstätte; um seinen Gästen einen guten Tisch zu bereiten, hatte er alle Indianer der Umgegend als Jäger in seinem Sold, und wir bestanden dabei vortrefflich. Jagdpartien und Ausflüge in die Umgegend und die fröhliche Tafelrunde in guter Gesellschaft, oft eine Partie Schach mit dem alten Herrn, der ein formidabler Naturalist in diesem königlichen Spiel war, füllten meine Tage aus, und ich wußte mich so wohl zu ermüden, daß ich die Alarmkanone die jeden Morgen kaum 50 Schritte von unsern Fenstern abgefeuert wurde, regelmäßig verschlief.

Erichtons Tisch, an guten Dingen reich, soll mir die Gelegenheit geben einige Vergleichungen zwischen

der vaterländischen Kost und dem was die Tropen bieten anzustellen. Allerdings wird Niemand in diesem Punkte, wo jahrelange Gewohnheit am meisten entscheidet, so leicht billig sein, und ich unterlasse nicht diesen Gesichtspunkt vorerst hervorzuheben, bekenne aber sodann, daß ich für meine Person es ganz und gar mit den Genüssen der gemäßigten Zone halte. Ich habe mancherlei Wild, Roth- und Schwarzwild, Hasen und Kaninchen, selbst Pfauen und fliegende Hunde in den Tropen verzehrt, finde aber daß der Wildgeschmack, vielleicht wegen der rauheren Lebensweise der Thiere in kälteren Ländern, bei uns ungleich edler ist. Eine Ausnahme will ich höchstens zu Gunsten des trefflichen Bratens vom Laba oder Paka, einem Nagethier gelten lassen, ein Gericht auf dessen Erlangung Crichton den höchsten Werth legte, und das er uns als einen Leckerbissen auftischte: es schmeckt dem Schweinefleisch ähnlich, aber zarter; den zu demselben Genus gehörigen Aguti habe ich auch gekostet, fand ihn aber nicht besonders, namentlich wenn ich mich des Ausspruchs erinnerte daß er in Amerika unsern Hasen vertrete. Ein berühmter Leckerbissen ist der Leguan, die große mehrere Fuß lange südamerikanische Eidechse; sie schmeckt wie Hühnerfleisch, wenn man aber die ekelhaften knorpeligen Knochen in den Mund bekommt, so ist es mit dem Appetit aus, und man hält sich lieber an natürliches Hühnerfleisch. Köstlich und nahrhaft sind seine Eier,

aber die weiche Schale erregt abermals Ekel; sie sind nach Geschmack und Ansehen den Schildkröteneiern gleich. Papageiensuppe wird gerühmt, als Braten sollen sie zu zäh sein. Wie ich einmal in Java Affenbraten — nicht gegessen habe, behalte ich mir vor zu erzählen.

Die Früchte anlangend so gibt es mit Ausnahme der Ananas fast keine einzige die unsern Kirschen, Aepfeln, Birnen, Erdbeeren gleichkommt, selbst die Orange wird man alsbald überdrüssig, der berühmte Mango ist nur in Bombay wirklich gut, überall sonst ist er wegen des Terpentingeschmacks fast ungenießbar. Die Goyava ist ein schlechter Ersatz unserer Quitte, und wird gerade so verwendet. Der Mangustin, im indischen Archipelagus heimisch, welchen ich seiner Zeit beschreiben werde, ist die einzige tropische Frucht die meinen Erwartungen entsprach. Dagegen gilt es z. B. in Java für einen besonderen Vorzug, in den höheren Gebirgsgegenden unsere Erdbeeren als etwas unübertrefflich Gutes zu kultiviren. Allerdings stammen die meisten unserer Obstsorten ebenfalls aus einem wärmeren, aber doch nicht aus dem tropischen Klima.

Am übelsten ist man mit den Surrogaten dran, welche in abgelegenen Gegenden dem Europäer statt des Brodes geboten werden. Ich habe mich immer körperlich unwohl befunden, wenn ich auf mehrere Tage des Brodes und der Kartoffeln entbehren mußte, und

nicht wenigstens an den letzteren den Genuß einer mehligen Substanz fand; der Kartoffel steht die Yamswurzel sehr nahe, einzelne Sorten so sehr daß sie kaum zu unterscheiden sind, aber sie entbehrt der unschätzbaren Eigenschaft der Kartoffel daß man sie nicht überdrüssig wird. Die Batate oder süße Kartoffel, schon in den Vereinigten Staaten ein Leibgericht, ist widrig süß. Das Brod von Cassada, Maniok, sieht aus wie ein Judenmatzen aus Sägespänen, und schmeckt auch eben so; ich habe es nie in einigermaaßen sättigenden Quantitäten bewältigen können. Die Banane wird halbreif geröstet und als Brod sehr häufig auf den Plantagen bei Tisch servirt, ersetzt es aber keineswegs; die frische Frucht ist noch eine der werthvollsten Gaben der tropischen Natur, man hat eine Menge Abarten, die wie unsere Aepfel- und Birnensorten von dem Dessert der Reichen bis zur Kost der Schweine sich erstrecken; sie ist der Birn am ähnlichsten, aber mehliger, und man wird sie nicht leicht überdrüssig; zugleich ist sie, selbst in großer Menge genossen, nicht schädlich wie der meiste Obstgenuß in den Tropen. Die Brodfrucht, welche nach Amerika verpflanzt ist, habe ich bei Crichton zum Erstenmal gegessen; die kugelige Frucht von der Größe eines Kindskopfes wird in Scheiben geschnitten und geröstet, und behagte mir besser als das Brodsurrogat der Bananen. Die Mehlspeisen aus Mais sind noch das

Beste, wiewohl ein eigentliches Brod daraus nicht bereitet wird. Im Allgemeinen findet man aber das Mehl unseres Getreides, das im heißen Klima nicht gedeiht, unersetzlich für den Magen des Europäers, und darin liegt einer der wichtigsten Winke gegen die Ansiedlung in heißen Ländern.

Man hält sich bei dem Mangel an Brod an Schiffszwieback, dem man bald so viel Geschmack abgewinnt, daß man ihn besonders mit gesalzener Butter leidenschaftlich gern genießt. Alle Butter wird, namentlich aus Irland, gesalzen eingeführt, und ist bei der Hitze fortwährend flüssig; sie behaupten man könnte in den Tropen keine Butter machen, ich habe indeß hie und da sehr gute frische gekostet; es gehört aber zu den Eigenheiten des Coloniallebens, daß man sich in einer Menge Dinge auf die Einfuhr der europäischen Produkte verläßt, selbst wenn man sie besser im Lande selbst gewinnen könnte.

Die Cocosnuß im halbreifen Zustand, in dem sie gewöhnlich genossen wird, ist ein fades kleisterartiges Gericht; die sogenannte Milch, ein trüber etwas säuerlicher Saft, der nichts milchartiges hat, lernt man schätzen und sie gilt für sehr blutreinigend; aus dem reifen Kern ließ mein guter Capitain May auf der Reindeer ein Milchsurrogat bereiten, das allerdings den Zweck die Farbe des Thees zu trüben, hinreichend erfüllte.

Der Wein ist ein trauriges Kapitel in den Colonien; der importirte Bordeaux, der nach einem bewährten Hamburger Recept aus Pernambukholz, Zucker und Schnaps bereitet wird, so daß man meist die Späne des Rothholzes unten in seinem Glase findet, und der Rheinwein aus Honig und Schnaps verdienen nicht einmal den Namen von Surrogaten; es wird deßhalb unverhältnißmäßig viel Branntwein (Cognac, Arrack, Rum u. A.) mit Wasser getrunken. Als nationelles Getränk von Guiana setzte man mir Paywari vor, welches wie Branntweinmaische schmeckt, und in der That nichts anderes ist als eine solche gegohrne Maische von geriebener Cassada und Yam; in Erichton's Hause hatte man wenigstens die Gewähr daß es nicht in klassischer Weise bereitet war: die Indianer setzen sich nämlich in einen Kreis, kauen Jeder ein Stück der genannten Wurzeln, und — es ist nicht anders — spucken es in die in der Mitte stehende Schale!

Weit angenehmer als das Hereinragen erotischer Gerichte in unsern Küchenzettel, berührte mich der Verkehr der Ansiedlung mit den gefiederten Bewohnern der Wildniß. Die Umgebung wimmelte von halbzahmen Papageien, deren Jedermann einige besaß, die auf den Bäumen übernachteten und jeden Morgen die Sonne mit ihrem ohrzerreißenden Gekrächz begrüßten, in das sie einige Phrasen die sie im Umgang mit den Menschen

aufgeschnappt, zu mischen wußten; es waren meist die grünen Amazonenpapageien, so benannt weil sie am Amazonenstrom häufig sind. Der Ausbund unter ihnen war Mr. Erichton's Lieblingspapagei John Guaco; er übernachtete mit den andern im Freien, aber so wie E. ans Fenster trat und ihm rief, antwortete er mit einem fröhlichen: „John Guaco," und kam sofort geflogen; es war ein wunderniedliches Thier, so zahm daß man ihn in die Hände nehmen und liebkosen konnte, dabei höchst intelligent; bei Tische fehlte er nie, und pflegte auf der Schulter seines Herrn sitzend auf die Bissen zu warten die ihm zufielen. Ich gab ihm ein Stück Brod, das er ohne weiteres in Erichton's Suppenteller fallen ließ; ungeheures Gelächter entstand aber, als John Guaco nun herunterhüpfte, sein Stück Brod aus der Suppe herausfischte, und es so geschmelzt verzehrte; E. versicherte das sei seine tägliche Gewohnheit. Auch Aras hat man häufig, sie sind aber in der Gefangenschaft nichts nütze. Im Hühnerhof fielen mir große schwarze hühnerartige Vögel auf, die man in der Colonie Pauys nannte, weil sie fortwährend einen leise krächzenden Ton der wie jenes Wort lautet, von sich geben; es ist der Hocco, Crax Alector, der sich ungemein leicht zähmen läßt. Ich schickte von Georgetown eine Menge Pauys, Papageien, Affen mit Wickelschwänzen und andere Thiere nach Hause, sie sind aber, da das Schiff in der Weser einfror, alle

kläglich zu Grunde gegangen; sonst hätte sich der Pauys wohl bei uns ansiedeln lassen.

Die Lage der Strafcolonie ist sehr schön, am Mazaruni, einem Nebenfluß (links) des Essequibo; der Fluß ist dort etwa doppelt so breit als der Rhein bei Coblenz und spiegelhell wie ein See; vier englische Meilen oberhalb besuchten wir die Ruinen eines holländischen Forts, Kyk over all auf einer kleinen Insel am Zusammenfluß des Mazaruni mit seinem Nebenfluß Cuyuni, der nördlich eine Verbindung mit dem Orinocco haben soll, im Einklang mit dem Charakter der südamerikanischen Flüsse. Die Landschaft ist immer noch dieselbe: eine ungeheure Wasserfläche mit dicht bewaldeten Ufern, welche sich indeß in dieser Gegend schon mehr erheben.

Unterhalb der Strafcolonie, am Zusammenfluß des Mazaruni mit dem Essequibo, liegt eine kleine Insel mit dem Hospital für Aussätzige sehr romantisch, die schreckliche gelbe Flagge aber die dort stets weht warnt vor dem Besuch. Man hat neben dem uneigentlichen Aussatz, der Elephantiasis, welche mit dem wirklichen Aussatz oft verwechselt wird, auch diesen letzteren in seiner ganzen Furchtbarkeit; in jenem Hospital wurden dermalen vier dieser Unglücklichen aufbewahrt. Die Regierung läßt die Aussätzigen aufgreifen wo sie sich betreffen lassen, und in diese Anstalt bringen; da sie aber, Dank ihren verschrobenen Begriffen von Asyl, nicht

in die Häuser dringen darf, so ist eine Anzahl anderer derer sie nicht habhaft wird, und durch welche die Ansteckung mit diesem furchtbaren Uebel immer noch drohend ist.

Am Ausfluß des Mazaruni liegt auch eine Mission „The Grove", für Arrowaaks und einige Caraiben, im Ganzen 150—200 Erwachsene und 60—70 Kinder die die Schule besuchen; allem Anschein nach eine mit reichlichen Mitteln ausgestattete Anstalt; der Bediente des Missionärs war ein heruntergekommener König der Caraiben. Ich habe auf meinen Reisen manche Mission gesehen, und reichlichen Anlaß zu der Betrachtung gefunden daß das Missionswesen eine außerordentlich schwierige Frage ist, deren Tiefe gerade von denen die es am meisten angeht am wenigsten ergründet zu werden pflegt. Ich stelle die göttliche Auflage: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes" (Matth. XXVIII. 19.) in ihrer unbedingten Geltung oben an und erkenne darin die Pflicht auch für uns, die Bekehrung der nicht christlichen Völker zu betreiben; wenn ich aber die Art und Weise wie die Missionen ins Werk gesetzt werden gesehen habe, so ist mir fast immer das erhebende Gefühl fremd geblieben, welches eine wirksame Beförderung des Christenthums geben muß. Vor Allem ist es ein Mißgriff, wenn die

Missionen sich wesentlich mit den entarteten und erschlafften Grenzstämmen der wilden Völker beschäftigen, und darum stehen die katholischen Sendboten hoch über den unsrigen, indem sie mit völliger Aufopferung ihrer Person tief ins Innere der heidnischen Länder dringen, sich dem Volke unter dem sie wirken wollen förmlich assimiliren, und von innen heraus einen Kern der Bekehrung bilden; wenn ich dagegen manchen evangelischen Missionär behaglich mit Frau und Kind in den europäischen Umgebungen einer Colonie in einer eleganten Wohnung hausen, auch wohl Wagen und Pferd halten sah, so mußte ich mich wahrhaft schämen. Sodann ist die Bekehrung jedes Volkes oder Menschen ein psychologisches Problem von erheblicher Bedeutung; wohl ist die Bekehrung zum Christenthum vor Allem Sache eines einfältigen Herzens, nicht eines erleuchteten Geistes, aber das Herz des Neophyten muß doch wenigstens zur Entwicklung des Gefühles von Gut und Böse, Recht und Unrecht gekommen sein, ja es muß in der Uebung der Moral aus sich selbst heraus zu dem Bewußtsein gelangt sein, daß der Mensch aus eigener Kraft nichts Gutes vermag, und so muß sich das Bedürfniß nach Erlösung, was ja doch das einzige Wesen des Christenthums ist, in ihm erwecken; geht seine Bekehrung nicht diesen Weg, so bleibt der neue Glaube eben so wohl ein Götzendienst wie jedes andere

Abhängigkeitsgefühl von einer höheren Macht, das dem Naturmenschen nahe liegt oder nahe gelegt wird. Es ist mithin kein Leichtes von einem bekehrten Heiden sagen zu können, daß er wirklich glaube, und die Versuchung liegt nahe, stumpfe Leichtgläubigkeit dahin mißzuverstehen und sich mit trügerischen Resultaten zu begnügen. Während nun in einer bestehenden christlichen Gemeinschaft selbst ein Prediger oder Lehrer von sehr beschränkten geistigen Mitteln durch die Ganzheit seines Glaubens und seiner Lehre wie seines Wandels, segensreich wirken kann, so erfordert eben der Beruf des Missionärs neben jenen Eigenschaften noch erhebliche Energie, praktischen Sinn und tiefe Menschenkenntniß, drei Eigenschaften von denen eine so selten ist wie die andere, Eigenschaften ferner welche in der Heimath ein so reiches Feld für sich haben, daß es einer ungewöhnlichen und hohen Selbstverläugnung bedarf, um die höhere Ehre in dem entbehrungsvollen Beruf des Missionärs zu suchen. Die Missionsanstalten haben also eine schwere Aufgabe taugliche Werkzeuge zu finden, und die welche sich darbieten sind der Natur der Sache nach meist Schwärmer, über einer sitzenden Lebensweise tiefsinnig gewordene Handwerker, verunglückte Menschen aller Art, oder gar Subjekte die diesen Beruf wie einen andern leichtfertiger Weise ergreifen. Was dann diesen Leuten an eigener Befähigung oder innerer Weihe abgeht,

vermeint man durch Methode zu ersetzen, und bildet entweder todte Werkzeuge oder gar Heuchler. Von den letzteren will ich absehen, von den ersteren habe ich das Unglaubliche in der ungeschickten Behandlung ihrer Gemeinden gesehen, wie sie z. B. arme Wilde, die nie eine Viertelstunde unter Dach und Fach ruhig gesessen haben, mit stundenlangen abstrusen Predigten in eintöniger Rede quälen, so daß man sich nur verwundert daß sie nicht davon laufen. So fand ich auch in jener Mission einen stupiden, wimmernden Schuster, und wenn ich Crichton glauben darf so war sein Vorgänger vollkommen unwürdig, ein Jude vom Rhein, der vor der Militärpflicht ausriß, wegen seiner Kenntniß des Hebräischen von der Missionsgesellschaft protegirt, getauft und hieher geschickt wurde, wo er sich durch Unwürdigkeiten aller Art bald unmöglich machte. So ein Mensch stellt denn wohl auch einen Bericht über seine Erfolge zusammen, der sich ganz erbaulich liest, weil er den Stempel jener Methode trägt, aber welcher Art diese wirklich sind, ist leicht zu ermessen.

Nachdem ich nun alles Interessante in den Umgebungen der Ansiedlung gesehen, schickte ich mich an, zusammen mit mehreren von Crichton's Gästen den Ausflug nach den Fällen des Essequibo zu unternehmen, und von dort aus einen abenteuerlichen Zug weiter und weiter zu beginnen, als ich eines Morgens genöthigt war statt

nach dem bestellten Corial, nach dem Arzte zu schicken. Ein heftiges Fieber hatte mich, wahrscheinlich in Folge mancher Diätfehler und Anstrengungen, ergriffen, und ich fand mich in einem so kläglichen Zustande, daß alle Pläne der Weiterreise ins Innere hoffnungslos erschienen; vielmehr hielt ich es für das klügste in der Stadt bessere Pflege und ärztliche Fürsorge, als der Calomelwüthige Arzt der Strafcolonie mir zu verheißen schien, aufzusuchen; so endigte denn meine Expedition in die Urwälder von Guiana mit einem schleunigen Rückzug nach Georgetown, das ich nach einer Fahrt von 36 Stunden in dem Schooner Home wieder erreichte. Dieses Fieber war damals epidemisch, und wurde da es gleichzeitig mit der Polka in der Colonie auftauchte, das Polkafieber genannt; es starben viele Indianer daran, da sie sich weigerten Arznei zu nehmen, sonst war es nicht so gefährlich. Ein Jahr später hat es die dänische Corvette Galathea unter demselben Namen in Brasilien angetroffen.

Vierzehn Tage lang dauerte die Krankheit ohne nachzulassen, und die wüthenden Fieberanfälle, die nur durch die Ruhe einer völligen Abspannung unterbrochen wurden, nahmen mich arg mit. Gesunde und nicht überspannte Leute pflegen zu sagen, daß sie nicht begreifen wie ein Mensch so leicht wahnsinnig werden könne; das hatte auch ich oft gesagt, bis jenes Fieber

mir die volle Ueberzeugung aufdrängte, daß der arme Menschenverstand gar leicht in Unordnung gebracht ist: meine Fieberphantasien waren der tollsten und quälendsten Art, und durch das durchschimmernde Bewußtsein daß Alles nur Phantasie sei, nicht zu bewältigen; einen an demselben Fieber Erkrankten sah ich im Begriff sich von einem Balkon herabzustürzen. Nach Verlauf jener Zeit ging das Uebel in jenen gewöhnlichen Typus des Wechselfiebers über, welches alle zwei Tage einen Anfall, dazwischen einen Tag leiblichen Wohlbefindens brachte; die geringste Anstrengung aber führte noch mehrere Wochen hindurch die größte Ermattung herbei. Daneben beherrschte die Krankheit meinen Geist auf eine so seltsame Weise, daß ich oft mich selbst auslachen mußte; jeden Gedanken an Beschwerden, an längere Ausflüge, etwa gar an eine Erneuerung meiner Fahrten im Innern, wies ich mit leidenschaftlicher Abneigung zurück, und fühlte eine förmliche unwillkürliche Erbitterung gegen Guiana und sein Klima, in der die Versicherungen meiner Freunde daß ich nunmehr vollständig akklimatisirt, und auf 50 Jahre meines Lebens dort sicher sei, mir wie böswilliger Hohn klangen. In ähnlicher Weise empfand ich körperlich eine wahre Leidenschaft für unaufhörliches Waschen und Baden, selbst das Plätschern des Wassers erregte mir — und noch ein volles Jahr lang nachher — ein unbeschreiblich wonniges Gefühl,

etwa analog der Vorliebe für den widrigen Geruch des Kreosot, wenn man dieses Mittel eine Zeit lang als Palliativ gegen Zahnweh mit Erfolg gebraucht hat.

Der Anfall des Wechselfiebers pflegte mich gegen Mittag mit Zähnklappern, Schwindel, Unfähigkeit beim Sprechen die Worte zu finden zu ergreifen, dann in trockene Hitze überzugehen, und mit mehrstündigem Schlaf und ausbrechendem Schweiße sich zu lösen, und diesen Zustand durch Willenskraft zu bezwingen war ganz unmöglich; den Rest des Tages war ich dann völlig abgespannt, befand mich den nächsten Tag wieder ganz wohl, aber war sicher den dritten Tag wieder ergriffen zu werden, wenn ich nicht nach dem Anfall eine monstrose Dosis von 10 Gran Chinin genommen hatte, dann aber blieb es 8 Tage und länger aus. Leider ist das Chinin fast gefährlicher als die Krankheit; letztere kann man, da die Anfälle so scharf abgeschnitten sind, sehr lange tragen und sich dazwischen anscheinend wohl befinden, es verläuft aber bei Vernachlässigung in tödtliche Krankheiten. Ich habe diesen unfreiwilligen Begleiter noch bis nach Lima volle 4 Monate mit mir herum geschleppt, bis ich ihm von dort durch eine lange Seereise, welche immer das bewährteste Mittel bleibt, hoffentlich auf immer entronnen bin.

Achter Abschnitt.

Jamaica — Santa Marta — Cartagena — Isthmus von Panama.

Am 5. October, nachdem ich über zwei Monate in dem schönen Guiana verweilt und zuletzt auch dessen Bitterkeiten empfunden hatte, war ich wieder unterwegs, und zwar vorläufig nach Norden; das Fieber hatte meine Thatkraft zu sehr gelähmt, als daß ich nach meinem ursprünglichen Plan die beschwerliche und langwierige Reise entlang der Ostküste nach Brasilien zu hätte unternehmen mögen, und deßhalb zog ich vor mit bequemeren Verkehrsmitteln nach dem Westen Südamerika's zu gelangen. So brachte mich die gute Reindeer wieder zurück nach Grenada, wo wir von Wind und Strömung stark begünstigt am 7. früh anlangten. Diese Fahrt war durch ein trauriges Ereigniß denkwürdig: der Capitain hatte es unternommen einen Kauffahrer aus der Mündung des Demerara zu bugsiren; durch einen unglücklichen Zufall, der sich nicht ganz aufklärte,

wurden zwei Matrosen jenes Schiffs durch die Taue die zum Schleppen dienten über Bord gerissen und ertranken. Man warnt also nicht ohne Ursache vor diesen armdicken, meist aus Cocosfasern gefertigten Tauen (hawsers); wenn eines derselben reißt, so werden durch die gewaltigen Schwingungen die der scharfen Spannung dieser ungeheuern Saite folgen, öfters Menschen beschädigt oder über Bord geschleudert.

Das Dampfschiff Dee wurde von England über Barbadoes erwartet, und es war ein interessanter Beweis der großen Regelmäßigkeit dieser Verbindungen, daß als es einige Stunden später als gewöhnlich eintraf, allgemeine Bestürzung herrschte, und sogar Capt. Leese sich in Muthmaaßungen der düstersten Art erging. Das Schiff war zwei Tage zu spät von Southampton abgegangen, hatte Sturm gehabt, und dennoch kam es nur 7 Stunden später als gewöhnlich und nur 10 Minuten nach der äußersten ihm gesetzten Zeit. Am 11. Morgens setzte die Dee, auf der ich mich einschiffte, ihren Weg fort, ihr Cours ging quer durch das caraibische Meer auf Jacmel (Haiti) zu, wo wir am 14. Abends ankamen, Passagiere ans Land setzten und aufnahmen, und von letzteren einige Neuigkeiten von dem Thun und Treiben des neuen Präsidenten Pierrot uns erzählen ließen; erst jetzt, wo ich den heillosen Ort wieder sah, fühlte ich vollständig wie sehr er mir durch

jenen Aufenthalt zum Ekel geworden war. Den 16. Morgens, immer von günstigem Winde getrieben, waren wir vor Jamaica, das ich schon einmal flüchtig berührt hatte.

Man gelangt zuerst nach Port Royal, einem kleinen Hafenörtchen, auf einer äußerst niedrigen Sandbank liegend, aber durch Palmen geziert; es war früher der Hauptort der Insel, wurde aber durch ein Erdbeben zerstört und vom Wasser verschlungen. Seitdem hat man sich am Ende der Bai um den gesicherten Hafen angebaut, und das ist jetzt Kingston, ein so eigenthümlicher Ort wie ich je einen gesehen; die Häuser scheinen gerade aus dem Wasser herauszuwachsen, alle niedrig, meist von Holz, die Straßen eng und mit fußtiefem Staub bedeckt, dabei eine furchtbare Hitze. Im oberen Theil der Stadt findet man hübsche Häuser von Backstein, ansehnliche Kirchen und einen schönen Paradeplatz. Die nächste Umgebung ist äußerst flach, jedoch nicht unangenehm, indem man sehr besorgt gewesen ist Bäume bei den Wohnungen anzupflanzen; kaum eine Stunde hinter der Stadt beginnen aber die Berge in einer Höhe von 6 bis 7000 Fuß; dort liegen auch die Landhäuser, eine Erholung für den Geschäftsmann.

Jamaica hat, wie ein großer Theil der englisch-westindischen Inseln eine sehr freisinnige Verfassung, und ein House of Assembly, dem nahezu dieselben

Befugnisse beiwohnen wie dem Unterhaus in England; nur eroberte Colonien wie Guiana werden direkt durch königliche Befehle regiert. Solche Formen mochten ganz unverfänglich in einer Zeit sein, wo nur Ein Interesse, das Pflanzerinteresse herrschte und vertreten sein konnte, nunmehr aber ist durch die Emancipation der schwarzen Bevölkerung die Lage der Sache in einer Weise verrückt, die von den Intentionen des Gesetzgebers keine Spur mehr übrig läßt und unheilvolle Parteiungen nothwendig zur Folge haben muß. In Jamaica vollends, wo jeder Grundbesitzer Stimmrecht hat, ist die Lenkung der Colonie fast gänzlich der brutalen Majorität der Negerbevölkerung, und schlimmer noch den Demagogen die sie zu bethören wissen, anheimgefallen; diesem Umstand verdankt sie es auch, daß eine Anzahl von 5000 Coolies, welche die Regierung der Colonie als freie Einwanderer anbot, förmlich zurückgewiesen wurden, weil es den Negern nicht paßte, daß ihr Monopol der Arbeit beeinträchtigt werden sollte. Von Augenzeugen weiß ich, daß bei einer Wahl, wo ein weißer und ein schwarzer Candidat sich gegenüber standen, die Weißen von den Negern förmlich aus dem Felde geschlagen, d. h. geprügelt wurden, worauf die Unruhstifter in derselben Nacht noch einige der schönsten Zuckerfelder zerstörten; zahllose Thaten der Unbotmäßigkeit und Frechheit dieser verwöhnten Bevölkerung werden berichtet, und dabei werden sie von fanatischen

Geistlichen der dort eingebürgerten Sekten noch in diesem Treiben bestärkt, ob aus Blindheit oder Bosheit, lasse ich dahin gestellt sein; daß aber auch das Letztere nicht zu den unerhörten Dingen gehört, beweist der Fall in Demerara, wo im Jahr 1823 ein Missionär wegen Anstiftung einer großen Negerverschwörung zum Tode verurtheilt werden mußte.

Daß auch diese Insel ruinirt ist geht schon aus der Thatsache hervor, daß man dort Pflanzungen verkaufte um die aufgelaufenen Kosten des Taglohns decken zu können; ein solcher Fall machte in England großes Aufsehen, worauf man von Jamaica aus entgegnete, das sei jetzt etwas ganz Alltägliches. Ich citire noch, zugleich als Schluß der Erörterungen zu welchen die Emancipation und ihre Folgen mir Anlaß gegeben haben, hier die Jamaica Times aus der Zeit meiner Anwesenheit:

„Die westindischen Pflanzungen unter englischer Hoheit waren werth im Jahre 1833	100 Mill. Pfd. Sterl.
Hievon abgezogen der Betrag der im Jahre 1836 gezahlten Entschädigung, Rate für Westindien	17 Mill. Pfd. Sterl.
Nomineller Werth im J. 1845	83 Mill. Pfd. Sterl.
Wahrer Werth	18 Mill. Pfd. Sterl.
Ganzer Verlust für Westindien	65 Mill. Pfd. Sterl.

das ist das allgemeine Resultat; die Ernten sind halb so groß, die Kosten dreimal so groß wie früher." Den Verehrern Onkel Tom's aber möchte ich die genauere Betrachtung dieser und ähnlicher Thatsachen anrathen, und bitte sie zu glauben, daß ich so gut wie sie für die Unterdrückten fühle.

Eine historische Notiz über die Maroon-Neger, die man mir mittheilte ist erzählenswerth. Die Insel Jamaica mit ihren Hochgebirgen eignete sich ganz besonders zur Bildung ganzer Niederlassungen flüchtiger Sklaven, welche die erlangte Freiheit so wohl zu vertheidigen wußten, daß im Jahr 1795 ein förmlicher Vertrag mit ihnen geschlossen wurde, der sie als loyale Unterthanen anerkannte: es wurde ihnen ein eigner weißer Vorgesetzter und aus ihrer Mitte ein Capitain und Lieutenant gegeben, und sie erwiesen sich fortan zum Einfangen anderer flüchtiger Neger der Colonie nützlich. Alljährlich wartete der Capitain dem Gouverneur auf, und brachte ihm als Tribut ein Schwein, auch wohl den Kopf eines vogelfreien Verbrechers.

Auch diesmal war mein Aufenthalt in Jamaica nur kurz, denn die Dee verließ den Hafen von Kingston auf dem Weg nach dem spanischen Südamerika schon denselben Abend, und um etwa das nächste, erst nach vier Wochen wieder abgehende Dampfschiff zu erwarten, dazu war ich Westindiens nach neunmonatlichem

Aufenthalte (einschließlich Guiana's das man gemeinhin dazu rechnet) zu müde geworden. Die Fahrt durch die Bai ist schwierig, und erfolgte nur mit halber Kraft und unter fortwährendem ängstlichem Auswerfen des Senkbleis; unter der Leitung des Lootsen aber, der die volle Souveränetät über das Schiff sowie die volle Verantwortlichkeit übernommen hatte, ist kein Anlaß zu Besorgniß. Unser Lootse in Kingston bekam zur Ein- und Ausfahrt nicht weniger als 8 Pfd. Sterl., da die Bezahlung sich nach dem Tonnengehalt des Schiffs richtet; diese Summe fließt jedoch in eine gemeinschaftliche Kasse. Ueberhaupt ist das Lootsenwesen, welches bei den wenigsten Häfen zu entbehren ist, interessant: diese Leute, denen Sturm und Gefahr das eigentliche Element ist, pflegen auf den Wacht- oder Leuchtschiffen stationirt zu sein, vielfach aber auch vor dem Hafen kreuzend die Gelegenheit zu ihren Dienstleistungen abzuwarten; sie sind im Besitz der besten Schooner und Boote, welche jedem Wind und jeder See trotzen. Mancher Capitain möchte wohl die Ausgabe, wie die Abtretung des Oberbefehls vermeiden, es zwingt sie aber der Umstand dazu, daß die Assecuranzgesellschaften für ein Schiff das keinen Lootsen genommen hat, im Fall eines Unglücks die Zahlung nicht zu leisten schuldig sind.

Port Royal, an dem wir wieder vorüberkamen, ist eine Marinestation, und man zeigte mir ein Linienschiff

von 74 Kanonen, welches der Imaum von Muscat der englischen Regierung geschenkt hatte; wir haben bereits die Freigebigkeit dieses Herrschers gegen den nordamerikanischen König van Buren kennen gelernt, müssen aber bezweifeln ob gerade den Engländern mit diesem kostbaren Geschenk sehr gedient war; als Stationsschiff war es zwar brauchbar genug.

Gleich nach der Ausfahrt gab es ein kleines Ereigniß an Bord, das uns Passagiere, wie Alles was die Einförmigkeit des Schiffslebens unterbricht, sehr unterhielt: zwei Matrosen hatten sich, wie das zu gehen pflegt, am Lande schwer betrunken, bei ihrer Rückkehr Unwesen auf dem Schiff getrieben, und von dem erzürnten Capitain die Sentenz erhalten, gefesselt in den Raum gesteckt zu werden. Die Eßglocke welche bald nach ihrer Einsperrung ertönte, mochte die armen Teufel erinnern, daß während sie in Finsterniß und Elend schmachteten, die übrige Welt sich zu einem behaglichen Mahle gerade über ihrem Gefängniß niedersetzte, und sie erhoben ein jammervolles Geheul, zum großen Spaß der Tischgesellschaft, die alles Mitleidens baar zu seyn schien; sie schrien wie zwölf Besessene, und ich habe nie zwei Menschen einen solchen Lärm machen hören, ihr Jammer ging aber, Dank sei's „dem trüben Geist des Weins" schnell vorüber, und sie fingen an zu lachen und zu singen, und bald umfing sie wohl süßer Schlaf, denn

sie waren still. Es versteht sich von selbst daß der Capitain zur See die unumschränkte Herrschaft, natürlich auf seine Verantwortung haben muß, und gegenüber seiner Mannschaft ist auch ein gewisses Maaß von Disciplinarstrafgewalt wie im obigen Fall eben so angemessen, so wie sie denn, trotz aller Doctrin, überhaupt Jedem der mit Autorität bekleidet ist, zu deren Aufrechterhaltung zustehen muß.

Auch auf dieser Fahrt südwärts hatten wir mit den Strömungen, die in dem eingeengten caraibischen Meer so recht ihr Wesen treiben, zu schaffen, und am 17. und 18. war die See so hoch, daß die Wellen bis auf das oberste Deck des großen Dampfschiffs, wohl 20 Fuß hoch spritzten, und alle Luken geschlossen werden mußten; bei solcher See ist das Leben an Bord, auch wenn man nicht seekrank wird, nicht angenehm. Am 19. Oktober früh näherten wir uns der Küste von Südamerika, und um 8 Uhr warfen wir Anker in der Bai von Santa Marta, einem Hafen der Republik Nueva Granada.* Schon von fern erblickt man die hohe Gebirgskette, welche dieses Ufer bildet, und meine Phantasie ward nicht wenig durch diesen ersten Anblick der Andes beglückt. Die Berge erheben sich dicht hinter der Stadt zu einer Höhe von 10—12000 Fuß, und dahinter, obwohl für uns leider nicht sichtbar die

* Granāda, nicht Gránada.

schneebedeckte 16,000 Fuß hohe Spitze der Nevada de Santa Marta. Die Bergkette erstreckt sich auf beiden Seiten der Bai tief in die See hinein, und mehrere seltsam gestaltete Felseninseln bilden ihre letzten Ausläufer; wir passirten eine derselben, eine fast kegelförmige Spitze, welche befestigt ist, und die bunte Flagge von Nueva Granada zeigte, als wir an ihr vorbei in den Hafen, den sie beherrscht und schließt, einfuhren. Nunmehr entfaltete sich vor uns die ganze Tiefe der Bai, mit der Stadt im Hintergrunde, eine sehr malerische, ja großartige Ansicht; die Stadt selbst ist von der Seeseite her recht stattlich, und ganz vom spanischen Typus: schwere aber ausgedehnte öffentliche Gebäude, eine Kathedrale mit Thurm und Kuppel, und Alles in grellen Farben angestrichen. Der Hafen war freilich sehr unansehnlich, nur drei größere Schiffe enthaltend, außer einer Anzahl Küstenfahrzeuge von altmodischer Form mit hohem Hinterdeck. Natürlich waren wir alle neugierig die Stadt zu besuchen, und der Capitain war artig genug uns ein Boot zu geben; — nie habe ich in kurzer Zeit so viele neue Dinge, aber auch nie ein solches Bild von Verfall gesehen. Vor der Stadt erstreckt sich eine breite Sandbank hin, welche wir in der glühenden Sonnenhitze durchzogen, eine sehr prosaische Entree, welche nur durch die zahlreichen Aasgeier einiges Leben hatte. Wir steuerten indeß muthig drauf los, und unsere Aufmerksamkeit

wurde alsbald durch das Militär gefesselt, sämmtlich Farbige von schwarzer oder indianischer Abstammung, fast alle unter Mittelgröße, und in einem Aufzuge der ihre Erscheinung nicht imposanter machte: auf dem Kopfe nämlich trugen sie einen topfartigen Czako von rosenrother Farbe mit kleinen schwarzen Bandschleifen, ihre weißen Kittel waren ebenfalls mit Rosa eingefaßt, und diese wunderliche Farbenwahl, zusammen mit ihrer kleinen Statur gab ihnen ein höchst kindisches, lächerliches Aussehen. Alle waren barfuß, und ihr ganzes Wesen völlig unkriegerisch, dennoch versichert man daß diese Leute sich gegen die Spanier mit großer Tapferkeit geschlagen haben, und daß sie Strapazen und Märsche, selbst bei der elendesten Verpflegung meisterlich ertragen. Das Letztere hörte ich auch von den peruanischen Soldaten rühmen.

Es war Sonntag, und der Klang der Glocken, welche indeß hier zu Lande nicht geläutet sondern höchst unharmonischer Weise geschlagen werden, rief uns zur Kathedrale, einem ansehnlichen Gebäude, dessen Inneres nur leider durch äußerst geschmacklose Gallerien, Altäre u. s. w. verderbt ist. Die Andächtigen waren großentheils Weiber, alle zusammen aber farbig, wie denn überhaupt die ganze Bevölkerung von Santa Marta 4000 an der Zahl aus Mischlingen von Weißen, Indianern und Negern besteht, ein schlechtes Auspicium für ihr Gedeihen. Und in der That bietet kein Ort den

ich bis dahin gesehen, selbst Port-au-Prince nicht, ein lebhafteres Bild von der Indolenz seiner Bewohner. Die Stadt hat durch die spanischen Kriege, durch Erdbeben, durch die Verlegung des großen Handelswegs über Panama, welchen bei zunehmender Kühnheit und Geschicklichkeit der Seefahrer der Seeweg um Cap Horn verdrängt hat, unendlich gelitten, und nichts zeigt an daß die Einwohner das Geringste gethan sich aufzuhelfen. Die halbe Stadt liegt noch in Ruinen von einem Erdbeben her, das vor einigen Jahren sie heimsuchte und von welchem auch die Kathedrale durch gewaltige Risse im Mauerwerk die Spuren zeigt; wovon die Mehrzahl der Einwohner eigentlich lebt, wußte mir Niemand zu sagen, der elende Zustand ihrer Hütten zeigt jedenfalls daß sie nicht wohlhabend sind, und es existirt auch kein Industriezweig um sie zu heben. Die wenigen erträglichen Häuser welche man sieht, gehören Kaufleuten die von dem Transithandel nach Santa Fé de Bogotá bestehen: Santa Marta ist der Hafenplatz für diese Stadt, und die Reise dahin wird den Rio Magdalena hinauf und theilweise zu Pferd in etwa 30 Tagen zurückgelegt. Etwas Weniges an Kaffee wird ausgeführt, und durch diesen Artikel allein mag etwas Geld unter die Bewohner kommen, die in creolischer Indolenz ein Leben führen, von dem der Europäer schwer sich einen Begriff macht. Das Aeußere der Stadt, so wie man

die paar öffentlichen Gebäude hinter sich hat, entspricht dieser Lebensweise; einige Häuser sehen, obwohl alle der Erdbeben wegen einstöckig, gut aus, die meisten aber sind der wahre Ausdruck der Armuth und Trägheit der Einwohner; die besseren Häuser sind angestrichen und haben nach spanischer Mode große vergitterte Fenster, aber keine Scheiben. Die Straßen sind ungepflastert und mit fußtiefem Sand bedeckt. Von Kultur des Bodens sieht man fast nichts, und die umliegenden Berge und Anhöhen sind bewaldet; auf jenen Felseninseln gewahrt man riesenhafte Cactus.

Wir sahen nur einen weißen Mann, und es mögen, die Familien der ersten Kaufleute ausgenommen, wenige Weiße dort leben; jene dreifache Farbenmischung hat einige sehr pikante Physiognomien hervorgebracht, und die Weiber haben eine sehr malerische Tracht, ein Tuch von dunkler Farbe welches sie über den Kopf werfen und welches das Gesicht mehr oder weniger verhüllt, während es auf dem Rücken bis an die Taille herabhängt; von den männlichen Trachten ist wenig zu sagen, als daß sie dem Klima entsprechen und oft mehr leicht als anständig sind.

Da es furchtbar heiß war und das Fieber mir noch in den Adern spukte, so kehrte ich nach dieser Musterung der Stadt alsbald an Bord zurück, wo mancherlei schöne Fische, die sich nach den Abfällen

unserer Küche zogen, und die Pelikane, welche zwischen den Klippen nach Nahrung suchten, uns unterhielten.

Als wir gegen Abend wieder unter Segel gingen, hatten die Wolken welche bisher die Schneegebirge umhüllten, sich in einen dichten Wolkengürtel zusammengezogen, der uns die Spitzen der Berge erblicken ließ; derselbe seltsame Anblick den ich schon früher einmal im Innthal in Tyrol gehabt hatte. Nach einer ruhigen Nacht näherten wir uns am nächsten Morgen bei prächtigem Wetter und spiegelglatter See dem Hafen von Cartagena; gerade an einem solchen Morgen war an dieser Stelle vor einiger Zeit das westindische Dampfschiff Actaeon auf ein Felsenriff gestoßen und zu Grunde gegangen; die Schiffsgesellschaft saß eben beim Frühstück, als sie durch den Stoß aufgeschreckt wurde, Menschen und Güter konnten geborgen werden, und überhaupt sind die Vorrichtungen dieser Schiffe, in sogenannten Lifeboats die nicht umschlagen oder sinken können, rasch zu retten, vorzüglich. Die Stadt liegt im Innern einer tiefen Bai, und obendrein ist die nähere Einfahrt verschüttet, so daß wir einen starken Umweg machen mußten; einige Forts an der neu gebildeten Einfahrt geben derselben ein sehr martialisches Aussehen, im Allgemeinen ist die Gegend flach oder hügelig, nur Ein Berg erhebt sich über der Stadt, gekrönt von dem ehemaligen Kloster Popa. Die Stadt sieht von außen recht gut aus, die

Thürme und die Kuppel der Kathedrale überragen die übrigen Gebäude, und außerdem besitzt Cartagena noch mehrere Kirchen und Klöster, aber mit der Sicherheit und dem Frieden sind seit der Unabhängigkeitserklärung auch die Priester mit ihren Schätzen entwichen, und die Kirchen stehen ihres Schmucks entkleidet und die Klöster verlassen. Die Kathedrale ist ohne Interesse; da gerade kein Gottesdienst war, so war die Kirche von zwei Hunden, einem fast nackten Neger der den Boden reinigte, und ein paar alten Weibern besetzt. Das Innere der Stadt, welche 20,000 Einwohner zählt, ist ächt spanisch, hier jedoch, wo man bei dem flacheren Terrain die unmittelbare Wirkung der Erdbeben weniger als in Santa Marta fürchtet, die Häuser alle zweistöckig, der obere Stock mit plumpen Gallerien versehen, die die engen Straßen noch mehr verdumpfen, letztere ein Morast, theils schlechtes Pflaster, theils Sand. Die Luft ist so schwer und erstickend, daß man ohne Bedenken Alles unterschreibt was von der Ungesundheit Cartagena's gesagt wird. Die Häuser sind alle in spanischer Weise eingerichtet, gepflasterter Boden und so viel Zug als möglich; wir sahen die Wohnung des englischen Generalconsuls an den ich empfohlen war, und fanden sie sehr kühl. Ueberhaupt charakterisirt die spanischen Wohnungen in den Tropen die kühle und dumpfe Luft, welche weiten Räumen die von dicken Mauern umschlossen sind,

eigenthümlich ist; die der Engländer sind dagegen trocken und heiß, sie halten sich an die heimische Bauart, Backsteinmauern die alsbald durchglüht werden, gedielte Fußböden unter denen Scorpione und anderes Ungeziefer hausen und sich ungestört vermehren, Glasfenster die in diesem Klima ganz unnütz sind. Die Rückfahrt nach dem Schiffe war furchtbar heiß, mein kleines Thermometer, das nur bis 38° R. zeigte, war sofort auf seiner Höhe, als ich es aus dem Futteral nahm, wir hatten aber sicher 45°. Die See im Hafen war so hell daß man den Meeresboden — ein seltener Fall — erblickte, und namentlich zahlreiche Seesterne auf demselben beobachten konnte. In meinem Tagebuch finde ich aufgezeichnet, daß wir nach dieser heißen Expedition Alle Epsom Salts, Glaubersalz einnahmen; ein rechtes Beispiel der unsinnigen Manier, mit der der Europäer in den Tropen fortwährend mit den gefährlichsten Arzneien an sich doktort und flickt; mit derselben Kaltblütigkeit hätte man, die Engländer wenigstens, sich auch Calomelpillen verordnet.

Nun durchschnitten wir den Golf von Darien, und waren am zweiten Abend im Hafen von Chagres, dem Ort von wo aus der Uebergang über den Isthmus von Panama bewerkstelligt wird; diese zwar kurze aber merkwürdige Reise von Ocean zu Ocean lag jetzt vor mir, und ich landete am 22. Oktober früh in Gesellschaft

mehrerer spanischer Passagiere, mit welchen ich mich zur gemeinschaftlichen Fahrt verabredet hatte. Es ist bezeichnend für die leichte, fast spielende Weise in welcher man heut zu Tage die Welt umreist, daß man statt der unsichern und beschwerlichen Reise um die Südspitzen von Amerika und Afrika den Weg über die zwei Landengen, Panama und Suez nimmt, und in letzterer Weise habe auch ich meine Reise um die Welt vollendet.

Die Bai von Chagres, obwohl ohne auffallende Schönheit oder bergige Umgebung, macht einen hübschen Eindruck, namentlich durch ein ansehnliches Fort, wie alle diese Hafenstädte deren aus spanischen Zeiten aufzuweisen haben, jetzt aber ziemlich zerfallen und über und über mit Buschwerk und Gras bedeckt. Recht lebhaft ist aber der Contrast mit dem Leben, der Ordnung und dem Prunk des Dampfschiffes, welches ich schon früher als den Träger der Civilisation in diesen Theilen Amerika's bezeichnet habe, wenn man nunmehr vom Anblick der Stadt überrascht wird, die von der Außenseite der Bai aus versteckt liegt: diese „Stadt" bestand aus zwei oder drei Reihen Hütten deren sich ein Neger in Westindien schämen würde; die meisten hatten nicht einmal ordentliche Wände, sondern statt derselben ein Gitterwerk von Aesten und jungen Stämmen; ein ungeheures Dach, aus Palmblättern an drei Fuß dick aufgepanst, krönt diese Gebäude, welche sämmtlich nur einen

Stock hoch und Wohnung, Küche, Schlafstätte alles in Einem Raume sind. Die Einwohner sind fast alle schwarz, einige farbig und nur zwei oder drei Weiße, aber selbst diese besitzen keine besseren Häuser. Das Prachtgebäude des Ortes war „das Hotel", von einem unternehmenden Amerikaner zweistöckig aus Holz aufgerichtet, und durch ein rothangestrichenes Schindeldach den stärksten Grad hochmüthiger Prätention an den Tag legend, daß es die höchste Zierde der Stadt sei; kühler und darum praktischer waren aber gewiß jene dicken Palmdächer. In diesem Hause suchten wir Zuflucht und Frühstück, so gut sie es hatten: meine Reisegesellschafter waren Señor Feraud, ehemaliger Gouverneur von Panama und Congreßmitglied für diese Stadt, welcher nunmehr nahe dem Ziele der anderthalbmonatlichen Rückreise von der Hauptstadt Bogota war, ferner ein Porteño, d. i. ein Mann aus Buenos Ayres, ein grimmiger Feind des Diktators Rosas, und endlich ein junger Spanier von 18 Jahren, nichts desto weniger aber Dr. juris und Baccalaureus der Theologie, ein Beweis daß dieser hoffnungsvolle Jüngling entweder ein sehr großes, oder die Universität Bogota ein sehr kleines Licht der südamerikanischen Welt war. Unter Vorbereitungen aller Art verstrich der Vormittag, und leider fiel auch ein Platzregen ein, der uns nichts übrig ließ als zum Fenster hinauszusehen und die Wirkung des Regens auf

Stadt und Einwohner zu beobachten. Da fielen mir dann wieder vor Allem die leidigen Aasgeier in die Augen, die während des Regens sehr kümmerlich auf den Dächern saßen, nachher aber mit halb ausgespannten hängenden Flügeln da saßen, um ihr Gefieder trocknen zu lassen — ein wahres Bild der Trägheit welche in diesen Ländern die vorherrschende Eigenschaft ist. Wie stark jetzt die Fluthen des amerikanischen der Goldernte folgenden Auswandererstroms gerade an diese damals so unbelebte Küste schlagen, läßt sich wohl denken, und unser Wirth mit dem rothen Schindeldach wird wohl auch mit der Zeit fortgeschritten, und keinen Falls mehr der Einzige seines Berufs in Chagres sein.

Die gerade Entfernung zwischen Chagres und Panama beträgt 39 englische, ungefähr 8 deutsche Meilen, gewöhnlich nimmt man 42 englische Meilen, 14 Leguas (Wegstunden) an. Man reist bis Cruces zu Wasser auf dem Rio Chagres 7 Leguas, eine Entfernung die jedoch wegen der Krümmungen des Flusses sich verdoppelt, von Cruces nach Panama sind abermals für die Reise zu Pferd 7 Leguas. Die ganze Reise kann in der trockenen Jahreszeit von Chagres aus in 24 Stunden, von Panama aus (stromabwärts) in 14 Stunden zurückgelegt werden, wovon etwa 4 Stunden auf die Landreise kommen; uns jedoch, die wir leider die Regenzeit erwählt hatten, kostete sie über 3 Tage; wir waren

(ausschließlich des Aufenthaltes) 36 Stunden unterwegs auf dem Flusse und $8\frac{1}{2}$ zu Lande, was immer noch für die Regenzeit eine leidliche Reise war.

Gegen 4 Uhr Abends waren endlich unsere Cayucas bereit, so werden die Boote genannt auf welchen man den ersten Theil der Reise zurücklegt; sie bestehen aus einem einzigen wohl 20 Fuß langen Baumstamm und gehen äußerst leicht und schnell, die größeren von 35—40 Fuß sind natürlich weit langsamer und schwerer zu regieren. Die hintere Hälfte ist mit einem gewölbten wasserdichten Dache aus Palmen- und Bananenblättern gedeckt, und man war genöthigt darin zu liegen, da es zum Sitzen zu niedrig war. Mir war das beste Boot, seiner Schnelligkeit wegen El Volador genannt, zugefallen, ein zweites enthielt Feraud und den gelehrten Doctor, das dritte den Rosasfeind, und unsere Bootleute nahmen ihre Plätze ein, zwei Ruderer vorn, der Padron des Boots hinten am Steuer stehend, so daß er über das Laubdach hinwegsehen kann; dieser Posten ist sehr wichtig, denn der Chagres enthält wie alle Ströme in diesen Weltgegenden zahllose versunkene Baumstämme, welche die Schifffahrt unsicher machen. Der Fluß ist an seiner Mündung wohl 250 Fuß breit, und da die Strömung hier nur gering ist, legten wir vor Nacht ein gutes Stück Weg zurück, mußten aber bei dem Dörfchen Gatun auf den Mond warten, der erst gegen Mitternacht

aufging. Da die Hütte in deren Nähe wir landeten, wenig Einladendes hatte, so saßen wir unter freiem Himmel, eine Bierflasche in die wir das Licht gesteckt hatten, zum Candelaber, und unterhielten uns vortrefflich bei unserem romantischen Abendessen. Ein Dutzend Neger die eine Gruppe um uns machten, bildeten den Hintergrund, und ich hätte einen Maler herbeiwünschen mögen der dieses seltsame Bivouac hätte aufnehmen können. Der Geruch der fetten Bissen, mit denen wir uns weislich vom Dampfschiff her versehen hatten, lockte auch eine Partie halbverhungerter Hunde herbei, eine Völkerschaft die man in jedem tropischen Orte findet, und die man in Indien sehr bezeichnend Pariah-Hunde nennt, da sie ohne feste Stellung in der Welt auf Raub und Bettel angewiesen sind, wodurch sie indeß, gleich den Aasgeiern und Schakals auch wieder nützlich werden. Es ist ein nicht unverbreiteter Irrthum die Hunde in den Tropen seien stumm, etwa weil das Klima ihnen nicht zusage; allerdings pflegt der eigentliche Pariah-Hund mehr zu heulen als artikulirt zu bellen, aber an Stimme fehlt es ihm keinesweges; zuweilen wird jene angebliche Eigenschaft der Stummheit auf die nackten sogenannten türkischen Hunde beschränkt, die man in Amerika wo sie häufig sind peruanische, in Peru chinesische nennt, und in China gar nicht kennt; aber auch diese habe ich bellen hören. Die

wirklichen stummen Hunde sind nach v. Humboldt ausgerottet.

Wir waren genöthigt in unsern Cayucas zu schlafen, da kein erträgliches Haus vorhanden war, und wir überdies um 2 Uhr Morgens weiter zu gehen vorhatten. Den nächsten Tag wurde die Arbeit schwieriger, denn der Fluß, durch unendlichen Regen angeschwollen, war sehr reißend; bewunderungswürdig war dabei die Ausdauer der Neger, die Größe der Anstrengung welche sie bestanden, und ihr fortwährender guter Muth dabei. Die Arbeit ist sehr hart, indem die Leute bei jedem Ruderschlag aufspringen, das Knie gegen die Bank vor sich stemmen, und sich dann plötzlich zurückfallen lassen; das ist die hier übliche Ruderweise, deren fast jeder Fluß oder See in der Welt eine eigenthümliche hat, und die für jeden Ort der langen Uebung wegen die zweckmäßigste ist, selbst wenn sie in der Theorie mangelhaft sein sollte; nicht weniger anstrengend ist das Vorwärtsstoßen des Kahns mit eisenbeschlagenen Stangen am obern, flacheren Theil des Flusses, und doch arbeiteten die Leute an dem einen Tage 16 Stunden mit sehr kurzen Unterbrechungen. Hier hatte ich denn ein Beispiel, was Negermuskeln leisten können, aber während die schwarzen Arbeiter gewöhnlich mit der elendesten Kost zufrieden sind, bedürfen jene Ruderer, angemessen ihrem fast übermenschlichen Kraftaufwand, gute warme Kost, wenn auch nur Einmal

am Tage; wenn sie nicht kochen können verlieren sie allen guten Willen, haben sie aber einmal ihren gekochten Reis im Leibe, so halten sie für 24 Stunden aus und sind voll guten Muthes.

Unsere Landungsplätze gaben mir, zumal mit Feraud's Hülfe, der das Land durchaus kannte, einen Blick in das Leben und den Charakter des Volkes. In einer jammervollen Hütte, entblößt von jeder Bequemlichkeit, findet man reiche Leute, Besitzer von mehreren Kühen, einem Pferde, Schweinen und Geflügel ohne Zahl. Namentlich fiel mir die äußerst armselige Wohnung eines reichen Mannes, der dazu Richter des Orts war, auf: das ganze Gebäude war nicht größer als 12 Fuß im Gevierte, ein eingekerbter Baumstamm diente als Leiter zum Boden; der Herd, die Hängmatten als regelmäßige Schlafstätten, eine Art Hausaltar mit mehreren Heiligen, Alles in demselben Raume; der Hausrath war durchaus charakteristisch und im Lande gemacht, Gefäße von Cocos und Calebassen, Löffel von Cocosschale; hier fand ich also endlich einmal einen Ort der Welt, wohin englische Manufakturen, die der portugiesische Hausirer selbst zu den Indianern im Urwald von Guiana verschleppt, noch nicht gedrungen waren. Hier ist Alles anders, der Handel erstreckt sich nicht bis hierher und die Leute haben kein Begehr nach solchen Gegenständen; ihr einziger Luxus ist Schmuck, und ich habe in dieser Wildniß viele Weiber

der niedern Klasse mit goldenen Kämmen im Haar und goldenen Ketten angetroffen. Ein Sklave Feraud's hinterließ bei seinem Tode Schmucksachen im Werth von 400 Dollars, und diese Sucht sich mit edlem Metall, das meist sehr roh bearbeitet ist, zu behängen, dergleichen Sporen zu tragen, selbst die verachtetsten Gefäße von Silber zu haben, ist für das ganze spanische Südamerika charakteristisch, und bezeichnet eine niedere Stufe von Betriebsamkeit, die sich zwar des Erwerbes freut, ihn aber nicht zu verwenden weiß.

Die Negerrace welche den Isthmus bewohnt verdient alle Aufmerksamkeit; diese Menschen sind intelligent, wohlgebildet, und zumal die farbigen Weiber sehr hübsch, und von ihren westindischen Stammgenossen sehr verschieden; die Farbigen haben flache, breite Gesichter, langes schönes Haar und sind meist kleiner Statur, und es verräth sich mithin das indianische Blut; im Allgemeinen ist diese Verschiedenheit bemerkbarer bei den Weibern als bei den Männern. Viele Kröpfe habe ich bemerkt, welche zwar den Cordilleras, namentlich der Provinz Mariquita, eben so wie der Cretinismus eigen sind, deren Vorkommen hier aber mehr befremdet.

So fuhren wir denn den Chagres langsam hinauf, ohne diese Art zu reisen sehr ermüdend zu finden; lästig waren nur die der Gegend eigenthümlichen ganz kleinen Stechfliegen, Tabanos, welche trotz ihrer geringen Größe empfindlich

verwunden. Die Ufer des Flusses sind bei weitem nicht so malerisch als die einiger Ströme in Guiana, die Vegetation ist, wahrscheinlich wegen des magern lehmigen Bodens weniger üppig, mag jedoch mehr Abwechslung an interessanten Species besitzen; die Ufer sind anfangs flach und erheben sich allmälig, jedoch nicht sehr hoch, und auf den Anhöhen sieht man dann und wann gelichtete Stellen und Niederlassungen, auch Wiesen. Besonders überrascht wird der Reisende durch ganze Rasenstrecken die aus Mimosa pudica gebildet sind; betritt man sie, so sinken Schritt für Schritt die empfindlichen Pflänzchen vor dem Fuße zu Boden. Was die gewöhnliche Breite und Tiefe des Flusses ist, konnte man in der Regenzeit nicht ermessen: das Wasser soll zuweilen in Einer Nacht an 20 Fuß steigen oder fallen. Mancherlei Interessantes aus der Thierwelt belebt die Fahrt: der herrliche Silberreiher, Enten und andere Wasservögel, Papageien vom Aras bis zum kleinsten Paroquit; so sehr zahlreich die Papageien jedoch an den Flußufern waren, sahen wir nachher auf der Landreise keinen einzigen, es scheint also, daß sie die Nähe des Wassers lieben. Affen fanden sich auch vor, und hie und da ein Alligator, aber nicht groß. Von menschlichem Verkehr war sehr wenig auf dem Flusse, und nur einmal begegneten wir einer Canuca mit europäischen Reisenden, wahrscheinlich Franzosen, denn sie brüllten uns die Marseillaise entgegen.

Diese letzte Nacht schliefen wir in Gorgona, einem großen Dorf, und am nächsten Morgen fanden wir uns in Cruces, von wo aus ein besserer Weg nach Panama führt als vom erstgenannten Dorfe; Cruces ist ein großer Ort, aber alle Hütten sind denen von Chagres ähnlich. Alsbald wurden Maulthiere gemiethet, beladen und zur Reise fertig gemacht; das Gepäck ging voraus, und nach einem tüchtigen Frühstück bestiegen wir unsere Thiere. Mein Maulthier war ein stattlicher Schimmel, auf welchem der hohe spanische Sattel mit rother Decke und ungeheuren kupfernen Steigbügeln sich majestätisch ausnahm; die andern waren eben so gut versehen, und mit einem hinlänglichen Vorrath guter Laune, die Gefahren und Beschwerden des Rittes zu ertragen, brachen wir gegen 10 Uhr des Morgens auf.

Gleich beim Austritt fiel mein Blick auf einen Anker der größten Sorte, welcher da auf dem Rasen lag; ein geistreicher Conjecturist würde daraus geschlossen haben daß Cruces seiner Zeit ein Hafen, und die Landenge von Panama eine Meerenge gewesen sei, den Anker aber an irgend ein Museum verehrt haben; prosaische Leute belehrten uns jedoch, daß man dieses Instrument vor einigen Jahren über die Landenge zu transportiren gedachte; sie brachten ihn glücklich zu Wasser bis dahin, aber bei dem Versuch ihn weiter zu schaffen wurden alsbald 7 Menschen erschlagen, und man ließ ihn weislich liegen. Der Weg

führt nun alsbald in tiefen Wald, an den meisten Stellen nur breit genug für ein Maulthier. Obgleich dieser Weg bei weitem der schlimmste ist den ich betreten, und in der Welt wenige seines Gleichen haben mag, verdient die spanische Regierung von der er herrührt, doch alle Anerkennung für dieses Unternehmen, und dasselbe gewährt zugleich einen kleinen Maaßstab für das Unternehmen eines Kanals durch die Landenge. Die einzige Schwierigkeit, die man auf diesem Wege nicht findet, sind starke Steigungen; die Vermeidung derselben hat die Anlage gewaltig erschwert, und von der ersten Hälfte des Wegs führt wohl ein Viertel durch gesprengte oder ausgehauene Felsen und Steinschichten; der Pfad selbst ist so schmal, daß nur die bewunderungswürdige Sicherheit der Maulthiere ihn zu betreten vermag, der arme Reiter schwebt aber in fortwährender Angst seine Kniee an den Felsen zu zerschlagen, oder bei einem Fehltritt Arm und Bein ganz gewiß, wahrscheinlich auch den Hals zu brechen. Inzwischen findet man bessere Stellen, wo man auch etwas schneller reiten kann, einige sind gepflastert, zum großen Theil ist aber das Pflaster durch den Verlauf der Zeit und lange Vernachlässigung völlig ruinirt, und dann führt der Weg lange Strecken hindurch über Haufen großer Steine, zur Ermüdung von Roß und Mann, welch letzterer sich durch die fortwährende Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten des Bodens doppelt belästigt fühlt.

Einige Entschädigung für diese Mühseligkeiten bietet die prachtvolle Natur, so prachtvoll daß ich selbst geneigt war sie über die von Guiana zu stellen, namentlich was die Abwechslung in den Formen betrifft; herrlich nehmen sich die Schlingpflanzen und niedern Gewächse am Rand des Weges aus, welche sich an das Licht das durch die Weganlage geschaffen ist, drängen; besonders fällt als eine Hauptzierde eine hängende Art des westindischen Bambusrohrs auf, welches entlang dem Wege den schönsten Laubengang bildet. Hin und wieder öffnet sich ein Blick auf die Bergketten; die dazwischen liegenden Thäler, oder eine Negerhütte von Bananen umgeben unterbrechen die Einförmigkeit. Die Andes sind, obgleich diese Landenge ihren Kamm repräsentirt, keineswegs hoch, man gewahrt aber einige schöne, namentlich kegelförmige Bergspitzen, welche der großen Abstammung dieses Gebirgszuges Ehre machen. Sie sind sämmtlich bewaldet, und wohl keiner derselben mehr als 1000 Fuß über der Meeresfläche; auf dem Wege selbst sucht man den ersehnten gleichzeitigen Anblick der beiden Oceane vergebens.

Als wir eben die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fiel ein furchtbarer Regen ein, unsere Mäntel beschützten uns indeß leidlich, während unsere breitrandigen Strohhüte, die unvergleichlichen Panama-Hüte *

* Diese sogenannten Panama-Hüte, welche aber ausschließlich in Guayaquil verfertigt werden, sind in ganz Amerika

als Regenschirm dienten. Es war aber doch sehr unangenehm, und ein weiteres Leiden befiel uns, da die wichtige Person welche unsere Provisionen führte zurückgeblieben war, um einem bedrängten Mitglied unserer Karawane beizuspringen; unser zwiefacher Doctor nämlich hatte schon beim Austritt beunruhigende Symptome seiner Unbekanntschaft mit dem Institut der Steigbügel gezeigt, und war denn endlich von seinem Maulthier heruntergefallen. Nach einigem Harren sahen wir indeß die Knospe der Weisheit von Bogota lebendig, wiewohl ein wenig zerschellt ankommen, und mit ihm unsere Provisionen — ein großer Trost. Wer je solche Touren gemacht hat, weiß daß ein langerwartetes Frühstück unterwegs keine Kleinigkeit, und ein erwähnenswerthes Ereigniß ist; wir verzehrten es in einer elenden nach allen Seiten offenen Negerhütte, welcher — da sie in der Mitte zwischen Cruces und Panama gelegen ist — englische Reisende den Namen **Half-way House** gegeben haben. An Geist und Körper gestärkt setzten wir nun unsere Reise fort, und obwohl noch einige üble Strecken zu überschreiten

hochgeschätzt, und in der That unvergleichlich, da sie weder durch Nässe noch durch Gebrauch leiden; dafür sind sie aber auch theuer, und ich besitze einen der 2 Unzen, 8 Louisd'ors gekostet hat, und keineswegs zu den allerfeinsten gehört, da man sie dreimal so theuer hat. Die sog. Panama-Cigarrendosen, ebenfalls ein feines Strohgeflecht, werden in Lima verfertigt, und kosten selbst an Ort und Stelle einen Louisd'or und mehr; anderer Orten werden sie förmlich mit Gold aufgewogen.

blieben, zeigte sich die letzte Hälfte doch weit erträglicher. Der Weg war offener, und führte zuletzt fast ganz durch Ebenen und Savanen zwischen Hügeln und Wald durch; wir litten nur durch die entsetzliche Nässe des Weges, welche durch den letzten Regen noch vermehrt war. Kurz nach Sonnenuntergang erblickten wir den Berg Ancon, an dessen Fuß Panama liegt, und die völlige Aehnlichkeit dieser eigenthümlich geformten Anhöhe mit dem ansehnlichsten Berge meiner Heimath, dem Eisenberg bei Schlitz, berührte mich auf's Lebhafteste. Gegen 7 Uhr endlich erfreuten sich unsere müden Glieder der Ruhe im Hotel del Istmo in der weltberühmten Stadt Panama.

Ich sage an dieser Stelle Einiges über die Projekte der Verbindung des stillen mit dem atlantischen Ocean, welche zu allen Zeiten ein höchst interessanter Gegenstand der Betrachtung, jetzt aber von besonderer Wichtigkeit geworden sind, seit die Machtentwicklung der Vereinigten Staaten und der Reiz Californiens der Westküste des amerikanischen Continents eine wichtige Zukunft eröffnet haben. Ich enthalte mich einer in's Einzelne gehenden Bezeichnung der verschiedenen Stellen wo man diese Verbindung für möglich und zweckmäßig gehalten hat, da ich sie doch nur aus verschiedenen Quellen, nicht aus eigener Anschauung zu geben vermöchte; in Kürze läßt sich Alles was in neuerer Zeit über diesen Gegenstand erforscht und geschrieben ist, auf das zurückführen was

schon längst von unserem gefeierten Landsmann Alexander von Humboldt dargelegt worden ist, und es ist nicht der geringste unter seinen Triumphen, daß nach fünfzig seit seiner Reise verflossenen Jahren, in denen obendrein die Leichtigkeit der Erforschung so unendlich gestiegen ist, seine Beobachtungen immer noch in vorderster Linie als unübertreffliche Quelle stehen; so habe ich namentlich in Südamerika selbst die höchste Pietät für Humboldt's Verdienste in der Kunde des eigenen Landes vorgefunden, und ihn stets als die wesentliche Autorität für dieselbe citiren hören. Neuerdings sind die drei Projekte der Durchstechung bei Panama, bei dem Nicaragua-See und dem Isthmus von Tehuantepec am meisten genannt worden, sämmtlich von Humboldt nicht begünstigt, bis in jüngster Zeit dem großen Forscher auch in dieser Frage Genugthuung werden zu wollen scheint.

Ich erlaube mir zunächst einige Worte über die Arten der Verbindung, welche auf diesem täglich belebter werdenden Wege denkbar sind: schon die nächsten Zeiten werden eine Förderung dieser wichtigen Handels- und Auswandererstraße in einer Weise bringen, welche den alten halsbrechenden spanischen Weg in Schatten stellt, zunächst wohl eine großartige Landstraße, dann eine Eisenbahn, bald vielleicht einen Kanal im engern Sinn, eine für eigens gebaute Boote fahrbare Wasserstraße, auf der Güter und Personen wohlfeil und sicher von einer Küste

zur andern gelangen. Alle solche Anlagen sind für unsere Technik von nur geringer Schwierigkeit, und Mittel und Unternehmungsgeist werden nicht fehlen.

Um jedoch eine Trennung der beiden Hälften Amerika's, eine offene Verbindung zwischen den beiden Oceanen welche die Umschiffung von Cap Horn überflüssig macht, zu bewerkstelligen, ist ein bloßer Kanal der oben angegebenen Art so wenig genügend, als etwa unser Donau-Mainkanal die Schifffahrt durch's atlantische und mittelländische in's schwarze Meer ersetzt, vielmehr sind solche Binnenkanäle ihrer eigentlichen Natur nach nur den Straßen und Eisenbahnen gleich zu stellen, während die Schifffahrt dadurch nichts gewinnt. Das Cap Horn hat für den heutigen Seefahrer nur noch geringe Schrecken, und der Kaufmann wird fortfahren seine Waaren auf diesem Wege zu senden, so lange die Kosten und der Aufenthalt des Umladens auf jene Kanalboote unumgänglich sind; noch mehr verfehlt ein bloßer Binnenkanal seinen Zweck in Hinsicht auf den Verkehr der Kriegsschiffe, und die wirkliche Straße nach dem stillen Ocean würde erst als eröffnet betrachtet werden können, wenn ein förmliches Fahrwasser, tief genug um dem 20—25 Fuß tief gehenden Kriegsschiff Raum zu gewähren, und breit genug zum bequemen und sichern Ausweichen hergestellt wäre. Und selbst dieses Fahrwasser würde noch an seinen beiden Endpunkten alle die Weiterungen,

Beschwerlichkeiten und Gefahren bieten, welche jede Einfahrt in den Hafen jedem Schiff bereitet, und zwei Häfen vorzüglicher Qualität wären nicht minder unumgängliches Erforderniß. Und selbst dann blieben die Schwierigkeiten übrig, welche aus Gefahr des Sturms in einer engen Straße und Unstätigkeit der Winde in einem von Land und Bergen umschlossenen Kanal namentlich für Segelschiffe entstehen; es würde also die Herstellung eines für Schiffe jeder Art brauchbaren Fahrwassers ungeheure Kosten und Arbeiten erfordern, eine Unternehmung die in der Welt bis jetzt ihres Gleichen nicht hat.

Eine andere Frage ist, wer einen solchen Kanal bauen und bewachen soll. Daß die machtlosen Schattenregierungen der dort bestehenden Staaten ein solch ungeheures Werk nicht unternehmen werden, daß sie aber auch eben so wenig, wenn das Projekt einmal ernstlich in's Auge gefaßt wird, um ihre Zustimmung werden befragt werden, liegt am Tage; von regsameren Nationen können nur die Engländer oder Amerikaner dazu berufen sein, und hinwieder würden die letzteren so überwiegend größere Vortheile daraus erzielen, daß es die Frage ist ob ihre mächtigen Nebenbuhler dem Werke aufrichtig ihre Unterstützung leihen werden. Ist nun gleich eine politische Einigung denkbar, welche jenem Kanal ewige Neutralität und damit die weiteste und erfreulichste Nutzbarkeit sicherte, so vermöchte doch nur Elihu Burrit dieser Neutralität

eine längere Dauer zuzusprechen, als die welche so manche „auf ewige Zeiten" geschlossene Allianz gehabt hat.

In jüngster Zeit nun ist, ganz gemäß dem alten Ausspruch Humboldt's (Ansichten der Natur II. 391), der Plan entstanden, östlich von Panama eine Durchstechung bei dem Golf von San Miguel südlich und der Caledonia Bay nördlich zu unternehmen, und nach den dem brittischen Parlament gemachten Vorlagen von England und Amerika einmüthig begünstigt. Die Entfernung zwischen tiefer See auf beiden Seiten soll weniger als 45 englische Meilen betragen, das dazwischen liegende Gebirge bei einer Höhe bis zu 150 Fuß nur zwei englische Meilen Breite haben, und hier wird nun ein Riesenkanal 160 Fuß breit und 30 Fuß tief vorgeschlagen, der die Summe von 12 Millionen Pfund Sterling kosten soll. Die oben angegebenen Erfordernisse wären durch eine so großartige Anlage allerdings erfüllt, und die Aufbringung der genügenden Geldsumme würde über die nöthigen Menschenhände gebieten, wenngleich in dem verderblichen Klima dieses Landstrichs noch erhebliche Schwierigkeiten in letzterer Beziehung liegen. Man würde wesentlich auf Negerarbeiter angewiesen sein, und Gott gebe daß nicht deutsche Auswanderer auch hier wieder geopfert werden, eine Besorgniß die leider nicht fern liegt, so lange man sich nicht scheut dieselben zur Ansiedlung in Mittelamerika zu verlocken.

Neunter Abschnitt.

Panama — Seereise nach Payta — Callao.

Unser Einzug in Panamá* geschah unter Glockengeläute, Feuerwerk und großem Lärm. Da keiner von uns, selbst unser Exgouverneur nicht, diesen Empfang auf sich zu beziehen wagte, so hielt ich alle diese Festlichkeit für die Zugehör irgend eines großen Heiligenfestes; derselbe Lärm wiederholte sich indeß jeden Abend meines kurzen Aufenthaltes, und ich wurde bald gewahr daß die Bevölkerung Panama's, wiewohl arm und von allen Dingen fern die die Blüthe eines Ortes ausmachen können, in glücklicher Zufriedenheit mit ihrem Loose täglich in Vergnügungen sich ergeht, wie sie nach ihrem Sinne sind. Davon wurde mir ein etwas starker

* Nicht Pánama oder Panāma; der Accent auf der letzten Sylbe wird, wie auch bei Bogotá und Perú, beim Schreiben bemerkt, da wenn keiner vorhanden wäre, der Ton wie bei jedem zweisylbigen spanischen Wort das mit einem Vocal endigt, auf der vorletzten liegen würde.

Beweis, als ich am nächsten Morgen, einem Sonntag, die Stadt zu besichtigen ging; das erste was mir aufstieß war ein Stier, den der jubelnde Pöbel an einem langen Lasso in den Straßen rennen ließ, eine Masse Menschen um ihn herum die ihn nach Kräften reizten, und eilig davon liefen wenn er Miene machte böse zu werden. Ich erstarrte bei dem Gedanken, daß in Deutschland Jemand wilde Ochsen vor der Nase der Polizei in den Straßen laufen ließe; ich halte es aber in diesem Fall doch mit unsern Einrichtungen, denn der harmlose Spaziergänger in den Straßen von Panama kann gespießt werden, ehe er es denkt. Ebenso sind Hahnenkämpfe an der Tagesordnung; vor jeder Thür ist ein Hahn angebunden, und man sieht fortwährend Knaben über die Straße laufen, welche diese streitbaren Thiere im Arm tragen.

Die Stadt ist nicht sehr ausgedehnt und an drei Seiten von Wasser umgeben, auf dieser Landzunge aber ist sie sehr regelmäßig angelegt, die Straßen sind breiter als gewöhnlich in spanisch-amerikanischen Städten, und die Häuser alle zwei- und mehrstöckig, ein Zeichen daß man kein Erdbeben fürchtet; dessen ungeachtet wurden die Einwohner vor zwei Monaten gewaltig erschreckt durch einen Erdstoß, der einigen Schaden an Gebäuden verursachte. Die Häuser, fast alle von Stein, mit schweren hölzernen Gallerien vor den einzelnen Stockwerken, und statt

der Glasfenster mit großen Luken versehen, sind ein kühler, eher zu dumpfer Aufenthalt; ich hatte in meinem Zimmer selten über 22° R., während es draußen 26° R. waren. Merkwürdig ist die große Anzahl Kirchen und Klöster, die aber mit Ausnahme von zwei oder drei sämmtlich geschlossen sind und zerfallen: ihre Ruinen machen den Anblick der Stadt sehr malerisch, sprechen aber nur zu deutlich aus wie ihre Glücksumstände gesunken sind. In einigen dieser Ruinen haben sich Leute angesiedelt, und die Anzeichen der Bewohntheit, Wäsche zum Trocknen, Wasserkrüge u. s. w. in den Fenstern, nehmen sich sonderbar aus; meist sind sie mit Gebüsch und Mauerpflanzen dicht bewachsen. Die Kathedrale, ebenfalls eine halbe Ruine, ist ein ansehnliches Gebäude in schlechtem Geschmack, mit einer breiten Façade und zwei Thürmen; diese spanischen Kirchen sind fast ohne Ausnahme nach dem Typus der Kathedrale von Mexico geformt, von der man die bekannte Ansicht besitzt. Die Thürme der Kathedrale von Panama sind seltsamerweise mit Perlemutterschalen gedeckt, zu denen die hiesigen Perlenfischereien die Muscheln geliefert haben, es ist aber gerade kein schöner Anblick; die größte Zierde des Gebäudes bilden die verschiedenen Pflanzen und Gebüsche, die auf dem Dach und zwischen den Steinen wuchern. Das Innere hat vier Säulenreihen und ein gewaltiges Mittelschiff, die ungeheure Geschmacklosigkeit der Altäre verderbt aber den Eindruck;

der Hochaltar ist theilweise von Silber und anscheinend von großer Kostbarkeit, was mich verwunderte, denn es ist bekannt daß die Geistlichkeit beim Ausbruch der Revolution die ungeheuren Kirchenschätze, die gerade diesen Ländern eigen sind, wohl zu retten verstand. Ein San Sebastian von Wachs im Kostüm eines peruanischen Ynca und eine braune Madonna sind die größten Curiositäten der Kirche. Außer diesem Gebäude besitzt Panama auch gar keine Merkwürdigkeiten, die Hälfte der Stadt sowie die meisten öffentlichen Gebäude sind Ruinen, ebenso die Befestigungen; außerhalb der letztern befindet sich eine große Vorstadt aus jämmerlichen Hütten bestehend. Drei Stunden entfernt liegen die Trümmer von Alt-Panama, zerstört durch den großen Seeräuber Morgan.

Das sind die Reste einer Stadt die früher über 40,000 Einwohner zählte, und ein wichtiger Sitz der spanischen Macht war; die Revolution mit ihren Folgen und die gänzliche Erlahmung des Handels nach der Westküste von Südamerika, der ausschließlich den Weg um Cap Horn eingeschlagen hat, sind die Hauptursachen dieses Verfalls. Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1845 6—7000, meist Schwarze und Farbige und armes Volk. Nichts desto weniger besitzt Panama eine gute Gesellschaft, und einige Reiche, welche mit Gold, Edelsteinen und Perlen handeln; die berühmten Goldschmiede

Panama's aber sind arme Arbeiter, von denen jeder nur zwei oder drei jener weitberühmten künstlichen Ketten* vorräthig hat, und sie um wenig mehr als den Goldwerth verkauft.

In der großen Tragikomödie der Geschichte von Spanisch-Amerika seit dem Abfall hat auch Panama durch den Versuch sich als selbstständige Republik zu gestalten, eine Scene ausgefüllt; da die Hauptstadt Bogota eine anderthalbmonatliche Reise weit entfernt liegt, woran selbst ein energischer und einheitlicher Herrscherwille erlahmen müßte, so begreift man solche Bestrebungen eben so wohl, wie der Zerfall der Republik Colombia in die Staaten Venezuela, Nueva Granada und Ecuador natürlich war; Panama hatte sich indeß wieder angeschlossen. Das Emporwachsen von Californien hat inzwischen die Aussichten dieser Stadt vollständig verändert; ein wichtiger Handelsweg hat sich wieder gebildet, dessen mächtige Begünstigung durch eine Kanal- oder Eisenbahnanlage nahe bevorsteht, aber auch den wirklichen Besitz dieser Landstrecke werden sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht lange mehr versagen.

Inzwischen lag Panama damals noch in voll-

* Genau dieselben Ketten, richtiger geflochtene Schnüre aus Golddrath, werden in Trichinopoly in Südindien verfertigt, während von einer Beziehung zwischen den beiden Orten wohl nicht die Rede sein kann.

ständiger Lethargie, und obgleich das Anlanden der west-indischen Dampfschiffe mit der Post für das westliche Süd-amerika in Chagres allmonatlich einigen Verkehr über die Landenge zur Folge hatte, so war dieser doch von der beschränktesten Art, und alle Vorkehrungen für Fremde, zum Bleiben und Gehen, waren erbärmlich. Eine kleine Brig, ein zweimastiges Segelfahrzeug, beförderte Briefe und Reisende nach Peru, und als ich meinen Platz auf dieser belegt hatte, fand ich mich in der angenehmen Lage, mir einen förmlichen Hausrath von Matrazen und Bettzeug und einer Menge anderer Gegenstände, deren Aufzählung ich vermeide, anzulegen, natürlich alles theuer und schlecht. Diese Einkäufe beschäftigten mich einen Theil des 28. Oktobers, an welchem Abends die Abreise erfolgen sollte, aber eine drückende Last von Langeweile drohte die wenigen übrig bleibenden Stunden unerträglich zu machen, als Einer unserer Wirthshausgesellschaft auf den Einfall gerieth einen Hahnenkampf als Zeitver-treib vorzuschlagen. Gesagt gethan, Hähne wurden ge-kauft, eine Masse Zuschauer versammelten sich zu diesem nationellen Vergnügen, und ein alter General von Nueva Granada, ein tiefer Bewunderer und Kenner derselben, übernahm die Leitung der Lustbarkeit; er war der Tur-niervogt, und ging in seinem Eifer so weit, daß er den von ihm bevorzugten Hahn selbst in die Schranken trug, und als der Zeitpunkt gekommen war, auf seinen Gegner

losließ. Diese Hähne hatten ihren vollen Schmuck, während sie an andern Orten kahl gerupft und beschnitten werden; namentlich gereichten die stattlichen Kragen, welche sie während des Kampfes wie einen Schild sträubten, ihnen zur großen Zier. Die grausame Sitte der Südamerikaner versieht jeden Hahn mit einem Stahlsporn von $2\frac{1}{2}$ Zoll Länge und über 4 Linien Breite, welcher in eine äußerst scharfe Spitze endet; diese Mordinstrumente, sorgfältig geschliffen und polirt, werden aus ihrem sammtenen Etui genommen und jedem Hahn an den linken Fuß geschnallt, natürlich eine tödtliche Waffe; so nahm denn unser Gefecht das uns einen langen Nachmittag verkürzen sollte, in weniger als einer Minute das gewöhnliche Ende: der eine Hahn erhielt eine $1\frac{1}{2}$ Zoll tiefe Wunde und verschied auf dem Bette der Ehre, mit andern Worten auf der Miststätte des Hofs. So widrig dies Schauspiel ist, ziehe ich es doch den Hahnenkämpfen Cuba's vor, wo die armen Thiere oft eine halbe Stunde lang beide völlig erschöpft kämpfen müssen, bis Einer durch Ermattung und die vielen Wunden hinfällig, auf dem Platz bleibt.

Ehe wir im Boot unser Schiff erreichten war es Nacht, und ein furchtbares Gewitter am Himmel, welches sich jedoch nicht über unsern Köpfen entlud. Die See leuchtete, ob in Folge der Gewitterluft prachtvoll: aus jedem Schlag der Ruder spritzte eine Masse Funken hervor,

eben so schön leuchtete unsere Spur hinter uns und die Seiten des Boots, ja jede Welle zerfloß in einen Haufen Feuer, und die einzelnen Funken erloschen nur allmälig auf der Oberfläche. Um halb neun Uhr Abends war der Anker gelichtet, und das Reiseziel Lima erfüllte mich mehr denn je bei der Ausfahrt mit abenteuerlicher Freude. Bis dahin sollte aber noch mancher lange Tag verrinnen.

Die Brig Mazeppa war eine alte mexicanische Kriegsbrig, mit Geschützpforten für 14 Kanonen und vor dem Vordermast Raum für ein schweres Geschütz; sie war in New-York gebaut, als Schnellsegler mit nach hinten überlehnenden Masten versehen, und für die unsichern und widrigen Winde dieser Küste durch ihre Leichtigkeit ganz geeignet; sie war so recht was der Engländer »a rakish looking vessel« nennt, von der Physiognomie wie Piraten- und Sklavenschiffe. Eine Größe von nur 150 Tonnen, kaum ein Zehntel der westindischen Dampfschiffe, und eine Länge von 80—90 Fuß, während jene 250 Fuß hielten, machte sie zu einem leichten Spiel der Wellen, und der Platz war sehr beschränkt, was gerade für eine längere Seereise nicht angenehm war; wir waren indeß nur vier Passagiere, und außer dem Capitain und Steuermann vier Matrosen, ein Aufwärter und ein Schiffsjunge. So waren wir einander sehr nahe gerückt, und von dem köstlichen Gut der privacy, des Ungestörtseins war für die nächsten Wochen keine Rede.

Gleich der erste Tag, 29. Oktober, in der Bai von Panama ließ mich den Unterschied mit den bisherigen Reisen mit Dampf lebhaft empfinden; es war Windstille, nichts desto weniger aber die See hoch, und das Schiff, durch kein Segel in einer bestimmten Richtung gehalten, tanzte in einer Weise die meine Festigkeit gegen die Seekrankheit stark auf die Probe stellte; dabei gibt es nichts Trostloseres als das Hin- und Herschlagen der Segel an den Masten, und man erschöpft sich in fruchtlosen Wünschen daß lieber ein tüchtiger Sturm daher fahren möge. Dafür brachte aber dieser erste Tag auch gleich eine Annehmlichkeit die man auf Dampfschiffen fast ganz entbehrt, den ruhigen Anblick der Ungeheuer der Tiefe: ganze Schaaren Delphine spielten um das Schiff, ein Wallfisch wagte sich nur auf Büchsenschußweite, aber seine tollen Sprünge und die Wassersäulen die er ausstieß waren sehr genau erkennbar und interessirten uns höchlich; wir bekamen auf dieser Fahrt überhaupt eine Menge Wallfische zu sehen. Mehrere stattliche Fische wurden gefangen um unsern Tisch zu zieren, und der Capitain erzählte bei diesem Anlaß daß das Fleisch des Delphins sehr wohlschmeckend sei und dem Rindfleisch sehr ähnele; es wurde aber keiner gefangen. Auch ein prachtvoller Haifisch, volle 16 Fuß lang erschien und schwamm majestätisch und langsam an uns vorbei; meine Reisegefährten behaupteten auch dicht neben ihm den

Piloten, seinen bekannten steten Begleiter gesehen zu haben; ich habe ihn nicht erblickt, und die ganze Geschichte von dieser Begleitung ist zu abnorm, als daß ich sie bestätigen möchte ohne mich mit eigenen Augen überzeugt zu haben. Unserm Wunsche den Hai zu fangen mochte der Capitain nicht entsprechen, weil die Bewältigung eines so großen Ungeheuers sehr schwierig ist, und jedenfalls seine Tödtung große Unreinlichkeit auf Deck verursacht hätte; sonst ist der Seemann immer sehr glücklich wenn er seinen Erbfeind in seine Gewalt bringen kann, und im Gefühl lebhaften Hasses gegen den Mörder so manches armen Matrosen unterwirft er ihn sogar allerlei Martern: wenn man mehrere kleine Exemplare in seine Gewalt bekommt, so werden sie an den Schwänzen zusammengebunden und so freigelassen, andern schneidet man die Flossen auf einer Seite ab, daß sie nicht mehr ordentlich schwimmen können und sich im Kreise drehen müssen; ja unser Capitain rühmte sich, daß er einem gefangenen Hai einen Topf kochenden Fettes in den Rachen gegossen und das Unthier so wieder freigelassen habe.

Mehrmals auf dieser Fahrt fingen wir einen Fisch den die Engländer Dolphin nennen, der aber keineswegs ein Delphin, sondern ein gewöhnlicher Fisch ist, etwa 2 Fuß lang, mit sehr langen schmalen Flossen; dieser und nicht der eigentliche Delphin besitzt die poetische Eigenschaft im Sterben seine Farbe zu verändern: seine

natürliche Farbe ist grünlich mit einem Goldglanz, untermischt mit grauen, dunkelgrünen und verschiedenen andern Flecken; kurz alle Farben sind vorhanden, es ist aber merkwürdig zu sehen wie eine nach der andern nur in einem Zwischenraum von wenigen Secunden hervortritt: bald ist er silbergrau, bald graulich, dann prachtvoll goldgelb, blau, grün u. s. w. Die Spanier nennen ihn wegen des Goldglanzes den er annimmt, und der seine bemerkenswertheste Farbe ist, Dorado.

Wenn ich bisher der fliegenden Fische noch nie erwähnt habe, so hatte ich deren doch in allen wärmeren Meeren eine Menge täglich gesehen. Es ist bekannt daß diese Thiere nicht sowohl fliegen, sondern sich in einem Bogen aus der See herausschnellen und in demselben Bogen wieder hineinfallen; sie sind stets in Schaaren, und fallen nicht selten, namentlich auf niedrigen Fahrzeugen auf Deck; sie pflegen $^3/_4$ Fuß lang und silbergrau von Farbe zu sein; ihre großen Flossen lassen sich ausspannen und hinwieder ziemlich glatt an den Leib anlegen. Ein Seevogel den wir einmal fingen, und der sofort seine Nahrung ausspie, gab nebst anderm auch einen noch unversehrten fliegenden Fisch von sich, so daß ihnen das trockene Element so gefährlich sein mag als das nasse, aus dem sie sich angeblich um Verfolgern zu entgehen, erheben.

Der 30. October brachte abermals Windstille, erst

des Abends ging es wacker vorwärts, und es war ein schöner Anblick wie unser Schiff, nicht gewaltsam wie das Dampfschiff die Wellen überspringend, sondern sie ruhig aber mit scharfem Kiel durchschneidend vorwärts drang, und der leuchtende Schaum Funken zu sprühen schien.* Sonst aber fanden wir die Notiz auf des Capitains Seekarte für diese Küste nur zu sehr bestätigt: this place is subject to calms, squalls and rains; in der That bestand unsere ganze Reise aus dieser ununterbrochenen Reihe von Windstillen, Sturm und Regen.

Am 2. November waren wir unter 4⁰ 30′ N. B. angekommen, ein langsamer Fortschritt. Es war Sonntag, aber es regnete und die Welt sah sehr unsonntaglich aus. So unerträglich langweilig unsere ganze Fahrt war, so muß ich doch bekennen, daß selbst hier der Sonntag Nachmittag par excellence langweilig erschien. Als wir schon zu Bette waren, rief plötzlich der Capitain daß sich auf den Mastspitzen das St. Elmsfeuer (Castor und Pollux) zeige, und wir eilten auf Deck. Es regnete und stürmte aber draußen so arg, daß ich ohne das seltene Phänomen beobachtet zu haben, mich wieder ins Bett legte, um nicht etwa mir eine heftige Erkältung zuzuziehen. Die andern beschrieben es als ein

* Bei diesem Anlaß hörte ich von unserem Capitain, daß das stärkste Seeleuchten, das sich über die ganze Fläche verbreitet, nur in seichtem Wasser stattfindet.

kaum fußhohes, schweflig brennendes Flämmchen, schlank aber nicht flackernd auf der Mastspitze. Später sah sie der Capitain auf mehreren Punkten des Tauwerks; er sagte daß er diese Flämmchen, welche so gar selten nicht seien, in allen Zonen gesehen habe, und beschrieb den Eindruck als manchmal sehr unheimlich; immer aber zeigten sie sich nur bei dem schlechtesten Wetter, und hiernach wäre des Horaz Segenswunsch an seinen Freund Virgil:

Sic te diva potens Cypri,
Sic fratres Helenae, lucida sidera . . .

eher eine Verwünschung zu nennen. Muth war bekanntlich überhaupt des guten Horaz Sache nicht, und die citirte Ode in ihren Ausrufen über die Gefahren der See hat schon Manchem ein Lächeln abgelockt; dennoch trat mir gerade in jenen Tagen die Wahrheit seiner Dichtung so recht vor die Seele, als ich bei heftigem Sturm, wie eine Seemöve an ein Tau angeklammert, vom Deck aus die gewaltige See und unser kleines Schiffchen das wie eine Nußschale ein Spiel der Wellen war, betrachtete. Da ist denn wirklich der erste Gedanke der, welch eiserne Entschlossenheit dem Manne ingewohnt haben muß, der sich zuerst auf einem gebrechlichen Machwerk von Menschenhand dem tobenden Elemente anvertraute. An jenem Tage war die See so hoch, daß es fast unmöglich war zu Tische zu sitzen oder irgend eine Beschäftigung

vorzunehmen, und die hysterischen Bewegungen mit denen man Teller und Speise festzuhalten oder im Entgleiten wieder zu haschen sich bemühte, waren eben so lächerlich anzusehen als unbehaglich für den Essenden; alles flog hin und her, das Schiff war abwechselnd in den Wellen begraben, dann wieder auf eine schwindelnde Höhe geschleudert, und unser Horizont auf eine Entfernung von 100 Fuß durch die Wellen begrenzt. Etwas Aehnliches habe ich nie gesehen, und man begreift dann wie wenig die abenteuerlichen Seestücke mancher Maler übertrieben sind. Natürlich sind dann fast alle Segel eingerefft, wir zerrissen mehrere, und der Capitain hatte ernstliche Besorgniß daß wir die Masten verlieren würden.

Könnte man eine „Landratte" bei solcher See urplötzlich auf ein Schiff versetzen, so würde ihm der sofortige Untergang desselben, insbesondere das Umschlagen unvermeidlich erscheinen; dieser letztere Zufall jedoch ist einer der seltensten, und trifft fast nur offene Küstenfahrer die von einem Sturm überrascht werden. Freilich kann das größte Schiff durch ungeschickte Behandlung umgeworfen werden, z. B. wenn es im Sturme seine Segel nicht einrefft, oder wenn die Ladung, die Kanonen u. s. w. lose sind, und bei heftiger Bewegung das Gleichgewicht verändern; ein ordentliches Schiff aber muß, selbst wenn Masten und Alles auf Deck weggeweht und weggespült ist, doch noch gerade und frei auf den Wellen

schwimmen, da es fest gebaut und hermetisch verschlossen ist. Ein wenig Wasser dringt natürlich immer ein, und das Pumpen das wir in jenen Tagen nur zu oft hören mußten, klingt nichts weniger als beruhigend.

So war besonders die Nacht welche die St. Elmsfeuer uns so ominös angekündigt hatten, eine der ärgsten, und in der dumpfen Kajüte, bei einer Bewegung des Schiffs und einem Lärm der keinen Schlaf möglich machte, kaum zu ertragen. Selbst in dem engen Raum seines Lagers wird man in empfindlicher Weise hin und her geworfen, und das ewige Aechzen und Knarren jeder Planke und jedes Balkens im Schiff stimmt unheimlich zu dem Pfeifen des Sturms im Tauwerk. Dabei prasselte der Regen auf's Verdeck, der Donner rollte, und Alles was nicht fest gemacht war tanzte und purzelte umher: ein Haufen Orangen die in einer leeren Koje aufbewahrt wurden, hüpften durcheinander, als wollten sie den Donner parodiren, unsere Champagnergläser ächzten in Todesnoth und brachen die Hälse, zum Glück kein großer Schaden, denn der Champagner an Bord war schnöder Aepfelwein; — kurz es war ein Lärm und eine Verwirrung ohne Ende. Was einen Begriff von der Wuth des Sturmes geben kann war der Umstand, daß eine schwere hölzerne Treppe die unter einem Winkel von 60°, also sehr schief gelehnt stand, rückwärts umfiel unter gräßlichem Gepolter; es mußten sonach die

Masten einen Winkel von weniger als 60° mit dem Horizont gemacht haben. Daß dies der „stille" Ocean sei, war uns in unserm Unmuth schwer begreiflich.

So war die Nacht für uns, wie mag sie erst für die armen Matrosen und für den unglücklichen Capitain gewesen sein, welch letzterer um so mehr fortwährend in angestrengtem Dienst thätig sein mußte, als die Bemannung von nur 4 Matrosen bei einem solchen Sturm lange nicht ausreichend ist; die Segel müssen eingerefft, alle möglichen Dinge angebunden und verwahrt werden, und stete Aufmerksamkeit war um so nöthiger, als wir der Küste nahe waren. Dabei war die Mannschaft bis auf die Haut durchnäßt, nicht nur vom Regen sondern von den überschlagenden Wellen, und bekanntlich wird ein Kleidungsstück das von Seewasser benetzt ist, kaum wieder trocken, weil das zurückbleibende Salz stets wieder Feuchtigkeit anzieht; so sank denn der arme Capitain, dem täglich zwei Anzüge naß wurden und keiner wieder trocken, in seiner Toilette täglich tiefer, und erschien am Morgen nach jenem Sturm über und über in Flanell gekleidet, wie eine Vogelscheuche, der Schiffsjunge aber, vielleicht in noch größeren Difficultäten als sein Herr, trat in einem weißen Mantel auf, wie Don Juan im ersten Akt.

Den nächsten Abend legten sich Wind und Wellen, um wieder eine unleidliche Windstille einzuleiten; der

Sturm hatte uns im Kreise herumgetrieben und wir waren um drei Meilen vorwärts gekommen, den nächsten Tag war es nur eine Meile, die wir kümmerlich mit Laviren im ewigen Zickzack dem widrigen Winde abgewannen. So waren wir den 4. unter 1⁰ 30′ N. B., Angesichts des Cap Galera, aber dieses perfide Cap kostete wieder zwei Tage, ehe wir es umschiffen konnten; selbst der Capitain, an die ungünstige Witterung der Küste doch gewöhnt, fing an den Muth zu verlieren, natürlich nachdem wir Passagiere längst an Allem verzweifelt hatten.

Am 6. November mit Sonnenuntergang passirten wir die Linie. Dieses Ereigniß, wiewohl es streng genommen nur in den Bereich der mathematischen Geographie gehört, ergreift die Phantasie des Reisenden auf's Lebhafteste, und es ist der allgemeinen Stimmung wohl angemessen dasselbe als Freudenfest zu begehen, wie dies auf den meisten Schiffen der Fall ist. Neptun und sein Hof erscheinen dann an Bord, und die Neulinge die zum Erstenmal die Linie passiren, werden vorgefordert und je nach ihrem Rang und der Bereitwilligkeit sich loszukaufen härter oder leiser vom Scepter des Meergottes berührt. In den Händen der prosaischen Yankees aber gerathen solche ehrwürdige Gebräuche schändlich in Verfall, und außerdem hatten wir noch einen andern Feind jeder Festlichkeit in dem einen spanischen Passagier, der

als Kind einmal bei diesem Anlaß als Seegespenst hatte figuriren müssen, und diesen Schimpf noch nicht verschmerzt hatte; er schalt die Matrosensitte roh, erzählte Mordgeschichten von Passagieren die in Vertheidigung ihrer Würde harmlose Seegötter erschossen hatten, und schien weit erhaben über diese Thorheiten. Nichts desto weniger setzten wir uns hin, tranken in dem besten Wein der zu haben war, unsere höchsteigene Gesundheit, und aßen welch unverdaulichen Kuchen, des Schiffskochs Meisterstück, mit grimmigem Behagen.

Am 9. hatten wir prachtvolles, jedoch kühles Wetter, woraus die Nähe von Hochgebirge zu schließen war; wir waren dem Chimborazo gegenüber, den man bei klarem Wetter sehen kann; leider lag zu viel Nebel auf der Küste. Wie gern hätte ich Guayaquil besucht, von wo man in die Nähe dieses hochberühmten Berges gelangt, aber das gelbe Fieber welches, seit es vor fünf Jahren dahin verschleppt worden war, unablässig dort wüthete, verbot es mir. Es gilt in Amerika für Tollheit sich ohne Noth in den Bereich dieser furchtbaren Epidemie zu wagen.

Wir passirten auch ein Schiff, das erste auf dieser Reise; es war eine große amerikanische Barke, sehr schmutzig und vermuthlich ein Wallfischfänger. Sie kam früh Morgens in Sicht, denselben Cours wie wir verfolgend, und Nachmittags überholte sie unser kleiner

Schnellsegler; wir zeigten unsere peruanische Flagge, und drauf der Amerikaner seine roth und weißgestreifte, zur großen Freude unseres Capitains. Ich beobachtete das bekannte Phänomen, wie sich zuerst bloß die Spitzen der Masten zeigen, bis allmälig das ganze Schiff sichtbar wird. Am 10. sahen wir in 4⁰ S. B. die peruanische Küste, rauh und felsig wie alle Punkte der Westküste an denen wir vorbeigesegelt, Nachts passirten wir Cap Blanco, den westlichsten Punkt von Südamerika; der Capitain nannte es das Cap Horn dieser Küste, und es machte seiner Benennung Ehre durch so hohe See, daß abermals an Schlaf und Ruhe nicht zu denken war. Am 11. hatten wir Morgens 10 Uhr nur 16⁰ Wärme, eine Temperatur die mir der ich in Westindien halb gekocht war, wirklich empfindlich kalt vorkam, aber doch auch wieder etwas kräftigendes hatte; das erschlaffende ewige Transpiriren hört dann natürlich auf. Jede Nacht hatten wir nun schweren Thaufall, der an dieser regenarmen Küste den einzigen Niederschlag bildet.

Nachdem wir in der Nacht zum 12. noch recht abscheuliches Wetter gehabt und beinahe unsere Masten verloren hatten, näherten wir uns endlich am Nachmittag dieses Tages der lang ersehnten Küste von Payta unter 5⁰ S. B., und nach den Unannehmlichkeiten einer stürmischen und über die Maaßen langwierigen Ueberfahrt erschienen selbst die dürren und felsigen Ufer welche

wir vor uns hatten, dem Auge höchst erwünscht. Wir hatten viel Glück im Einlaufen, und fanden uns noch vor Sonnenuntergang dem Städtchen Payta gegenüber, mit hinlänglicher Muße das überaus dürre und elende Aussehen des Orts und der Gegend zu betrachten, und uns zu verwundern wie Menschen dort existiren können.

Den nächsten Morgen gingen wir an's Ufer, wo uns am Zollgebäude sofort das krause Wappen der Republik Peru mit seinem Llama und seinen Füllhörnern entgegen leuchtete. Die Stadt liegt in der Tiefe eines geräumigen, von steilen Fels- und Bergwänden eingeschlossenen Hafens, und lehnt sich an eine Reihe kahler Sandhügel mit abschüssigen Wänden. Die Häuser sind ohne Ausnahme elend, einige wenige zweistöckig und angestrichen, die meisten aber klägliche Machwerke von Holz- oder Rohrgeflecht, mit Lehm verklebt. Strohdächer erhöhen noch den ärmlichen Eindruck, und das Ganze ist recht eigentlich ein Gemälde grau in grau, denn man sieht kein einziges grünes Plätzchen welches diese Einfarbigkeit unterbräche. Man begreift nicht wie ein Mensch auf den Gedanken kommen konnte sich in einer so trostlosen Wüste niederzulassen, aber die Menge von Schiffen im Hafen, die Anzahl von wohlhabenden Leuten und ansehnlichen Waarenlagern läßt hinlänglich errathen, daß die auri sacra fames, wie an so manchen Orten Amerika's auch hier Wunder gewirkt hat. Obgleich

entblößt von dem ersten Bedürfniß einer Ansiedlung, Fruchtbarkeit des Bodens, ist Payta doch eine der ältesten Städte auf dieser Küste, und verdankt dies wohl zunächst ihrem trefflichen Hafen, einem Vortheil der in dieser Gegend selten ist; getrennt durch eine Wüste von 12 Leguas Breite und beträchtlicher Länge an der Küste hin, die Wüste von Sechura, liegt im Binnenlande die Stadt Piura, Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz, ein bedeutender Ort von 12,000 Einwohnern, und als Hafenplatz dieser Stadt erfreut sich Payta seiner dermaligen Blüthe. Es zählt 3 — 4000 Einwohner, darunter viele Weiße, die Mehrzahl von indianischer Abkunft, und weniger Neger und Mischlinge von diesen; die Payteños gelten für die besten Seeleute dieser Küste, sind aber im Allgemeinen vollkommen so träge und genügsam wie alle Bewohner des tropischen Südamerika. Der Handel besteht hauptsächlich in der Einfuhr europäischer Manufakturen, einiger Ausfuhr von Produkten des Binnenlandes, als Baumwolle, Salz, Talg, Tamarinden u. s. w. und im Küstenhandel mit den benachbarten Häfen wie Guayaquil. Außerdem ist dieser Hafen ein sehr beliebter Ruheplatz für die Wallfischfänger während ihres langen Aufenthalts in der Südsee — kurz Payta ist nicht so ganz ohne Leben, als man anfangs denkt. Es ist zudem die Residenz eines amerikanischen und französischen Consuls, und letzterer scheint alle

Comforts um sich versammelt zu haben, die ihm das Leben hier erträglich machen können; er war Eigenthümer des Schiffs in dem wir segelten, und empfing uns mit ächt französischer Höflichkeit.

Zu meiner großen Freude fand ich aber auch einen Deutschen, Dr. med. Simons, einen intelligenten und liebenswürdigen Mann in diesem Winkel der Erde, und so angenehm französische Formen manchmal sein mögen, so geht doch nichts über die herzliche Aufnahme, die der deutsche Reisende bei seinen Landsleuten in der neuen Welt findet, und es ist eine der größten Annehmlichkeiten, daß man fast in jeder Seestadt Amerika's Deutsche aus den gebildeten Klassen antrifft. Mit dem Doctor durchwanderte ich die Sandwüsten der Straßen von Payta und betrachtete die sehr unbedeutenden Merkwürdigkeiten die sich vorfanden. Obenan steht die Kirche, ein hölzerner Schoppen mit einer Masse Heiligen, groß und klein, im abscheulichsten Geschmack, und einer wunderbaren, wenn auch nicht wunderthätigen Madonna, deren Geschichte uns der Sakristan mit großem Ernst vortrug: als der bekannte englische Weltumsegler Anson im vorigen Jahrhundert Payta eroberte, drangen die Feinde unter anderem in die Kirche um zu plündern, und einer der betrunkenen Soldaten versetzte der Madonna ein paar Säbelhiebe in den Hals und das Kinn; alsbald begann das Bild zu bluten, und so oft man in späterer Zeit versucht hat

die Wunden zu übermalen, brachen sie alsbald wieder hervor, und die blutigen Spuren sind noch jetzt sichtbar. Bemerkenswerth sind die Weihkessel am Eingang der Kirche, zwei prachtvolle Riesenmuscheln, 2 ½ Fuß lang und halb so breit; leider sind sie von diesen Barbaren im Einklang mit den übrigen geschmackvollen Verzierungen der Kirche mit blauer Oelfarbe angestrichen. Eine andre Kirche wurde eben restaurirt, und seltsam genug prangt über dem Eingang das alte Idol der Peruaner, eine ungeheuer grell angemalte Sonne. Vor dieser Kirche befindet sich der Marktplatz, eine Sahara mit fußtiefem Sande; eine Reihe von mehr als hundert Maulthieren und Eseln bewies daß alle Produkte, wie es natürlich ist, aus der Ferne kommen; Wassermelonen, nebst Einigem an schlechten Orangen waren die Marktwaaren. Mir fielen die Sättel, ein hölzernes ungeheures Gerüst mit einer Schabracke bedeckt, und besonders die Steigbügel auf: sie sind von Holz, groß und plump, und von der Gestalt eines chinesischen Pagodendachs; später machte ich die Erfahrung daß in den Andes, wo man fortwährend an Felsen stößt, andre Steigbügel gar nicht zu gebrauchen sind. Die Tracht der Männer ist der Poncho, ein viereckiges Stück Tuch mit einem Einschnitt in der Mitte, durch das der Kopf gesteckt wird, eine in Peru und bei den altbayrischen Postillons übliche Bekleidung. Die Weiber hüllen sich in ihren langen, schmalen Shawl,

meist von blauer Farbe, ihre Gesichtszüge sind die normal indianischen, und ihr schwarzes langes glänzendes Haar ist prachtvoll; wir machten uns den Spaß den Haarschmuck einer jungen Indianerin zu befühlen, was sich die Schöne gern gefallen ließ, es war aber grob wie Pferdehaar. Die Weiber von Colan, einem Dorf 5 Stunden von Payta, bewahren noch dieselbe Tracht welche bei der Entdeckung des Landes Mode war, einen sehr unmalerischen Sack von schwarzem Zeug mit drei Oeffnungen für Kopf und Arme; dieses wunderliche Gewand hängt ohne Gürtel in weiten Falten um den Leib, und ist als eine der wenigen historischen Curiositäten Amerika's erwähnenswerth.

In Payta regnet es nur alle 7 Jahre, und die völlige Dürre des Bodens geht damit Hand in Hand; dieser Regenmangel ist um so auffallender, als wir den Tag nach unserer Ausfahrt aus dem Hafen Regen in Fülle auf der See hatten. Selbst der Thau, welcher in den Tropen während der trockenen Jahreszeit den Regen reichlich ersetzt, und ohne den man keinen klaren Tag haben würde, ist hier nur spärlich; das letzte Jahr war ein gesegnetes, und in solchen Regenjahren ist auch der Boden mit dürftiger Vegetation bedeckt, welche aber nach halbjähriger Dürre wieder verschwindet. Nicht einmal Trinkwasser besitzt die Stadt, und es wird mehrere Stunden weit auf Lastthieren herbeigeschafft, welche große

Gefäße von Kürbisschalen an beiden Seiten des Sattels tragen, dieses Wasser ist aber gut. Die Tageshitze von 20 — 22° R. ist gemäßigt, der Gesundheitszustand befriedigend, und die einzigen Patienten des Dr. Simons sind die Matrosen fremder Schiffe; hin und wieder mögen die Blattern Unheil stiften, und ich sah einen armen Indianerjungen, der durch ungeschickte Behandlung eines einheimischen Arztes ein Auge in dieser Krankheit eingebüßt hatte.

Von den Wallfischfängern lag gerade ein Amerikaner, der Corinthian von New-Bedford, dem Hauptsitz dieser Unternehmungen, im Hafen, ein Schiff erster Größe von stattlichem Ansehen. Dieses Schiff war zwei Jahre unterwegs und hatte etwa $^2/_5$ seiner Ladung an Thran eingenommen; es war im Begriff wieder in See zu gehen und sollte neun Monate kreuzen, ehe es an der Insel Juan Fernandez einen weiteren Aufenthalt machte; die ganze Reise war auf 4 Jahre berechnet. Es war leicht in dem Wesen des Schiffsvolks etwas Scheues, Schweigsames zu bemerken, wie es die lange Entfernung aus aller menschlichen Gesellschaft in ihrem harten Dienste mit sich bringt; sie nahmen mich indeß sehr freundlich auf und zeigten mir alles Interessante an Bord. Was mir zuerst in's Auge fiel, war die Menge der Boote mit denen das Schiff versehen war; jedes enthielt den vollen Apparat zum Fang, mit großer Ordnung und

Genauigkeit für den augenblicklichen Gebrauch zugerichtet; in einem Kübel, um einen Pflock gelegt, befindet sich die fingerdicke Leine der Harpune, welche durch das Vordertheil des Boots läuft; fünf Mann bilden die Bemannung desselben, der Harpunier steht vorn, Einer steuert mit einem langen Ruder; sowie der Wallfisch getroffen ist und nun durch die Widerhaken der Harpune an der Leine gehalten wird, nimmt der Steuermann den vordern Platz ein und sucht mit einer scharfen Lanze, die aber nicht stecken bleibt, das Thier tödtlich zu verwunden. Ein oder zwei Mann sind, wenn das Schiff im Jagdrevier ist, fortwährend im Mastkorb, und oft ist da oben eine Tonne zum besseren Aufenthalt befestigt. Die Mannschaft bestand aus etwa 36 Köpfen, denn ein Wallfischfänger kann deren nicht zu viel haben; Unglücksfälle und Krankheiten sind nicht gerade selten, und sehr viele sind immer zum Ausreißen geneigt, was im Hafen nur mit Mühe verhindert werden kann. Das Schiff war in guter Ordnung und reinlich gehalten, trotzdem aber der Thrangeruch ziemlich unerträglich; das ganze Verdeck hat einen doppelten Boden zur Schonung, der am Ende der Reise weggenommen wird; vorn ist der große Ofen mit zwei eisernen Kesseln zum Sieden des Thrans, und einer Menge dazu gehöriger Geräthschaften.

Der Wallfischfang ist sehr vortheilhaft, erfordert aber ein großes Kapital; die meisten Schiffe gehören den

Franzosen oder Amerikanern, und es scheint daß die letztern die Sache besonders zweckmäßig zu betreiben wissen; einige Häfen in New-Hampshire und Massachusetts, besonders New-Bedford sind die Hauptplätze für die Ausrüstung, und Quäker hauptsächlich die Unternehmer. Um dem Capitain und der Mannschaft ein Interesse am Fang zu geben und letzterer das Desertiren zu verleiden, werden Alle mit Antheilen am Gewinn bezahlt, der Capitain erhält $1/_{15}$, der Steuermann $1/_{45}$, die Matrosen nach ihrer Tüchtigkeit $1/_{120}$ bis $1/_{180}$, wofür sie aber die Versicherungsprämie zu tragen haben. In den tropischen Meeren ist die Ausgiebigkeit an Fett weit geringer als in höheren Breiten; ein gewöhnlicher Wallfisch gibt bis zu 200 Tonnen Thran, zu 30 Gallonen, der Pottfisch, Spermwhale höchstens 120 Tonnen, aber die Tonne des letzteren gilt 30 Dollars, die andere nur 18. Es pflegen daher die Amerikaner hauptsächlich dem Pottfisch nachzustreben und bleiben länger, meist 3—4 Jahre aus; so auch der Corinthian, der gegen 3500 Tonnen Thran faßte und seinen Eigenthümern 70—80,000 Dollars reinen Profit versprach, außerdem dem Capitain etwa 8000, und so fort. Manche Schiffe bleiben bis 7 Jahre aus, in welcher Zeit sie im günstigen Falle drei Ladungen machen, welche entweder in Lima verkauft oder nach Hause geschickt werden. Diese Schiffe durchstreichen den ganzen stillen Ocean, und suchen nur

alle 9—12 Monate einen Hafen; aber oft zwingt das Umsichgreifen des Scorbuts den Capitain einzulaufen; die amerikanischen Schiffe haben keine Aerzte, aber die Consulate der Vereinigten Staaten zahlen für jeden erkrankten Matrosen eine angemessene Summe zur Verpflegung.

Auf der Fahrt durch den Hafen gewahrte ich eine große Menge Möven und Pelikane, welche sich ohne Scheu mitten unter die Schiffe wagten; dieser Pelikan ist grau mit gelbem Schnabel und kleiner als der schöne rosenfarbene Vogel derselben Gattung, welcher oft in Menagerien gezeigt wird. Wenn sie am Ufer ihre Nahrung suchen fängt man sie in eigenthümlicher Weise, indem man ihnen ein Steinchen zuwirft; der Pelikan ist neugierig und kommt heran, und man fährt fort ihn in dieser Weise immer näher zu locken, bis man das schwerfällige Thier mit Händen greifen kann.

Nachmittag 4 Uhr rief uns der Capitain an Bord, und als wir diese anscheinend unwirthliche Küste verließen, wunderte ich mich wie der Tag so angenehm vergangen war.

Unsere Reise von Payta aus war weit erträglicher als die erste Hälfte unserer Fahrt; die See obgleich sehr hoch, doch mäßiger bewegt als bisher, und ich empfand ihre Tücken nur noch einmal, als der Kajütentisch nebst Tintenfaß, Büchern und zwei daran sitzenden Passagieren

eines schönen Abends mir in's Bett stürzte, in dem ich schon lag, zu allseitiger großer Verwunderung. Regen und Sturm verschonten uns fast gänzlich, und die neuen Vorräthe von Payta richteten unsere halbgeknickten Seelen wieder auf. Leider mußten wir den größten Theil des trefflichen Rindfleisches über Bord werfen, da es sich nicht hielt, und die ungeheuern Portionen Wassermelonen die wir nur so aus langer Weile verzehrten, hielten uns fortwährend das unrühmliche Ende Kaiser Friedrichs III. vor Augen, der bekanntlich an einer Indigestion verstarb, nachdem er drei Melonen auf einmal verzehrt hatte; Kaiser Friedrich wurde indeß durch unsere Leistungen gänzlich in Schatten gestellt, denn es ist bekannt daß man bei der größten Langeweile den besten Appetit hat. Bald verschwanden indeß auch diese Genüsse wieder, und wir waren von Neuem in den bescheidenen Wechsel von Hühnern und Hammelfleisch zurückgedrängt; die ersteren ißt man sich ohnehin auf allen Schiffen zum Ueberdruß, und die zwei magern langbeinigen Hämmel die wir in Panama eingeschifft, hatten selbst auf unsrer langwierigen Fahrt nicht die Möglichkeit gefunden sich einigermaaßen auszumästen. Ich erinnere mich, daß als der eine dieser Schafböcke geschlachtet wurde und es galt ihn rasch aufzuzehren, wir an einem Mittag fünferlei Hammelfleisch hatten, was — vorausgesetzt daß dasselbe gut gewesen wäre — doch gewiß des Guten zuviel war.

Ueberhaupt war die Kost erbärmlich für den enormen Preis von 160 Doll., da man doch auf den besten Paketbooten der Welt, zwischen Amerika und England nur 120 Doll. zahlt. Und was soll ich daneben von unserer geistigen Nahrung sagen! Die fünf oder sechs Bücher an Bord hatte ich bereits auswendig gelernt, eben so viele Briefe nach Europa geschrieben und darin die Erlebnisse meiner Reise getreulich wiedergekäut; aber der Mensch ist nicht geschaffen wie ein Bär, der während seines Winterschlafes Weisheit aus den eigenen Pfoten saugt, und meine Ressourcen waren durch die furchtbare Langweiligkeit der Reise vollkommen erschöpft und alle Regsamkeit gelähmt, so daß das Patience-Legen zuletzt noch die intellectuellste Beschäftigung war die ich mir zumuthete. Glücklich erschien mir da der eine meiner Reisegefährten, ein junger Mann aus Panama, der wirklich von jenen beneideten Eigenschaften des Bären ein gut Theil besaß: er ging mit den Hühnern Abends 6 Uhr zu Bette und stand Morgens um 9 auf, vom Rest des Tages brachte er zwei Stunden bei Tische, und eine halbe auf Deck zu, die übrige Zeit schlummerte er abermals in glücklicher Selbstvergessenheit in seiner Höhle. Ein solcher Gesellschafter bot begreiflicher Maaßen wenig Anregendes, die Uebrigen waren mir nicht angenehm, und nur der Capitain, ein junger Mann und Amerikaner durch und durch, unterhielt mich zuweilen durch

Erzählungen aus dem Kreise der ihm eigenthümlich war, und durch die Naivetät seiner politischen und socialen Anschauungen. Obgleich von ganz niederer Geburt und Erziehung, und seines Zeichens eigentlich ein Seiler, wie er sehr offenherzig erzählte, entbehrte er keineswegs jener Würde des Selbstbewußtseins die jedem Yankee beiwohnt, und die im rechten Maaß einer der glücklichsten Züge des amerikanischen Nationalcharakters ist. Sein Urtheil über die verschiedensten Dinge war gesund und praktisch, nur die Nationaleitelkeit war eine Grube in die er jedesmal stürzte, und dann waren seine Rodomontaden über die Größe Amerika's und seiner Ueberlegenheit über England herzlich ungenießbar; solche Käuze erscheinen außerhalb der Vereinigten Staaten dem Europäer sehr seltsam und originell, und mir selbst, der ich sie doch von Ort und Stelle her kannte, waren sie in fremder Umgebung immer besonders auffallend. Dieser Mann war übrigens in seiner schweren Pflicht unermüdlich, und die Freudigkeit und Genügsamkeit mit der er sich in seine bescheidenen Verhältnisse fügte, machte ihm alle Ehre und beschämt die, welche in weit glänzenderer Lage sich mit selbstgeschaffenen Grillen quälen.

Einiges aus des Capitains Erzählungen habe ich aufgezeichnet: Unter den Seeleuten existirt eine Geisteskrankheit »the Horrors« genannt, welche namentlich in Winterszeit dieselben befällt, wenn sie nach einer

mühseligen Reise ans Land kommen, sich unvorsichtig der Ofenhitze aussetzen, und dabei nach Matrosenart sich großer Unmäßigkeit ergeben. Nach einigen Tagen in dieser Weise zugebracht müssen sie etwa wieder an Bord, und dann zeigen sich die schrecklichen Symptome des Uebels: einige werden mitten in ihrer Arbeit, vielleicht hoch in den Masten plötzlich von Verwirrung ergriffen und stürzen herab, Andere erheben mitten im Schlaf ein gräßliches Geheul und stürzen sich oft in die See, ehe Hülfe kommt; der Capitain sah einst einen jungen Matrosen müßig und anscheinend zerstreut auf Deck stehen, und fragte ihn was ihm fehle: „Ich weiß selbst nicht,“ sagte der Andre, nahm einen Anlauf und sprang über Bord. Die Kranken welche einem solchen Ende entgehen, erholen sich allmälig; der Erzähler selbst hatte zwei Leute aus dem Takelwerk gerettet, die ihre Besinnung verloren hatten und im Begriff waren herabzustürzen.

Komisch ist die Art ein Schiff von Ratten zu säubern, wie es vor unserer Reise an Bord des (der Engländer und Amerikaner würde sagen der) Mazeppa ausgeführt worden war: das ganze Schiff, alle Luken, Fenster, Spalten und Ritzen werden luftdicht verschlossen und ein Feuerchen im Raume angezündet, welches allen Sauerstoff verzehrt und den armen Ratten den Erstickungstod bereitet; zur Probe läßt man ein Licht hinab, und

wenn es erlischt kann man der Vertilgung des Ungeziefers gewiß sein. Leider hilft es nicht lange, denn schon im nächsten Hafen sieht man diese frechen Thiere, als ahnten sie das leere Quartier, nach dem gereinigten Schiff schwimmen und an den Ankerketten hinaufklettern! Ganz fruchtlos ist jene Procedur für die Plagegeister aus der Insektenwelt, und auf dem Mazeppa war es mit den großen abscheulichen, anderthalb Zoll langen Schaben (Cucuracha auf spanisch, englisch Cockroach) gar nicht auszuhalten; diese über die Maaßen ekelhaften Thiere fielen uns im Bett aufs Gesicht oder liefen uns über den Leib, daß man vor Abscheu laut aufschrie. Sie fressen Alles an, und da es z. B. Stiefelwichse gibt die mit süßem Stoff angemacht ist, so pflegen sie vom Leder die Wichse herunterzunagen. Wir wußten aber auch gegen sie Rath, indem wir Gefäße mit engem Rand in die wir Syrop als Lockspeise thaten, aufstellten; am nächsten Morgen waren Hunderte gefangen und wurden den Hühnern preisgegeben.

Ich habe vorher des „krausen" Wappens von Peru Erwähnung gethan, eine Bezeichnung die alle amerikanischen Republiken angeht. Es scheint freien Staaten schwer zu werden, sich von dem erzfeudalen Gebrauch der Wappen loszumachen; führte ja selbst die Julius-monarchie ein Blatt Papier, die Charte vérité im Wappen, und in Amerika sind die Embleme noch

obendrein exotisch: Mexico hat den Adler der auf einem Cactus, ich sollte denken sehr unbehaglich, sitzt, Peru das Llama, den Chinabaum und die Füllhörner, Bolivia zum Llama ein paar Vulkane nebst Condor, La Plata Sonne, verschlungene Hände und Jakobinermütze. Am sonderbarsten nehmen sie sich auf den Münzen dieser Länder aus, welche meist sehr roh geprägt sind; die großen Goldunzen oder Quadrupel, 4 Louisd'or schwer erinnerten mich immer an die Scheiben von gelben Rüben, die im Märchen zu Goldstücken werden und umgekehrt.

Am 25. früh lag die Insel San Lorenzo, welche den Hafen von Callao begrenzt, vor uns, wir hörten die angenehme Musik der Ankerketten die auf Deck geschleppt wurden, und hofften den Abend im Hafen zu sein; aber um das Maaß der Widerwärtigkeiten mit denen wir auf dieser vierwöchentlichen Fahrt heimgesucht worden waren zu erschöpfen, sandte das grausame Schicksal uns Angesichts unseres Bestimmungsortes noch eine Windstille von 1½ Tagen! Am 26. früh waren wir so nahe, daß wir die Masten der Schiffe im Hafen und ihre Flaggen durchs Fernrohr erkennen konnten, während der untere Theil derselben und die Stadt Callao noch vor unsern Blicken verborgen war. Unsere Ungeduld war unbeschreiblich, bis sich gegen Mittag ein leichter Wind erhob und uns in den Hafen führte. Im Hafen nach

einer vierwöchentlichen Seereise der unangenehmsten Art, und Angesichts der Andes und Lima's! Es wurde mir schwer dieses Glück zu fassen, noch schwerer aber auf die Landung noch mehrere Tage verzichten zu müssen. Payta nämlich liegt nahe Guayaquil, und obgleich Payta, obendrein eine peruanische Stadt, gegen das gelbe Fieber an jenem Orte die strengste Quarantäne aufrecht erhält, so genügt diese Vorsorge den weisen Lenkern von Lima nicht, welche eine freilich verzeihliche Angst vor dem gelben Fieber haben. So wenig wir ahnten was uns drohte, erfüllten wir doch von vornherein die Form, indem wir uns im Gefühl unseres Unwerths an das äußerste Ende des Hafens und unter dem Winde vor Anker legten, damit unser Pesthauch nicht die Reinen beflecke; alsbald kam der Hafencapitain in seinem Boot heran, hielt sich jedoch in respektvoller Entfernung, und warf uns mit stummer Beredtsamkeit eine gelbe Flagge (!) an Bord, die wir denn in aller Demuth aufzogen, nur halblaut tiefe Verwünschungen murmelnd. Dann kam der Doctor, hielt ebenfalls in respektvoller Entfernung, nahm die Schiffspapiere und unsere Päſſe in Empfang und beräucherte sie mit großer Sorgfalt, nachdem sie schon bevor über und über mit Essig beschmiert worden waren. Unser erstes Gefühl war, den vermaledeiten Räucherer an den Ohren an Bord zu ziehen, damit er unsere Quarantäne wenigstens theilen möge, wir bedachten

aber daß nur höchste Demuth unser Loos erleichtern könne, und standen, als man nun obendrein auch unsere Personen aus der Entfernung zu mustern begehrte, mit lächelnden Mienen da, um nicht etwa krank auszusehen!

Der Capitain ging fröhlich ans Werk die Zeit der Quarantäne zum neuen Anstrich des Schiffes zu benützen, wodurch der Aufenthalt auf demselben noch unangenehmer wurde; wir Passagiere saßen verstimmt da, und hatten wenigstens Muße die Scenerie zu betrachten, die unter andern Umständen wohl entzückend genannt zu werden verdiente. Im Vordergrund der Hafen mit einer großen Anzahl von Kriegsschiffen und Kauffahrern aller Nationen, rechts die langgestreckte Felseninsel San Lorenzo, gerade vor uns in der Ebene Callao mit einem imposanten Fort aus spanischen Zeiten, denkwürdig als derjenige Besitz dieser Macht in ihren empörten Colonien, welcher am längsten die spanische Flagge trug. Dahinter durch eine unmerklich ansteigende Ebene von 2 Stunden Ausdehnung getrennt, zeigen sich in der Ferne die Thürme und Kuppeln der „hundert Kirchen" von Lima, und dicht hinter der Stadt die letzten Vorberge der Andes, über welchen sich drei bis vier weitere Ketten erheben, bis die letzte und höchste mit ihren schneebedeckten Gipfeln sich mit den Wolken vermischt. Das Panorama dieser Gebirge ist über Alles großartig, und die Wolken und

Nebel, die bald den einen, bald den andern Gipfel umziehen oder das Ganze wiederum enthüllen, gewähren eine fortwährende Abwechslung. Die Beleuchtung bei Sonnenuntergang war unvergleichlich, die ganze schneereiche Bergkette als wäre sie eine Wolke mit Abendroth übergossen, das sich noch lange in feenhafter Weise erhielt als wir schon längst von der Abenddämmerung umhüllt waren. Zu gleicher Zeit gab der Signalschuß vom französischen Admiralschiff das Zeichen zur Retraite und zum Einziehen der Flagge, und wie das Echo dieses Schusses erst an den Felsenwänden von San Lorenzo, und lange nachher in den entfernten Gebirgen verhallte, zogen auch wir, durch jenen herrlichen Anblick und die vergebliche Sehnsucht nur noch mehr mißmuthig gemacht, uns in unser unleidliches Gefängniß zurück.

Zehnter Abschnitt.

Lima — Ruinen von Pachacamac.

Am 29. November kamen endlich unsere ärztlichen Tyrannen uns zu befreien, und in Eile und Freude verließen wir das Schiff, das unterdeß den häßlichen Schmuck der gelben Pestflagge ebenfalls losgeworden war; wir landeten bald in Callao, welches sich in der Nähe ziemlich elend ausnahm, das gewöhnliche spanische Gewirr hölzerner Gallerien und Balkone, mit denen die baufälligen meist einstöckigen Baracken geziert waren, eine Masse schlechter Wirthshäuser und Läden, wie sie in Hafenstädten gewöhnlich sind, und eine Horde zerlumpter und lärmender Neger und Indianer von allen Farben und Physiognomien. Callao und Valparaiso sind abgesehen von ihrer Bedeutung als Handelsplätze zugleich die wichtigsten Stationen der Kriegsschiffe aller Nationen welche in den großen Ocean gelangen; in der That waren es, vor der Entdeckung der californischen Goldminen,

die einzigen Häfen von einigem Belang auf der ganzen langen Westküste des neuen Continents. Oft sind über zwanzig Kriegsschiffe in Callao versammelt, und welch wildes Treiben die Mannschaften der verschiedenen Nationen im Hafen verführen, kann man sich denken; natürlich steht das Vergnügen großartiger nationaler Prügeleien oben an, und es sollen manchmal 25 bis 30 Box-Zweikämpfe gleichzeitig im Gange sein; nicht selten stehen die Officiere, die wissen daß der Matrose sich austoben muß, dabei und sehen darauf daß Alles ehrlich hergeht. Zuweilen wird der Kampf auch ernstlicher; so kamen z. B. in Valparaiso achtzehn Franzosen um, die von den Amerikanern einen Felsen hinabgestürzt wurden.

Jedem Reisenden pflegen im Hafen von Callao die unbedeckten Weizenhaufen aufzufallen, welche einerseits die Getreideausfuhr des außertropischen Chile, andererseits die völlige Abwesenheit des Regens an der peruanischen Küste charakterisiren.

Die Insel San Lorenzo, durch das furchtbare Erdbeben des Jahres 1746 vom Festlande abgerissen, und den Hafen begrenzend, hat ein besonderes peinliches Interesse, da sie bis vor wenigen Jahren der Begräbnißort der ketzerischen Ausländer war, welche in Callao oder Lima ihren Tod fanden; ist schon an und für sich jeder Todesfall in weiter Fremde ergreifend, so erhöht noch

der öde unwirthliche Anblick dieser Felseninsel das Traurige eines solchen Grabes fern von der Heimath. Ich habe auf meinen Reisen nicht viel ans Sterben gedacht, aber die Art und Weise wie fast überall besonders in tropischen Ansiedlungen der arme Europäer der dort dem Klima oder sonst seinem Geschick erliegt, in fremder Erde nach zwölf Stunden eingescharrt und nach vierundzwanzig Stunden vergessen wird, macht einen tief verletzenden Eindruck, so begreiflich auch die Sache an und für sich ist, und der Wunsch vor einem solchen Tode bewahrt zu sein wird sehr lebhaft. Eine hübsche Pietät spricht sich in der englisch-indischen Sitte aus, den Namen eines solchen Armen den in der Fremde vor der Zeit sein Ende ereilt, nie ohne den Beisatz »poor« auszusprechen; wie oft habe ich von »poor Jacquemont« oder »poor Doctor Hoffmeister« reden hören.

Zur Verbindung mit Lima, dessen Hafen Callao ist, gehen fast stündlich Omnibus ab; der Weg ist etwa drei Stunden lang und wird in einer guten Stunde zurückgelegt, ohne daß die namhafte Steigung von 5 bis 600 Fuß bemerklich würde; es ist eine breite sandige, sehr vernachlässigte Chaussee, an deren Seite sich ein ziemlich ödes Küstenland erstreckt; nur einige Haciendas, Landgüter, und häßliche Bastionen von Lehm aufgeworfen, Reliquien der ewigen Bürgerkriege und Revolutionen, unterbrechen die Einförmigkeit. Diese Straße ist als sehr

unsicher berüchtigt, da die erbärmliche Ordnung im Lande nicht nur eine scharfe Aufsicht ausschließt, sondern durch jene steten Fehden Gesindel und Räuberbanden förmlich heranzieht; die Landessitte ist, daß man sich nicht wehrt sondern sich getrost ausplündern läßt, und werthvolle Dinge auf andere Weise als im Omnibus befördern läßt;* zum Glück kamen wir nicht in den Fall uns über diese Alternative praktisch zu entscheiden. Die zweite Hälfte des Weges ist besser erhalten und mit einer hübschen Allee von Trauerweiden geziert, die als eine heimathliche Erinnerung das Auge erfreuen, denn so sehr ich noch vor wenigen Monaten nach dem Anblick erotischer Gebilde strebte, so wohlthuend war mir bereits wieder eine solche Abwechslung; daß Peru das Vaterland vieler unserer Gartengewächse ist, zeigte mir auf dieser Fahrt das im Chausseegraben und an Mauern üppig wuchernde hochgelbe Tropaeolum.

Bald erreicht man nun das Thor der „Stadt der Könige,"** ein hohes Gebäude in zweifelhaftem Geschmack,

* So ist es auch in Mexico auf der Route die von Vera Cruz nach der Hauptstadt führt; Jedermann übergibt, wenn er diese Reise in der Postkutsche macht, sein Gepäck einem Maulthiertreiber zur langsamen und sichern Beförderung, und steckt nur ein paar Goldunzen zu sich, um bei einem Ueberfall von den Räubern nicht für einen Habenichts angesehen und demgemäß übel behandelt zu werden.

** Der stolze Name rührt von dem Tag der Gründung, dem Dreikönigstage, her.

mit einer abscheulichen Fratze geziert, welche den prosaischer Weise in einem Omnibus einziehenden Ankömmling grinsend begrüßt; der Stadttheil welchen man zuerst betritt ist ärmlich und öde, bald folgen indeß bessere Straßen, welche hübsche Gebäude und glänzende Läden enthalten, und das bunte Gewimmel aller Nationen und Trachten, wofür Lima bekannt ist, versetzte mich bald in jenes Staunen, welches man beim Eintritt in eine fremde und hochberühmte Stadt ungern entbehrt. Man setzte mich in einem französischen Gasthof ab, welcher bequem und reinlich zu sein schien, jedoch mein erster Besuch in dem Handlungshaus Huth, Grüning u. Comp. hatte eine verbindliche Einladung seines Chefs, Herrn Hermann Rodewald aus Bremen zur Folge, welcher ich, an amerikanische Gastfreiheit schon gewöhnt, nicht widerstand; die unendliche Güte und der höchst angenehme und belehrende Umgang dieses liebenswürdigen Mannes wird mir stets unvergeßlich bleiben. Unter den Häusern aller großen Seestädte Amerika's stehen die deutschen, fast ausschließlich Hansestädter, oben an, und unter diesen findet man den in Deutschland sonst selteneren höchst ehrenwerthen Stand des merchant im englischen Sinne, oder besser des deutschen Kaufherrn wie er aus der Hansa emporgewachsen ist, vertreten. Wir lieben nicht den Banquier, der in der schlauen Berechnung der Course von Werthpapieren nur den nackten Geldgewinn erstrebt,

ohne durch seine Betriebsamkeit der Welt nützlich zu werden, wogegen der Kaufmann in jenem großen Maaßstabe nicht bloß der eigenen Bereicherung seine Kräfte widmet, sondern indem er über Meere und Länder seine Verbindungen ausdehnt, ein wichtiger Beförderer des Weltverkehrs und für ferne Völker der Bringer der Civilisation wird. Es ist eine wahre Freude zu beobachten, wie gerade diese Klasse deutscher Kaufleute durch Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit dem deutschen Namen bis in die weiteste Ferne einen guten Klang gesichert hat.

Ich beeilte mich nun die Stadt mit mehr Muße und Annehmlichkeit als die Einfahrt mit sich brachte, zu durchwandern, und fühlte mich durch das bunte und erotische Treiben in den Straßen höchlich interessirt und angezogen. Neben den europäischen Trachten, deren modische Nachahmung sich der peruanische Elegant sehr angelegen sein läßt, gewahrt man die malerischen Mäntel der Männer aus der Mittelklasse, welche selbst im Sommer nicht abgelegt werden, während der Reisende zu Pferd die Straße auf seinem kleinen Paßgänger durchzieht: der thurmhohe Sattel, die ungeheuern hölzernen Steigbügel und der Anzug des Reiters selbst sind ein ganz neuer Anblick, der breite Strohhut und der schon beschriebene Poncho erscheinen als die zweckmäßigste und geschmackvollste Reisetracht. Der Poncho ist denn auch eine Hauptkleidung der Neger und Indianer, und jedenfalls

ein primitives Kleidungsstück, da er nur aus einem viereckigen Stück Zeug mit einem Schlitz durch den der Kopf gesteckt wird besteht; oft sinkt er zum bloßen Lumpen herab, ist aber selbst dann noch kleidsam. Mit größtem Jubel aber begrüßte ich den ersten Anblick einer Limeña in der oft beschriebenen originellen Nationaltracht der Saya y manto: die saya ist ein meist schwarzseidener wattirter Rock, welcher beim Ausgehen knapp über das Kleid angelegt wird, der manto ist dann hinten an der Taille befestigt, und verhüllt Kopf und Oberkörper, er ist eng um die Taille gezogen und zeigt die zierlichen Formen höchst vortheilhaft. Mit unendlicher Grazie und Koketterie verhüllt die Limeña das Gesicht ganz oder theilweise, in der Regel ist nur das Eine Auge unbedeckt, und ein solches wandelndes Auge nimmt sich seltsam aus, während es zugleich die Neugier in hohem Grade reizt. Ihr Gang ist bewunderungswürdig schön, die Füßchen unvergleichlich, und selbst in dieser Verhüllung liegt so viel Anmuth, daß man das Herz des Fremden nicht ohne Noth vor dieser erotischen Erscheinung warnt. Leider fangen die Vornehmen jetzt an die französischen Moden nachzuäffen; die mittlere Klasse bedient sich aber jener Tracht noch ausschließlich, und man begegnet ihr fortwährend in den Straßen. Die ärmlichste Erscheinung sind zuletzt die Indianerinnen mit ihren breiten Gesichtern, einen großen Strohhut auf dem Kopf

und ein viereckiges meist sehr buntes Tuch umgeschlagen; sie kommen zu Pferd oder zu Esel in die Stadt, oft mit einem Kind auf dem Rücken, und contrastiren seltsam gegen die übrige zierliche und sehr putzsüchtige Welt von Lima.

Die Straßen, obwohl gerade und verhältnißmäßig reinlich, erscheinen anfangs sehr ärmlich, bis man den Schlüssel zu dieser Erscheinung findet: der Haupttheil der Gebäude nämlich ist im Hofe, die Fronte nach außen enthält über dem Erdgeschoß nur ein niedriges Stockwerk, und ist mit hölzernen Gallerien versehen, auf denen oft Blumen und Zierrathen sehr hübsch angebracht sind. Das Haus meines Gastfreundes kann als Muster dieser Bauart gelten: man tritt durch einen hohen Thorweg in einen wohlgepflasterten geräumigen Hof, gerade gegenüber findet sich ein einstöckiger Flügel der zwei ansehnliche Zimmer zu gesellschaftlichen Zwecken enthält, dahinter ein kleiner Garten von Mauern umgeben; die Seitenflügel enthalten unten Ställe, Magazine u. s. w.; den zweiten Stock umgibt eine hölzerne Gallerie, und auf diese öffnen sich die Wohnzimmer, jedes abgetrennt für sich mit einem kleinen Schlafgemach; das Licht fällt von oben herein. Die Dächer sind alle platt und von Lehm, ärmere Häuser haben bloße Rohrmatten mit Lehm bedeckt zum Dach, und da es in Lima kaum alle Menschenalter einmal regnet, so genügt diese dürftige Bauart;

ein achttägiger westindischer Regen würde ganz Lima wegschwemmen und in einen Lehmhaufen verwandeln, denn die Häuser sind fast ausschließlich von Lehm in der Manier des Pisébaus aufgeführt. Uebrigens sind die Wohnungen reinlich, und besitzen weit mehr europäischen Comfort als die von Habana. Eine besondere Liebhaberei haben die Limeños für Frescomalereien, mit denen sie ihre Hofräume, wiewohl sehr unkünstlerisch zu verzieren pflegen; diese gemalte Natur muß ihnen die dürre Umgegend verschönern helfen.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt bildet die Plaza, ein wirklich großartiger regelmäßiger Platz, dessen obere Seite die Kathedrale mit ihren Nebengebäuden einnimmt, ein großes buntes Gebäude ohne architektonischen Werth. Die zweite Seite bildet der „Palast," früher Residenz des Vicekönigs, jetzt des Präsidenten der Republik, und Sitz der obersten Behörden; es ist ein weitläufiges einstöckiges Gebäude, dessen Fronte von einer Reihe bunter Läden eingenommen wird. Die beiden übrigen Seiten enthalten stattliche Gebäude, deren untere Stockwerke Laden an Laden die größte Zierlichkeit, ja Pracht enthüllen: geräumige steinerne Arkaden beschützen sie, und dort findet man den Tag über die schöne Welt von Lima. So wie man sich von der Plaza entfernt, nimmt Putz und Leben ab; die Stadt erstreckt sich aber noch weit hinaus nach allen Seiten, und ist

für ihre gegenwärtige Einwohnerzahl (nach v. Tschudi 54,000) doppelt zu groß. Wie man in jeder fremden Stadt thun soll, erstieg ich alsbald den höchsten Thurm, den von Santo Domingo, und holte mir einen Gesammteindruck der Lage; der Blick auf die Stadt selbst ist wegen des häßlichen Baumaterials nicht sehr malerisch, doch zieren ihn die hundert Kirchen, deren Lima wie Sevilla sich sprüchwörtlich rühmt, und die es mit Einrechnung der verschiedenen Klosterkapellen beinah zählen mag. In der Entfernung erblickt man die See, den Hafen von Callao mit seinem San Lorenzo, auf der entgegengesetzten Seite die über einander gethürmten Ketten der Andes, vom San Cristobal, einem fast einzeln stehenden Berg in unmittelbarer Nähe der Stadt, bis hinauf zu der höchsten schneebedeckten Kette, die aus einer Ferne von 30 Stunden klar herüberleuchtet. Im Winter, wo starke Nebel den Regen vertreten, sind die Vorberge mit Grün bedeckt, welches aber in der trockenen Jahreszeit bald wieder verschwindet; da wir im December, also für 12° südlicher Breite einem Sommermonat waren, so war leider Alles sehr kahl; die Ebene nach Callao zu ist nur theilweise mit Vegetation geschmückt, während der Meeresstrand nach Chorillos südlich hinab in schreckbarer Oede daliegt. Einer der wenigen Spaziergänge welche man um Lima hat, ist der nach dem San Cristobal. Ehe man die stattliche Brücke welche

über den Gebirgsstrom Rimac führt, überschreitet, geht man an einer Kirche vorüber die einen greulichen historischen Charakter hat; auf diesem Wege pflegte man die von der Inquisition verurtheilten Ketzer zur Hinrichtung zu führen, und bis zu jener Kirche war es ihnen gestattet durch Widerruf ihr Leben zu retten, dann nicht mehr; eine andere Kirche, San Lazaro, jenseit des Flusses, bezeichnet den ehemaligen Schauplatz der Autos de fé. Jetzt geht der Deutsche denselben Weg in aller Unbefangenheit, und kann nicht umhin auf die Nürnberger Spielwaaren zu achten, welche einige Verkäufer auf den Marktstätten der Brücke unter freiem Himmel feilbieten. Lima und Nürnberg, Auto de fé und die alte protestantische Stadt mit ihrer Lorenz- und Sebaldkirche, die zu derselben Zeit dem neuen Glauben geweiht wurden, als Lima gegründet ward! Nahe jener Brücke steht auch die erste von Pizarro gegründete Kirche, von sehr bescheidenem Ansehen. Ist man am Ende der Stadt angelangt, so öffnet sich die Gegend; man hat vor sich einen freundlichen Spaziergang unter Weiden, und dahinter den steilen San Cristobal; dieser Berg gewährt eine weite, nur zu landkartenmäßige Aussicht auf Stadt und Gegend; schöner nimmt sich dieselbe von einem Vorhügel aus, wo die Ebene hinter Lima verschwindet, und die Thürme sich gegen das Meer abzeichnen. So mag nach Ansichten

und Beschreibungen Rom gelegen sein; die flachen Dächer, die Menge Thürme und Kuppeln — von letzteren allein zählte ich 50 — und eine verhältnißmäßig reiche Vegetation an dieser Seite stimmen sehr gut zu dieser Illusion, die noch durch eine zerstörte Wasserleitung im Vordergrund und den Circus zu Stiergefechten, der das Colosseum ersetzen müßte, befördert wird. Auch von der andern Seite führt eine Alameda, Promenade, zur Stadt hin, sonst der tägliche Schauplatz creolischer Pracht und Prunksucht; aber alle solche Dinge sind dem kläglichen politischen Zustand des Landes erlegen, und man sucht, wenn nicht etwa Stiergefecht ist, vergebens nach einer fröhlichen Menge die den schön angelegten Spaziergang genösse.

Unter den kirchlichen Gebäuden sind die Kathedrale und einige Klöster bemerkenswerth; die Kathedrale ist ein gewaltiges Gebäude in neuerem Geschmack, aber ohne große Merkwürdigkeiten, wenn man nicht die Anhäufung von Silber am Hochaltar dazu rechnen will; dieser Altar, an 30 Fuß hoch, ist ganz mit Silberblech überzogen und von ungeheurem Werth; auch Santa Rosa, eine Peruanerin und Patronin des Landes, hat ihren kostbaren Altar. Es gibt übrigens noch einen zweiten peruanischen Heiligen, Santo Torribio, den zweiten Erzbischof von Lima, dessen Bildniß unter einer langen Reihe von Kirchenfürsten, sechzehn vor der

Revolution, in einer Nebenkapelle aufgestellt ist, und dessen Grab auch zu sehen ist. Ungewiß ist man über Pizarro's Grab, der in Lima, der Stadt seiner Schöpfung wie seines Glanzes ermordet wurde.

Prachtvoll ist das Kloster San Francisco; seine zahlreichen Klosterhöfe mögen wohl selbst in Italien ihres Gleichen suchen, sie sind wahre Muster für ein solches Gebäude; die untern Gänge enthalten lange Reihen von Gemälden, welche an Festtagen von dem schützenden Getäfel das sie umgibt, befreit werden. Der Rest der Wände ist mit bunten schön gemalten Porzellantafeln belegt, jeder Pfeiler der Arkaden enthält in dieser Weise einen Heiligen; die Decke ist schön getäfelt, im Innern des Hofes ein blumenreicher Garten mit einem Springbrunnen, der Leben in die Stille des Orts bringt; die obere Gallerie im zweiten Stock wird von zierlichen maurischen Bogen getragen. Solcher Höfe sind mehrere, im Kloster Santo Domingo gar sechs, einer zierlicher und phantastischer als der andere. Im letztgenannten Kloster sahen wir uns so genau um, als die von altersher furchtbaren ketzerrichterischen Blicke der Dominicaner es gestatten wollten; man ist hier nicht ohne Bigotterie, und der Ingles (Engländer — Fremde) wird von vorn herein für einen Ungläubigen gehalten. Ihre Kirche ist sehr hübsch, eine Basilike mit flach gewölbter Decke, an welcher mir die seltsame Verzierung

weithin gespannter buntseidener Bänder auffiel. Jede Zelle war mit einem gemalten Heiligenbild bezeichnet, und der eintretende Mönch empfängt den Namen des Heiligen der seiner Zelle anklebt. Aus einer dieser Zellen schallte uns, obgleich es Sonntag und während der Messe war, lautes rohes Gelächter entgegen; unter den Mönchen Lima's fehlt es in der That nicht an faulen Bäuchen und rohen wüsten Gesellen. Hiervon ist indeß jedenfalls die Brüderschaft „des guten Todes" auszunehmen: ihre Glieder haben den Beruf, von einem Sterbebette zum andern geistlichen Trost zu spenden; um der Familie nicht lästig zu werden, und auch um den Verdacht und die Gefahr der Erbschleicherei abzuwenden, dürfen sie nach ihrer Regel in dem Sterbehause nichts annehmen als ein Glas Wasser. Von Tschudi's werthvolles Reisewerk enthält über diese Brüderschaft, wie über so Manches was ich nur oberflächlich oder gar nicht berühre, interessante und anziehend geschriebene Notizen.

Sehr reich sind die Kirchen Lima's an Ablaß: an allen Ecken hängen Täfelchen, die 3 bis 6, 10, ja 80 Tage Ablaß dem verheißen, der hier ein Ave Maria betet. Für Büßende die es ernstlicher mit sich selbst meinen, enthält das Kloster San Francisco eine erwähnenswerthe Anstalt; selbst vornehme Limeños pflegen sich, namentlich in der Fastenzeit dort zu verschließen:

sie erhalten Jeder ein Kämmerchen mit den dürftigsten Lebenserfordernissen, das im Innern des Klosters gelegen sich nur nach einer Kapelle öffnet; Jeder hat freie Wahl des Eintritts, ist er aber einmal darin, so muß er seine Zeit aushalten. So roh der Glaube, namentlich der farbigen Bevölkerung von Lima sein mag, so ist er doch weit mehr intensiv als an manchen andern Orten des katholischen Amerika, von Haiti gar nicht zu reden; allabendlich gibt die Vesperzeit einen Beweis der Achtung vor religiösen Formen: sowie die einzelnen dumpfen Schläge der Glocke ertönen, verstummt augenblicklich der Lärm der Straßen, Alles steht still, selbst der Reiter, und verrichtet mit abgezogenem Hute ein kurzes Gebet; ein Moment später, und Alles ist wieder in geräuschvoller Bewegung.

Das Museum ist bedeutend wegen seiner Alterthümer, und hat natürlich die Mittel an der Hand das Material zur Ergänzung und Erläuterung der Yncas-Geschichte in unerreichbarer Vollkommenheit zu geben; auch ist die Ausfuhr peruanischer Alterthümer verboten. Ob die Sammlung so vollständig ist als sie sein sollte und könnte, vermag ich als flüchtiger Reisender nicht zu beurtheilen, und jedenfalls fand ich mich sehr angezogen: da sieht man Götzen von Gold, Silber und Thon, altes Geräthe jeder Art, Krüge die bei Arequipa und Trujillo gefunden worden, und bald Affen und

Ungeheuer vorstellen, bald an die italienischen Vasen erinnern, ferner peruanische Mumien in eingeschnürter zusammengekauerter Stellung. Die zoologische Sammlung ist sehr dürftig, interessant dagegen die aus dem Palast hierher versetzte Gallerie der sämmtlichen spanischen Vireyes, von Pizarro an bis auf den letzten, der bei Ayacucho im Jahr 1824 gefangen genommen wurde — eine merkwürdige Reihe, die zugleich eine Probe der verschiedenen Kostüme von drei Jahrhunderten gibt. Pizarro ist eine finstere Figur in schwarzer spanischer Tracht, und seine Züge durch einen ungeheuren schwarzen Bart noch mehr verdüstert. Auf seinem Mantel zwei lange rothe Kreuze, wohl ein spanischer Orden, aber an dieser Stelle ein Symbol der blutigen Bekehrung, mit der er die unglücklichen Yncas heimsuchte.

Die Theater Lima's sind unbedeutend, und sehr luftig gebaut; im Teatro principal sah ich den Präsidenten Don Ramon Castilla in aller Pracht seiner fast königlich decorirten Loge. Die roth und weiße Schärpe und der Hut mit eben so gefärbten Straußenfedern sind die Abzeichen seiner Würde, einer Würde die in den letzten Jahren nur zu oft ihren Träger gewechselt hatte, jetzt aber einem festeren Herrscher zugefallen war. Im Theater geht es decent her, woran the first people of the world, die Yankees ein Beispiel nehmen könnten; geraucht wird aber selbst im Parterre mit

größter Unbefangenheit, und da die Damen zu Hause selbst rauchen, so findet sich Niemand belästigt.

Da inzwischen das erste Stiergefecht der Saison stattfand, zogen wir Deutsche, gerade wie in Habana unter lebhaften Betheuerungen unseres Abscheus vor einem so rohen und entsittlichenden Schauspiel in guter Anzahl nach dem Circus; dieser ist ein sehr ansehnliches aus Stein und Erde aufgeführtes Gebäude, welches in seinen Logen und Gallerien Tausende faßt; die Arena hat wohl über 100 Schritt Durchmesser, und ist wie sich alsbald ergab, für den Zweck zu groß. Wir hatten eine vortreffliche Loge nahe bei der des Präsidenten, und deßhalb die Hauptscenen immer vor uns; außer einigen andern Zuschauern in demselben engen Raume saß auch ein Pfäfflein recht behaglich neben uns. Als der Präsident mit seinem unerläßlichen bunten Federhut und seiner Schärpe Platz genommen, begann die Musik, und herein marschirte zu meinem unendlichen Erstaunen ein Trupp von etwa 100 Mann peruanischen Militärs, welche mehrere hübsche, jedoch mehr theatralische als soldatische Evolutionen sehr zierlich ausführten, zuletzt ihre Gewehre zeltartig über ihren Köpfen zusammenhielten und in dieser Stellung abschossen. Daß man das Militär in dieser Weise zu Schauspielern macht, war mir freilich noch nicht vorgekommen; es war aber gut gemeint, und sollte wohl eigentlich der Sache ein großartiges und

nationelles Ansehen geben. Auf die Soldaten folgte der Umzug der Kämpfer, eine zahlreiche Bande, großentheils aus Schwarzen bestehend, was in Habana freilich nicht geduldet werden würde; dort sind die Stierfechter Weiße und Caballeros, und den Schwarzen bleibt das unehrliche Geschäft den wehrlos gemachten aber nicht erlegten Stier niederzustoßen. Das Gefecht selbst war wie alle Stiergefechte: fünf Stiere wurden getödtet, theils von den Matadores, die auch schlechtweg Espadas, Degen genannt werden, theils in einer Peru eigenthümlichen Art vom Pferd herab mit Lanzen; ein Pferd wurde gespießt und an Gefahr und knapper Rettung fehlte es natürlich nicht. Stiere und Kämpfer waren nicht übel, aber der Circus ist so groß daß die Thiere nicht hinlänglich beschäftigt werden konnten, und so gab es sehr langweilige Momente; in Habana würde der Unwille des Publikums sich in tobender Weise Luft gemacht haben, die Zuschauer hier erwiesen sich aber sehr ruhig und genügsam. Uebrigens nahm doch die Polizei Anlaß dem Unternehmer eine tüchtige Geldstrafe aufzuerlegen, weil das Schauspiel weniger glänzend ausgefallen sei als er versprochen hatte. Komisch und neu waren die ausgestopften Figuren, welche man ehe ein Stier losgelassen wurde, jedesmal in die Arena stellte; die wüthende Bestie machte auch regelmäßig dieselbe zum ersten Ziel ihres Angriffs, und während das Gespenst

natürlich ruhig stehen blieb, rannte der Stier darauf los, senkte den Kopf und warf es mit einem gewaltigen Stoß über den Haufen; in demselben Augenblicke aber entzündete sich ein Feuerwerk im Innern, und die ganze Figur flog mit großem Krachen in die Luft, zur Verwunderung des Stiers, der sich eben zu einem neuen Stoß gegen den vermeinten Feind rüstete.

Wilder geht es in Tarma, im benachbarten Hochgebirg zu, wo das Stiergefecht des Interesses ermangelt wenn nicht jedesmal fünf oder sechs Indianer dabei umkommen; nach der tollen Weise dieser Menschen, von welcher ich noch erzählen werde, ist dann Alles betrunken, und Alle nehmen an dem Kampf thätigen Antheil.

Auch die Damen der vornehmsten Klasse erscheinen in Lima unter den Zuschauern, wiewohl seltener; ein großer Theil des Publikums dagegen besteht aus den farbigen Frauen von schwarzem und indianischem Blut, letztere Cholas genannt, welche an diesen Tagen in grellem Festschmuck, und oft mit werthvollen Goldsachen geziert einhergehen; viele miethen für solche Tage einen Schmuck der vielleicht 1000 Dollars werth ist; den größten Staat machte ein greuliches Mulattenweib, in weißem Kleid und weißen Atlasschuhen, blauen Strümpfen, gelbem Shawl und einem thurmhohen Strohhut auf dem Kopf. Es besteht nun auch der zweite Theil des festlichen Tages im Genuß des „Sehen und gesehen

zu werden" der ganzen schönen Welt von Lima, der Ueberrest der sonst weit üblicheren Corsofahrten. Die vornehmen Limeñas fahren auf der Alameda die zum Circus führt, langsam einher; Equipagen und Livreen entfalten großen Prunk und Reichthum, freilich desto weniger Geschmack, und man glaubt die vergoldete Kutsche des Marquis von Carabas aus dem gestiefelten Kater zu sehen. Die schöne Welt zweiten und niederen Ranges sitzt in langen Reihen auf den Bänken an der Seite, die Saya y Manto zeigt ihre zierlichen Figuren, und verhüllt zugleich das Gesicht vor den Blicken des einher spazierenden peruanischen Elegants, dabei mit dem einen schelmisch enthüllten Auge die Neugier und Intrigue herausfordernd; diese Tracht gestaltet in der That den Spaziergang zum Maskenfeste um, aber für den Europäer ist ein einziges Auge doch ein zu kleines Stückchen Schönheit, als daß er durch dessen Reiz sofort sollte gerührt werden.

Mein zweites Weihnachten in der Fremde sollte ich in Lima zubringen, und der Umstand daß es hier mitten in den Sommer fällt zerstört seinen Zauber sehr, noch mehr die allgemeine Indifferenz gegen diesen festlichen Tag; unsere Weihnachtsfeier beruht sehr wesentlich auf dem Contrast heimischer Häuslichkeit mit der Unfreundlichkeit des Wetters vor der Thür, und davon haben die Tropenländer nichts; selbst die sehr zahlreichen

Deutschen hier haben die Sache aufgegeben, und mein sonst jedem meiner Wünsche geneigter Gastfreund erklärte rundweg, er wolle von Weihnachten nichts wissen, welcher Erklärung er denn auch treu blieb. So blieb von der ganzen Feier nichts übrig als ein am Heiligen Abend übliches Volksfest; es ist Sitte sich am späten Abend auf die Plaza zu begeben und sich an dem Treiben des Volks zu ergötzen; in dichtem Gedränge wallfahrten die Damen mit ihren Begleitern nach dieser »noche buena«, und man sieht wie immer in Lima bei solchen Gelegenheiten eine Menge zierlicher Figuren und Gesichter, welch letztere, da die Saya y Manto nur am Tage üblich ist, des Abends auch nicht so neidisch verhüllt sind. Auf dem Platze brennen nun eine Menge Feuer, zahlreiche Buden mit Eßwaaren und allerlei Tand sind aufgeschlagen, welche die Menge kaufend, essend und lärmend umsteht; wahre Hexengestalten sieht man vor großen Kesseln sitzen und zusammengesetzte Gerichte von allerlei Fleisch und Gemüse bereiten, vor denen der Europäer schaudert, denen aber von Farbigen und Indianern desto eifriger zugesprochen wird. An andern Stellen ertönt die Musik der Zamacunca, eines grotesken Nationaltanzes, und das Ganze in der grellen Beleuchtung der Feuer und mit dem Gewirr abenteuerlicher Trachten und Gestalten die sich in wilder Fröhlichkeit ergehen, nimmt sich wie ein rechter Hexensabbath aus. Gleichzeitig ist

die anstoßende Kathedrale hell erleuchtet und geschmückt, und so unmusikalisch auch der Gesang der hiesigen Klerisei ist, freut man sich doch dieses feierlichen nächtlichen Gottesdienstes, weil er an heimische Gebräuche erinnert. Die Festtage selbst gingen in unweihnachtlicher Prosa vorüber, und selbst ein Weihnachtsdiner zu dem ein gastfreier alter Deutscher uns alle geladen hatte, verunglückte durch einen widrigen Zufall.

Der 28. December, der Unschuldige-Kindertag ist der erste April der Limeños; wer sich anführen oder gar sich zu einem Darlehn an diesem Tage verleiten läßt, wird als inocente, als unerfahrner und einfältiger Mensch tüchtig ausgelacht. Beiläufig erwähne ich hierbei des Heiligentages des San Andres, am 30. November, des Patrons der Narren; an diesem Tage ist im Narrenhause großes Fest und Empfang, zu welchem früher die ganze elegante Welt wallfahrtete; neuerdings hatte man angefangen sich des abgeschmackten Gebrauchs zu schämen, und er gerieth in Verfall.

In den obigen Erzählungen hat der Leser bereits manche Anhaltspunkte gefunden daß der Limeño Vergnügen und Lebensgenuß liebt, und es ist hinzuzufügen daß die Gesellschaft dieser von Europa so weit geschiedenen Stadt durch eine gewisse Rundung und Glätte ihres eigenthümlichen Lebens sich auszeichnet, aber mehr und Erfreulicheres ist auch nicht zu sagen; die Urtheile

aller Beschreiber und aller ansäßigen Fremden bestätigen es, daß der creolische Charakter dort in voller Blüthe entfaltet ist, und Sinnlichkeit und Trägheit jede Entwicklung besserer und männlicherer Eigenschaften ersticken; wie überall bei den Creolen stehen die Frauen höher, und mit der Grazie der äußeren Erscheinung verbindet die Limeña einen reichen und lebhaften Geist; freilich sagt man ihr aber auch nach, daß sie ihre Ueberlegenheit über das entnervte Männergeschlecht in bedenklicher Weise geltend mache, und es ist ein ominöses Sprüchwort, daß Lima das Paradies der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und beiläufig gesagt die Hölle der Pferde sei. Dieser in allen Tropenländern sich gleich bleibende Creolencharakter muß sich denn besonders unheilbringend da erweisen, wo in Folge der großen südamerikanischen Revolution diesem Geschlecht die Aufgabe sich selbst zu regieren zugefallen ist. So viel gegen das alte spanische Regiment auszusetzen sein mochte, welches die Colonien in strenger engherziger Abgeschlossenheit hielt und für die geistige Kultur wenig oder nichts leistete, so eignet sich doch gerade eine solche Bevölkerung am allermeisten für eine despotische * Regierungsform, und wir finden in der That

* Dank der modernen babylonischen Sprachverwirrung kann man gewisse Worte gar nicht in den Mund nehmen ohne sich gegen Mißverständnisse verbollwerken zu müssen: Despotismus ist nicht Tyrannei, und an seinem Ort etwas recht sehr Heilsames.

daß die spanische Herrschaft weit weniger ihrer eigenen Unpopularität, als äußeren außerordentlichen Umständen erlegen ist. Der Creole sah sich zwar von jedem Antheil an politischer Gewalt ausgeschlossen, aber seiner Sinnesart war diese Art der Auszeichnung weit weniger werthvoll als der äußerliche Schmuck von Titeln, Ehren und Orden, mit denen die Regierung freigebig war; die Masse der Bevölkerung ferner mag wohl manche Bedrückungen durch habsüchtige Beamtete, wie sie bei einer Colonialverwaltung schwer zu beseitigen sind, zu beklagen gehabt haben, aber die allgemeine Ordnung des Staates und der ungestörte innere Frieden gewährten jedenfalls eine Sicherheit des Besitzes, wie sie keine der empörten Colonien seitdem wieder gefunden hat. Was den Ausbruch der Revolution betrifft, so darf man nicht übersehen daß deren erste Anfänge in eine Zeit fielen, wo unter der napoleonischen Occupation des Mutterlandes diese Colonien förmlich sich selbst überlassen waren; Stoff zur Unzufriedenheit, gerechter und eingebildeter lag ohnehin vor, nicht minder bot sich dem Ehrgeiz Einzelner ein weites Feld, und gerade dieses letztere Element der damaligen Losreißung hat dieselbe überdauert, und ist noch jetzt der Krebsschaden an dem Wohlergehen dieser Länder. Wenn solcher persönlicher Ehrgeiz sein fruchtbarstes Feld in der republikanischen Staatsform fand, so war doch diese durch die Natur der Dinge gerade am wenigsten indicirt, und

Brasilien hat den thatsächlichen Beweis dagegen geliefert, indem es zwar auch den Colonialcharakter abstreifte, aber sich als neubegründeter monarchischer Staat trotz mancher Stürme besser befindet als jene Republiken. Dagegen hatte Peru in den acht Jahren vor meiner Anwesenheit sieben Revolutionen gehabt, indem theils wirklich namhafte Parteihäupter sich gegenüber standen, theils aber diese Revolutionen als förmliches Possenspiel erschienen, indem der Erste Beste der über einiges Geld und Mannschaft verfügte, auf Lima marschirte und den Präsidenten wegjagte, um sich so lange es ging an dessen Stelle zu setzen. Wenn solche Zustände auf den ersten Blick in's Reich der Fabel zu gehören scheinen, so lassen sie sich doch bei näherer Betrachtung der Elemente aus denen man in Peru überhaupt Politik machen kann, sehr wohl erklären: die höheren Klassen der Bevölkerung in Indolenz und Genußsucht versunken, völlige Abwesenheit eines kernigen, gebildeten, zur Herrschaft über sich selbst reifen Mittelstandes, und also dicht neben dem vornehmen Bewohner der Hauptstadt bereits der große Haufe der Indianerbevölkerung, welcher, sofern er sich zu politischer Parteinahme anreizen läßt, stets nur blindes Werkzeug bleiben wird; zu den letzteren gehören dann noch die Mischlinge verschiedener Racen, die hier so wenig etwas taugen wie irgendwo, und aus diesen besonders rekrutiren sich die Banden, mit denen man gelegentlich Revolution

macht und einen Präsidenten stürzt; sind sie außer Sold so treiben sie das Handwerk fort, das sie bereits als die Würze ihrer politischen Laufbahn betrachtet haben, Raub und Gewaltthätigkeiten. So ist das arme Land in fortwährender Fieberaufregung, und wenn bereits die Losreißung von Spanien die Folge gehabt hat daß sehr ansehnliche Vermögen aus dem Lande gezogen wurden, so verhindert die fortdauernde Anarchie und die Unsicherheit des Eigenthums ein neues Erblühen des Wohlstandes und der Behaglichkeit des Volkes, und die ewigen politischen Erschütterungen, welche dieses an erster Statt mit empfindet, haben nicht einmal einen Vorwand der auf das öffentliche Wohl Bezug hätte. Einer der besten der neuen Gewalthaber scheint Castilla gewesen zu sein, der schon damals gerühmt wurde, und dessen mehrjährige Amtsdauer ein Phänomen für Peru war. Der Expräsident Santa Cruz schiffte sich nach langer Gefangenschaft zu meiner Zeit nach Europa ein; er soll, obgleich sehr verhaßt, der beste unter allen gewesen sein.

Die Armee dieses kriegreichen Landes, bestehend aus 4000 Mann und 35 Generalen, in deren Mehrzahl ein Präsidentlein stecken mag, ist von Kennern ihrer Organisation und ihrer Leistungen nicht sehr hoch angesehen; ausgezeichnet soll nur ihre Fähigkeit zu forcirten Märschen sein, welche in der eigenthümlichen Weise bewerkstelligt werden, daß eine Truppe unter Bestimmung

des abendlichen Sammelplatzes aufgelöst wird, und sich auf unwegsamen Pfaden und durch Gegenden die keine geschlossene Schaar ernähren könnten zu ihrem Ziele findet. Die Mannschaft besteht aus Indianern und Negern.

Von der unvermischten Indianerbevölkerung sieht man in Lima noch wenig; hier wo sich auch der tief verschlossene Haß des peruanischen Indianers gegen die Weißen verwischt, erscheinen sie als eine willige und gutmüthige Menschenklasse; da man verhältnißmäßig zu andern Colonien wenig Neger hier hat, werden die Indianer und deren Mischlinge, Cholos viel zum Hausdienst verwendet. Nach den höheren Schichten zu reicht die Mischung des Indianerbluts, welches nach altspanischen Begriffen nicht befleckte, sehr weit, dem Anschein nach fast überall hin. Die Neger und ihre Mischlinge, Zambos, verschwinden sobald man sich dem Gebirge nähert.

Von eingewanderten Europäern stehen die Deutschen an Ansehen, und vielleicht selbst an Zahl oben an, Engländer trifft man überhaupt in fremdherrlichen Ländern Amerika's weit weniger, eher noch Schotten; an Franzosen ist Lima sehr reich, während sie sich bekanntlich mit den Engländern nicht vertragen und sich in deren Colonien gar nicht finden; ebenso soll Rio viele Franzosen besitzen, sie sind aber weit weniger unter den höheren Klassen denn als Haar- und Modekünstler und

in ähnlichen Berufsarten vertreten. Ein allgemeiner Zug des tropischen Amerika ist es, daß der Großhandel fast ganz in den Händen europäischer Handelshäuser sich befindet, natürlich zum Schaden der Einheimischen, da die so erworbenen Vermögen meist den Weg wieder nach Europa nehmen. Indeß sind gerade in Lima die Fremden am meisten eingebürgert und heimisch, und eine große Zahl, auch der Deutschen an Limeñas verheirathet.

Ich sage nun noch Einiges über das Klima Peru's; obgleich unter 12° S. B. mitten in den Tropen gelegen, verdankt es doch der Nähe der Andes, deren Hauptkette von Lima nur 30 Stunden entfernt ist, eine sehr gemäßigte Temperatur; als ich im December, also zur Zeit der südlichen Sonnenwende ankam, fand ich es schwer meinen in Westindien freilich förmlich gekochten Leib an eine Kühle von nur 15—18° R. zu gewöhnen; im Winter soll das Thermometer nicht unter 13° fallen, aber selbst im Sommermonat Januar kamen wir kaum bis zu 20°, und ich eilte mir Tuchkleider wie sie hier allgemein Sitte sind machen zu lassen, da ich die meinigen längst als überflüssiges Gepäck abgeschafft hatte. In die kühle Zeit fallen die starken Nebel; wirklichen Regen kennt man wie schon bemerkt an der Küste nicht. Trotz dieser frischeren Temperatur ist das Klima doch nicht gesund, die Sonnenstrahlen sind von heftiger Wirkung und das Wechselfieber herrscht allgemein; so verlieren

auch hier die Europäer ihre frische Farbe gar bald. Man findet hier wieder europäische Früchte, die ich freudig begrüßte, Aepfel, Pfirschen, Erdbeeren, von Gemüsen Blumenkohl und Kartoffeln, letztere die hier zu Hause sind, von einer köstlichen innen gelben, runden Sorte. Palmen sieht man wenige, an der Küste gedeiht noch das Zuckerrohr, aber an den Bergen auch schon unser Getreide.

Da ich es mir einmal zur Pflicht gemacht habe die verkehrten Auswanderungspläne aller Orten zu verfolgen, und ich mich in der That glücklich schätzen würde der getreue Eckart der armen Auswanderer zu sein, so muß ich auch den hie und da aufgetauchten Plan der Ansiedlung in Peru besprechen. Aus den obigen Daten über das Klima ergibt sich, daß der Wärmegrad dem Europäer nicht an und für sich feindlich ist, und ich glaube daß der Deutsche dort allenfalls bestehen könnte, obgleich der kräftigende Einfluß eines tüchtigen Frostes doch auch hoch anzuschlagen ist; degeneriren würde mithin auch der Abkömmling des Deutschen. Aus anderen wesentlichen Gründen aber ist die Auswanderung dorthin, wenigstens die massenhafte, welche die einzige für uns wichtige ist, entschieden zu widerrathen: für's erste ist der Weg viel zu weit, mühselig und kostspielig, und dem entsprechend jede innigere Verbindung mit dem Mutterlande auf immer abgeschnitten; ferner entbehrt Peru

dermalen und wohl noch auf lange Zeit einer festen Regierung und damit der Sicherheit des Eigenthums; drittens ist auch hier wieder die Vermischung mit den eingebornen Indianern und Negern drohend, und in der That unvermeidlich, da die arme Klasse nur aus diesen besteht; endlich, und dieser Grund macht die andern überflüssig, ist nicht einmal Platz für Ansiedler da. Die höheren Gebirge, welche durch Regenfall Fruchtbarkeit besitzen, sind zu zahlreichen Ansiedlungen völlig ungeeignet, und die Ebene ist eine Wüste, die nur da Grünes zeigt wo künstliche und kostspielige Bewässerungen angebracht sind, und solche Anlagen sind ganz außer den Kräften vermögensloser Ansiedler. Dagegen will ich auch hier wieder bemerken, daß ein deutscher Handwerker, der Geschick und etwas Vermögen hat und etwa hierher verschlagen würde, sich vortrefflich stehen kann.

An einem der zahlreichen Feiertage, während derer Alles auf's Land geht, schlug Hr. Rodewald einen Ausflug zur Besichtigung einiger merkwürdiger Orte vor: leidliche Pferde wurden beschafft, und mit großem Behagen warf ich mich in die malerische Reisetracht der Peruaner, welche das Nützliche mit dem Schönen verbindet und in ihrer Neuheit natürlich besondern Reiz hatte. Ein Poncho von schön gewebtem blau und weißem Zeug wird übergeworfen und schützt gegen Staub, Nebel, Hitze und Kälte zugleich, ohne die Bewegung zu hindern,

dazu kommt der breitrandige Strohhut, ungeheure messingne Sporen und etwa noch eine Art Kamaschen von dunkler Farbe, und man ist gerüstet um allenfalls auf einen Maskenball gehen zu können; hier zu Lande ist es indeß die allgemeine fast unerläßliche Tracht auf Reisen und macht dem Nationalgeschmack Ehre. Unsere Pferde waren Paßgänger wie überall in Südamerika, und auf einem unendlichen Thurm von Decken und Schabracken sitzt man bequem wie auf einem Lehnstuhl. Der Weg nach Chorillos, südlich am Meeresstrand ist ziemlich prosaisch: man ist der Meeresküste zu nahe als daß man auf reiche Vegetation rechnen dürfte, und der Staub ist auf der breiten ebenen Landstraße fast unerträglich. Man legt die Strecken von 3 Leguas indeß schnell zurück, und ist ehe man es denkt, zwischen den trostlosen Erdhaufen welche die Häuser dieses gepriesenen und fashionablen Seebades vorstellen. Der Ort zieht sich um eine hübsche Bai mit steilen Ufern, und die meisten Häuser gewähren eine Aussicht auf dieselbe; in der Entfernung hat man wieder die Insel San Lorenzo welche den Hafen von Callao beschützt, und landwärts einen hohen Berg von erschrecklicher Kahlheit. Grünes fehlt überhaupt gänzlich, und die Gegend sowie die von Lehm erbauten Häuser geben ein trostloses Gemälde ohne Colorit. Dessen ungeachtet ist Chorillos ein Modeort, und jeder Limeño der es erschwingen kann miethet hier für

theures Geld einen Rancho, eine elende Indianerhütte, die er sich nach Möglichkeit ausschmückt, und wo er so oft seine Geschäfte es erlauben einen spärlichen Genuß von Landleben sich gönnt, der zwar nach creolischer Art seine Hauptwürze in der Muße zum Hazardspiel findet. Im Januar und Februar ist die brillanteste Zeit des Bades, aber an solchen Festtagen wie die erwähnten ist man sicher immer Gesellschaft und freundliche Aufnahme zu finden. So brachten wir denn einen sehr vergnügten Tag zu, von Hütte zu Hütte wandernd, und zuletzt bei einem Landsmann, der seit 1809 in Amerika und Vater einer zahlreichen, liebenswürdigen Familie war, unser Hauptquartier aufschlagend. Erst spät trennte sich die ansehnliche, aus allen Nationen bestehende Gesellschaft, und wir hatten unser Nachtquartier in der Fonda, dem Wirthshaus zu suchen, wo wir uns leider übel befanden. Es ist nämlich Lima und Peru von einer Plage heimgesucht, die eben so schnöde prosaisch als eigenthümlich ist, nämlich von einer unerträglichen Menge Flöhen; die Gelehrten, welche nicht umhin gekonnt haben sich mit dieser Merkwürdigkeit zu befassen, wollen in dem Regenmangel und der damit zusammenhängenden Sitte allen Kehricht auf die Dächer des Hauses zu schaffen, die Ursache dieser Plage erkennen, und stellen allen Ernstes eine besondere Species des Genus **Pulex** auf, welche der Fauna Peruana angehöre. Selbst in

den ersten und reinlichsten Häusern ist das Uebel einheimisch, es ist so arg daß es das Tragen weißer Beinkleider, auf denen die schwarzen Figuren sich allzu grell abzeichnen, außer Mode gebracht hat, und da die Plage zu groß und allgemein ist um sie vornehm züchtig ignoriren zu können, denkt und spricht man ziemlich frei darüber, und thut sich höchstens in Damengesellschaft einigen Zwang an. Der unglückliche Reisende der in den unreinlichen Wirthshäusern des Landes hausen muß, ist in einer traurigen Lage und muß auf Schlaf meist verzichten.

Um nach Lurin zu gelangen, in dessen Nähe sich wichtige indianische Alterthümer befinden, passirt man zuerst eine große Schädelstätte, dem Begräbnißplatz ähnlich den ich weiter unten beschreiben werde, eine öde Sandstrecke, auf der zahlreiche Gebeine und Schädel zum Grausen des Reisenden umherliegen. Darauf erreicht man eine Hacienda welche den Jesuiten gehört hat, und wie alle Besitzungen der geistlichen Herren auf der ganzen Erde an einem der fettesten Plätze liegt; trostlos dagegen ist der weitere Weg an der Küste hin, über unfruchtbare Dünen, wo Staub und Hitze denn nicht gering sind; ein ähnliches fruchtbares Thal wie das der Jesuiten-Hacienda thut sich endlich dem Blicke auf, und vor uns lag die Hacienda San Pedro, der gleichnamigen Kirche in Lima gehörig. An den Pächter

derselben, General Echenique (später Präsident) hatten wir eine Empfehlung erhalten, und wir durften um so mehr auf gastfreien Empfang rechnen, als der Reisende sonst weder Obdach noch Speise finden würde. Es erwies sich zwar, daß der General nach Lima zur Feier des Jahrestags von Ayacucho gegangen war, seine Familie empfing uns indeß auf das Freundlichste, und wir ließen uns gern erweichen den Tag und die Nacht auf der Pflanzung zuzubringen; die außerordentliche Gastfreundschaft in Südamerika ist wahrhaft unwiderstehlich, und verbunden mit der allgemeinen spanischen Höflichkeit nimmt sie fast den Anschein, als erzeige der Fremde seinen Wirthen eine große Gunst, nicht umgekehrt. Der Frühstücks- und Mittagstisch, dem die Mutter des Generals, eine Matrone von ehrwürdigem Aussehen präsidirte, und an welchem sich in patriarchalischer Weise Alles versammelte was zur Hacienda gehörte, war der Triumph der Hospitalität, und da es leicht war unter den zahlreichen Gerichten manches zu entdecken was den Fremden zu Ehren besonders bereitet worden, so vermochten wir nicht dem unablässigen Nöthigen zu widerstehen, mit welchem wir nach Landessitte gezwungen wurden von jeder der Menge Speisen, die zum Theil auch allzu süß waren, zu kosten: unsere Mägen erlagen indeß fast dem Bestreben uns liebenswürdig zu erweisen.

Die sehr ausgedehnte, durch Wässerung in Fruchtbarkeit erhaltene Pflanzung besitzt 500 Neger zur Bearbeitung der Zuckerfelder, eine Unzahl Lastthiere und Vieh aller Art; die Apparate zur Zuckerbereitung sind sehr groß, und zum Trieb der Mühle ist sogar eine Dampfmaschine angewendet, die man in diesem Winkel der Erde kaum sucht, und die wegen der Schwierigkeit der Reparatur ein etwas mißlicher Besitz ist. Doch besaß die Pflanzung einen Mühlarzt in der Person des Schwagers des Generals, eines Amerikaners aus Boston, der nach Yankee-Art in allen Dingen erfahren war und sogar als Dilettant zu seinem Vergnügen Kanonen zu gießen pflegte. Das Ganze schien in gutem Gange zu sein, so sehr es auch gegen die prachtvollen Werke Westindiens und Guiana's abstach. Der Zucker geht vornehmlich nach Chile, welches seines kälteren Klima's wegen dieses Produkt einführen muß, und wird in unmittelbarer Nähe der Hacienda verschifft: ein großer Vortheil. Die Neger waren Sklaven und schienen ein harmloses, zufriedenes Völkchen, wie überhaupt in Peru; so wenig sich der Staat mit Ge- und Verboten hinein mischt, scheint die Sklaverei eine sehr leichte zu sein, auch werden die Neger nicht so unablässig zur Arbeit getrieben wie die westindischen Sklaven, deren Herren die erkauften Arbeitskräfte zu wohl berechnen, um sich ihre möglichst ausgedehnte Benutzung zu verkürzen. Der

Neger zieht hier oft sogar die Sklaverei vor, um dem harten Militärdienst zu entgehen.

Daß Lima sprüchwörtlich die Hölle der Pferde und Lastthiere ist, habe ich schon angeführt, und hier sah ich ein Beispiel davon. Es fiel mir eine enorme Heerde Esel von etwa 150 Stück auf, welche zum Transport der Rohre vom Felde zur Mühle verwendet werden; so fragte ich denn, wie man in dem an sich dürren Lande hinreichendes Futter für alle die Grauthierchen erzielen könne, und erhielt von General Echenique's Schwager die Antwort, das wisse er eigentlich selbst nicht wo die Thiere ihr Futter hernehmen; „wahrscheinlich" sättigten sie sich an den grünen Blättern des Zuckerrohrs, während sie auf dem Felde seien; das Einzige was ihnen wirklich gereicht wird, ist der Abschaum aus den Zuckerkesseln, der jeden Morgen in ein Gefäß im Hofe gegossen wird; es sieht höchst lächerlich aus, wenn die ganze Heerde sich über diese Lieblingsspeise stürzt und die plumpen Gesellen sich darum zanken und schlagen.

Daß das nationelle Vergnügen der Hahnenkämpfe auch hier in vollem Glanze besteht, bewies mir eine Anzahl von nicht weniger als 30 Hähnen, deren jeder in einem kleinen aber für einen Hahn geräumigen Stalle für sich aufbewahrt wurde, es waren darunter wahre Prachteremplare.

In der Nähe Lurin's sind die merkwürdigen Ruinen von Pachacamac* welche das hauptsächliche Ziel unseres Ausflugs waren. Garcilaso de la Vega, der Chronikenschreiber Peru's, erzählt von diesem Ort und dem Stamm der Yuncas die ihn bewohnten, sie hätten den Weltenschöpfer Pachacamac (etymologisch „Seele der Welt") angebetet und demselben Opfer aller Art, selbst Menschenopfer gebracht, daneben aber das Meer wegen der Nahrung die es ihnen bot, und auch die Füchse wegen ihrer bewunderungswürdigen Schlauheit verehrt, und im Tempel des obersten Gottes Idole von Fischen und Füchsen aufgestellt; daneben stand noch das Orakel von Rimac in großem Ansehen. Die Yncas dagegen erkannten zwar auch den Pachacamac an, aber sie weihten ihm weder Tempel noch Opfer, und betrachteten ihn als den „unbekannten Gott" mit so scheuer Ehrfurcht, daß sie kaum seinen Namen auszusprechen wagten; dagegen war ihnen die Sonne das sichtbar mächtige und belebende Wesen. Der große Ynca Pachacutec richtete an die Yuncas die Aufforderung, seine Herrschaft und die Göttlichkeit der Sonne anzuerkennen, die Antwort war jedoch anfangs eine störrische: sie hätten Pachacamac, das Meer welches durch seine Fische ihnen

* ch wie immer im Spanischen tsch, und der Accent wie bei allen Wörtern die mit einem Consonanten endigen, auf der letzten Sylbe.

Nahrung spende, und das Idol von Rimac das ihnen die Zukunft prophezeie; die Sonne dagegen sei geringer als der Schöpfer der Welt, sie könne nicht reden wie das Orakel, und ihre Strahlen würden ihnen nur beschwerlich fallen, wenn sie stärker auf sie scheinen sollten als bisher. Diese Verhandlung gewann jedoch ein friedliches Ende durch ein merkwürdiges Compromiß, wodurch der König der Yuncas die Suprematie des Ynca anerkannte und den Sonnendienst annahm, dagegen die Befugniß behielt den Pachacamac zu verehren, nur sollten die Götzen aus dem Tempel geworfen, die Menschenopfer abgeschafft und keine Bilder des Pachacamac aufgestellt werden, „denn da er nicht wie die Sonne sichtbar sei, so wisse man nicht wie man ihn darstellen solle, und müsse sich begnügen ihn im Herzen anzubeten." Dafür erhielten die Yuncas auch ein Kloster heiliger Sonnenjungfrauen, und der Ynca seinerseits versprach das Orakel von Rimac hoch zu halten, und dessen Kultus seinen Völkern anzubefehlen. Der Goldgier der spanischen Eroberer verfielen die Schätze auch dieses Tempels, und die heiligen Jungfrauen wurden entehrt und umgebracht.

Der oben erwähnte Schwager des Generals Echenique bot sich freundlicher Weise zum Begleiter an, und außerdem folgten uns zwei Neger mit Spaten bewaffnet. Nach einem kurzen Ritt erreichten wir den Fuß des Hügels auf welchem sich die Ruinen befinden,

und sofort nach Ersteigung seines ersten Abhanges lag die uralte Indianerstadt vor uns; das Terrain besteht aus einem Hügelrücken, der von den Bergen des Innern bis nahe an die See läuft und seine höchste Spitze zunächst derselben etwa eine halbe Stunde davon entfernt hat; hinein gehören noch einige Nebenhügel und die dazwischen liegenden mehr oder minder unebenen Thälchen. Die ganze Stadt wie man sie jetzt sieht, mag etwa eine halbe Stunde im Durchmesser haben und ist innerhalb dieses Raums ziemlich compakt gebaut, fast eine halbe Stunde entfernt liegen indeß Reste einer alten Mauer, die gar wohl die letzte Grenze landeinwärts gewesen sein mag; zwischen den letzten Häusern und derselben ist eine Strecke Flugsand, der vielleicht noch Gebäude verbirgt, sowie mehrere andere Strecken der Ruinen auf diese Weise verweht und unkenntlich gemacht sind. Unglaublich würde es in jedem andern Lande als Peru erscheinen, daß diese dreihundert Jahre alten wohl erhaltenen Reste nicht aus Felsen und Stein, sondern aus Lehm bestehen, aber es ist dies kein größeres Wunder, als daß Lima und alle Orte der regenlosen Küste Bestand haben. Der oben beschriebene Platz nun ist mit einigen hundert Häusern dicht bebaut: Haus lehnt sich an Haus, so daß lange Reihen sich gewöhnlich aus der Ebene bis auf die Spitzen der Hügel ziehen, und die obersten Gebäude scheinen dann die vornehmsten zu sein.

Im Uebrigen ist die Größe der Häuser sehr verschieden, sie sind oft quadratisch, meist länglich, und es läßt sich nicht sagen ob einzelne Häuser mehrere Zimmer haben, oder ob Gemächer die uns als Nebenzimmer erschienen, eigene Häuser ohne besondern Eingang sind, denn die Mauern sind alle gleich dick, etwa 3 Fuß, und leichte Scheidewände sind gar nicht vorhanden. Einige Häuser, namentlich kleinere haben gar keinen Eingang. Die meisten Mauern sind bedeutend von oben abgebrochen und zerfallen, die Höhe derselben variirt zwischen 2 und 3, und wieder mehr als 12 Fuß, bei keiner aber sieht man außer der Thür eine Oeffnung. Das Material ist ohne Ausnahme geformter, ungebrannter Lehmstein; die Stücke sind 2 Fuß lang, 1 Fuß breit, ½ Fuß dick, und flach in regelmäßiger Weise auf einander gethürmt. Bei einigen wenigen Gebäuden ist die Wand mit rother, auch gelber Farbe angestrichen und wohl erhalten; von andern Zierrathen keine Spur. Die Straßen müssen breit gewesen sein, gegenwärtig ist aber das Terrain so verändert, namentlich durch Flugsand und Wege welche das jetzige Geschlecht durch die Ruinen geführt hat, daß man eigentliche Straßen nicht mehr erkennt. Die Hauptmerkwürdigkeit aber ist das Gebäude auf dem Haupthügel, welcher am Ende der Stadt nach der See zu sich erhebt; dieser Hügel ragt 200—300 Fuß über den umgebenden Häusern hervor, und offenbar ist dies der

eine von Garcilaso erwähnte Tempel, denn die Ueberbleibsel des Gemäuers zeigen klar daß hier keine Privatwohnungen standen. Terrassen von 12—15 Fuß hohen Mauern gestützt erheben sich in drei bis vier Reihen, zum Theil tragen diese Mauern nur eine Platform, zum Theil befindet sich zwischen Berg und Mauer ein Gang; hier findet man hauptsächlich den rothen Anstrich. Der ganze Terrassenbau ist übrigens nicht sehr regelmäßig, aber auf allen vier Seiten vorhanden, und oben befindet sich ein Plateau von 400 zu 200 Fuß; hier ist leider das Bauwerk mehr zerstört als irgendwo, doch haben an dieser Stelle jedenfalls Gebäude gestanden, wie einige Reste beweisen; an der Nordseite ist ein Theil der obersten Terrasse wohl erhalten, und besteht aus einer Reihe viereckiger Nischen, etwa 10 Fuß hoch; es ist die einzige architektonische Ausschmückung im ganzen Umfange der Ruinen. Dieser Hügel, in dessen Eingeweide schatzgräberische Franzosen kürzlich ein gewaltiges Loch gegraben hatten, ohne jedoch die goldene Glocke zu finden von der man fabelt, besteht aus Schiefergestein, und enthält so schöne von der Natur selbst gespaltene Bausteine, daß deren Nichtanwendung beim Bau Wunder nimmt. Ein anderer niedrigerer Hügel besitzt ebenfalls Terrassen, aber nur 4—6 Fuß hoch; er mag ebenfalls einem heiligen oder öffentlichen Zwecke gewidmet gewesen sein. Trostloser Flugsand bedeckt nah und fern die ganze

Küstengegend zwischen Chorillos und Lurin, doch ist der Blick auf letzteres Oertchen und die daneben liegende Hacienda San Pedro sehr freundlich.

Nachdem wir so weit unsere antiquarischen Forschungen in der neuen Welt betrieben hatten, blieb uns noch übrig, die Gräber, huacas zu durchwühlen, und nur mit Widerstreben opferten wir der löblichen Wißbegier die noch löblichere Achtung vor der Ruhe der Todten. Am nördlichen Ende der Stadt, aber doch noch innerhalb derselben befindet sich eine Art Platz, von den Häuserreihen nach drei Seiten rechtwinklig eingeschlossen; diese Stelle enthält Grab an Grab, und hier gingen wir an unser unheimliches Werk. Wenn je die Scene der Handlung angemessen war, so war es hier; eingeschlossen zwischen zwei parallelen Hügel- und Häuserreihen die den Blick in die lebende Welt hemmten, sahen wir nichts vor uns als die kahlen Strecken Sandes, die gleichfarbigen Mauern der untergegangenen Stadt, von deren Bewohnern kaum die Sage Auskunft geben konnte; das ganze Bild um uns ein einförmiges Graugelb, keine lebende Seele, kein Thier, und nur hin und wieder eine aloeartige halbverdorrte Pflanze, Tillandsia, die in dieser Dürre gedeiht, und die das Volk als Zauberkraut und Amulet gebraucht; auf der Erde zerstreut lagen zahllose Gebeine, Schädel und vermoderte Gewebe aus den Gräbern — ein Beleg daß wir nicht die ersten waren welche

Wißbegierde, Neugier oder gar Habsucht hieher trieb. Und so fingen wir an zu graben. Wir arbeiteten zuerst an dem Werk eines Andern weiter, die schon früher gemachte Höhlung benützend, und zogen bald ein seltsames Paket hervor, welches den Leichnam eines kleinen Kindes enthielt. Das Ganze stak in einem rohen Strickgewebe, sorgfältig zusammengeschnürt; darin befand sich eine Partie roher, aber zum Theil gefärbter Baumwolle, und eingewickelt in diese der ganz vermoderte Leichnam, der zur Aufbewahrung unbrauchbar war. Nach diesem Fund war unser Glück sehr gering, und wir verzweifelten schon am günstigen Erfolge, als wir plötzlich auf drei starke horizontale Pfähle nahe der Oberfläche stießen; die Kundigen erkannten sofort das Dach eines Grabes darin, und nun wurde mit Eifer weiter gearbeitet. Die genannten Pfähle und eine Decke von Rohr, etwa einen Fuß unter der Erde, wurden weggeräumt, und nach einiger Mühe und großer Beschwerde durch den feinen Staub förderten wir einen schönen Schädel ans Licht, bald darauf einen Leichnam, der wie jener andere eingewickelt war, und einen Thierschädel, vermuthlich einem heiligen Fuchse angehörend; außerdem kamen kleine Stücke Goldblech, eine Schleuder und einige geschnitzte Hölzchen zum Vorschein, letztere wahrscheinlich zum Netzstricken, da wir auch Fischernetze fanden. Wir waren nun etwa 4 Fuß tief eingedrungen, als eine neue Scheidewand

von Holz und Steinen erschien und unter dieser ein namhafter Schatz: wir brachten einen Schädel hervor den ein vier Zoll breites, übrigens schmuckloses Band von Goldblech umgab, außerdem ein Geschmeide von Goldblech, wie es die Indianerinnen noch heute tragen. Dieser Schatz war 6 Fuß tief, und wie gesagt unter einer zweiten schützenden Wand verborgen; wir fanden nun nichts Werthvolles mehr, hatten aber neben den schon erwähnten Gegenständen noch Folgendes ausgewühlt: hölzerne Idole, Zeug von kunstvoller Weberarbeit, Körner in irdenen Gefäßen, Pakete von getrockneten Kräutern, hölzerne Keulen; es scheint also daß diese Gräber nicht nur eine ganze Familie, sondern den ganzen Hausrath umschließen. Die Netze deuten auf Fischerei, die hier nahe der Meeresküste sehr natürlich erscheint; die Liebhaberei der Indianer in Guiana sich auf Anhöhen niederzulassen, scheint hier ebenfalls Statt zu haben. Die Schädel tragen die entschiedenen Kennzeichen indianischer Race, niedrige Stirn und breites Gesicht, die meisten sind am Hinterkopfe gewaltig verunstaltet, und müssen durch künstliche Mittel in der Kindheit platt gedrückt worden sein. Sämmtliche Gegenstände, selbst das Holz und Rohr welches das Dach bildete, ferner die Farben der Zeuge waren vollkommen erhalten, die Schädel noch mit Haaren bedeckt, und das ganze Erdreich war ein feiner Staub.

Man sprach mir mit großer Courtoisie das Eigenthum

der gefundenen Schätze zu, pries aber zugleich unser gutes Glück, daß wir an Einem Nachmittag so viel gefunden; das Gold erwies sich drei Unzen schwer, und würde mithin eine Nachgrabung aus Goldgier reichlich lohnen; einen Mann sprach ich, der zwei silberne Idole, einen Vogel und eine Katze zu Licht brachte; der Barbar ließ sich ein Paar Sporen daraus machen! Der Vandalismus, mit dem hunderte von Schädeln auf jene Stätte hingeworfen sind und verstreut und unbedeckt herumliegen, ist sehr widrig, wiewohl mir das Recht zum Tadel gegen diese Hyänenwirthschaft nicht zusteht; eine civilisirte Regierung sollte indeß nicht dulden daß menschliche Gebeine unbeerdigt daliegen, und geeignete Fürsorge wenigstens zum Wiederbegraben treffen. Dies Schicksal der armen Indianer aus der Ynca-Zeit aber, das diese unverschuldet tragen und der Eigenthümlichkeit des Klima's danken müssen, sollte eine Warnung für uns sein, die wir unsere Leichen durch Einbalsamiren der natürlichen Ordnung daß Staub wieder Staub werden soll, entziehen. Es liegt wahrlich eine schlechte Befriedigung darin so wohl conservirt zu werden, daß man in tausend Jahren irgend ein Museum der Nachwelt, wie egyptische Mumien die unsrigen, zu zieren im Stande sei.

Einen Theil der ausgegrabenen Gegenstände habe ich selbst aufgehoben, das Meiste aber an Professor

Rudolph Wagner in Göttingen, der mir stets sehr gütig gesinnt war, geschickt, damit es im dortigen Museum vielleicht einmal ein kleines Glied in der Kette ethnographischer Wissenschaft werden kann. Ohnehin hätte der Besitz der Schädel mich fortwährend in gerechter Besorgniß erhalten, daß die Geister der so schmählich beraubten Indianer mir ihre Köpfe wieder abzufordern kommen würden. Wir träumten in der Nacht nach jener Expedition Alle von Gespenstern, wozu wir wohl Anlaß hatten, denn die grinsenden Todtenköpfe lagen in einer Ecke des Zimmers.

Den nächsten Morgen kehrten wir nach Lima zurück, und zwar auf einem Richtwege wo wir nur 6 Leguas zu reiten hatten. Dieser Weg erstreckt sich am Ufer hin durch die öden Dünen, und gewährte mir zum Ueberfluß einen neuen Beleg von der Unfruchtbarkeit der peruanischen Küste. Die Ausläufer des Gebirges verschwinden buchstäblich im Flugsand, und diese Anhöhen bilden die einzige Abwechslung für's Auge.

An diesen Ausflug schloß sich ein anderer nach den Ruinen von Cajamarquilla im Rimacthal. Man verfolgt einige Stunden den Lauf des Rimac, jenes Gebirgsflusses der Lima durchströmt, ein angenehmer Ritt in einem weiten und fruchtbaren Thal. Die alte Stadt liegt am rechten Ufer nahe dem Fluß auf unebenem Terrain, und kommt in Ausdehnung Pachacamac

etwa gleich, die Bauart zeigt aber wesentliche Verschiedenheiten: man erkennt besser als dort die Straßen, welche aber hier kaum sechs Fuß breit sind, eine große Anzahl Plätze gegen das obere Ende des Ortes zu sind mit hohen Lehmmauern umgeben, und die Mauern der Häuser sind aus weit compakteren und größeren Lehmsteinen erbaut; Alles ist sehr zerstört, aber nicht wie in Pachacamac durch Flugsand unkenntlich gemacht. Alsbald fallen eine große Menge Löcher ins Auge, welche, gerade groß genug um einen Mann einzulassen, in unterirdische Höhlen führen: es scheinen Vorrathskammern zu sein, wie sie in den Indianerstädten oft vorkommen; daß es Wohnungen gewesen seien, läßt sich um so weniger annehmen, als die Häuser sich meist gerade darüber erheben. Die Thüröffnungen sind auch hier so klein, daß ein Mensch nur gebückt eintreten kann, und Fenster fehlen; eine neue Eigenthümlichkeit sind kleine viereckige Nischen an der Innenseite der Wände, welche theils wohl zu häuslichem Gebrauche dienten, theils die Nägel und Haare der Bewohner enthalten haben mögen, welche Jeder sorgfältig in den Mauern seines Hauses aufhob, damit alles was zum menschlichen Körper gehört mit ihm begraben werden konnte, und die Seele nicht nöthig hatte auf die Erde zurückzukehren. Die armen Seelen, wenn sie sich jetzt ihre Schädel und Gebeine auf den Dünen von Pachacamac und im Museum zu Göttingen

zusammensuchen müßten! Den Begräbnißplatz bilden zwei Hügel, weit außerhalb der Stadt, ich hatte aber am Ausgraben fürwahr genug. Ein Hügel in der Mitte der Ruinen deutet auf einen Tempel oder eine hervorragende Wohnung, die Reste sind aber wenig charakteristisch. Ueberall den Hügeln entlang, welche sich von der Hauptkette des Andes in die Ebene verlaufen, sahen wir noch Ruinen, zum Theil von größeren Orten, zum Theil vereinzelt; sie hatten die Eigenthümlichkeiten Cajamarquilla's, namentlich die soliden Wände. Während Pachacamac in furchtbarer Einöde liegt, sind die Umgebungen hier freundlich; die einzigen lebenden Bewohner des Gemäuers sind niedliche Eulen, welche beim Herannahen des Reiters mit drolligen Geberden hervorhüpfen, ihn mit langen Hälsen anstaunen und sich dann erschreckt in ihre Höhlen zurückziehen.

Der Rückweg führte theilweise durch ein Nebenbett des Rimac, welches derselbe bei hohem Wasser auszufüllen pflegt; die Lagerungen des angeschwemmten Lehmes am Ufer zeigten einen natürlichen Pisébau, wozu das Erdreich sich so trefflich eignet. Der Rimac, so klein er gewöhnlich ist, ist außerordentlich reißend, und in der schlimmen Jahreszeit fallen in diesen Gießbächen der Küste häufige Unglücksfälle vor: das Geröll des Bettes gibt selbst den sichersten Maulthieren keinen Halt, und Roß und Reiter gehen oft verloren, oder werden wenigstens

weit ab getrieben. Wir machten einen kurzen Halt an einer reichen Hacienda, wo der creolische Reichthum mit dem Mangel an Geschick ihn zu verwenden so recht nach Landesart gepaart war: in einer schmutzigen verstaubten Stube mit Lehmboden stand ein vergoldetes Sopha mit Purpursammt überzogen, ein schmutziges silbernes Waschbecken in einer Ecke — ein wahres Bild des rohen Reichthums. Doch war es ganz angenehm nach der staubigen Ruinenexpedition etwas zu rasten. Auf dem rechten Flußufer ritten wir dann zur Stadt zurück, und kehrten bei einem gastfreien Landsmann, Herrn Pfeiffer ein, welcher dicht vor den Thoren einen Weinberg, zunächst zur Erzielung von Tafeltrauben, besitzt; eine große Gesellschaft von Deutschen war gebeten, und wir hatten zum Beschluß einen ächt deutsch gemüthlichen Mittag und Nachmittag unter uns Landsleuten.

Eilfter Abschnitt.

Die Andes — Bergwerke von Morococha.

Die schneebedeckte Cordillera welche die großartige Wasserscheide zwischen dem atlantischen und stillen Ocean bildet, lag so lockend vor meinen Augen, daß ich einen Ausflug in das Hochgebirge mir nicht ausreden ließ; statt der von Professor Pöppig so vortrefflich geschilderten Reise nach dem Cerro de Pasco rieth man mir die nähere Tour nach dem neu eröffneten Bergwerk Morococha an, bei der ich ebenfalls den Kamm des Gebirges überschreiten und einen Landstrich betreten sollte, wo nur das Innere des Gesteins noch fruchtbringend ist; aber selbst diese Tour wurde mir als so beschwerlich, ja bedenklich von den guten Leuten die nur das behagliche Leben der Stadt kannten, ausgemalt, daß ich es mir einen festen Entschluß kosten ließ, ein Entschluß dessen volle Stärke übrigens nicht auf die Probe gestellt werden sollte. Ein Landsmann, Herr Pflücker, Mitbesitzer

und glaube ich eigentlicher Begründer dieses Bergwerks versah mich mit trefflichen Empfehlungen an die Gastfreiheit seiner Hüttenbeamten, und obendrein mit gutem Rath in Fülle. Wir verließen Lima am Morgen des 5. Januar 1846 wohl beritten, und gegen Staub, Hitze und Kälte wohl verwahrt in unserem peruanischen Anzuge; ein in Lima ansäßiger Deutscher diente als Dolmetscher und Führer, und so ritten wir getrost in die peruanische Wüste hinein. Die erste Tagereise zeigte wenig Neues, denn bis Cocachacra, 13 Leguas von Lima, zieht sich der Weg entlang dem Rimacfluß mit geringer Steigung hin, und das nur allmälig sich verengende Thal ist auf beiden Seiten von denselben kahlen Bergen eingefaßt, welche auch bei Lima dem Auge widrig entgegentreten. Ueberall derselbe trostlose Staub, nur von wenigen grünen Stellen unterbrochen, die sich eben einer künstlichen Bewässerung erfreuen, und man erreicht das erste Nachtquartier, wenn auch früh genug mit den peruanischen Paßgängern, doch sehr erschöpft von Hitze und Staub. Mit Verwunderung bemerkte ich die Landessitte, daß man unsere armen Pferde eine Stunde lang nach unserer Ankunft gesattelt stehen ließ, da sie sonst angeblich sich erkälten. Ein freundlicher Wirth nahm uns an diesem noch halbcivilisirten Orte gut auf: obendrein war es der Vorabend des heiligen Dreikönigstages, und man hatte ein Schwein geschlachtet, so daß wir das National-

gericht Chupe, ein greuliches Werk aus Kartoffeln und weichgekochtem Käse unberührt lassen konnten; unter allen Recepten die ich auf meiner langen Fahrt gesammelt habe, steht die Chupe mit ihren zähen langen Käsestreifen oben an durch ekelhafte Ungenießbarkeit. So ist auch von dem Nachtlager wenig Rühmliches zu melden; der Reisende in Peru kennt, wie Georg im Götz von Berlichingen Betten nur vom Hörensagen, der Sattel dient zum Kopfkissen, das übrige Reisegeräth wohl oder übel zur Unterlage und Decke, und dieses keineswegs beneidenswerthe Lager schlägt man in irgend einer Ecke des natürlich ungedielten Zimmers auf, die noch nicht von Hühnern, Schweinen, Hunden oder von andern Menschenkindern besetzt ist. Entgeht man den vielseitigen Verfolgungen der genannten Quälgeister, so kann man von Glück sagen, denn die Hoffnung auf eine ungestörte Nachtruhe ist nur gering, trotz der Müdigkeit die der Gebirgreisende mitzubringen pflegt. Ich ertrug die Unannehmlichkeiten dieses Lagers besser als mein Nachbar, auf dessen Stöhnen und Klagen ich mit einem hier sehr angemessenen Citat aus der Geschichte der Conquistadoren erwiedern konnte: „Lieg' ich denn hier auf Rosen?"

Cocachacra liegt nach v. Tschudi 5386 englische Fuß über dem Meere, und die Temperatur von nur 13° R. welche wir Morgens bei unserem Austritt hatten, war mir empfindlich, die Sonne gewann jedoch sehr bald die

Oberhand, und wir hatten zwar gemäßigte, doch angenehme Wärme den Vormittag. Der Ort liegt in der Höhe wo die tropischen Regen wieder beginnen, und derselbe Boden der bei Lima eine so traurige Oede zeigt, entwickelt nunmehr reiche und dem Auge hocherfreuliche Fruchtbarkeit; die bisher so schreckbar kahlen Berge sind nun mit schönem Grün überzogen, und das Thal bringt alle Gewächse hervor die sich mit dem Klima vertragen. Noch bei Cocachacra stehen Bananen, die ausdauerndste der tropischen Pflanzenformen, weiter hinauf verschwinden sie. *

Die Sorgfalt des Herrn Pflücker hatte uns mit Maulthieren versehen, welche auf der weiteren Tour unerläßlich sind, und wir ließen unsere Pferde bis zur Rückkehr auf der Weide. Der böse Weg beginnt bald hinter Cocachacra; der immer mehr Fall gewinnende Fluß drängt denselben öfters an den steilen Abhängen hinauf, und das Maulthier muß mehr kletternd seinen Pfad verfolgen; die gebirgige Scenerie beginnt indeß erst recht hinter Matucanas, 18 Leguas von Lima und 8000 Fuß über dem Meere; die Bergabhänge gestalten

* Ich kann Pöppig's (**II. 78.**) Angabe nicht begreifen, daß die Banane, **Musa** kaum 450 Meter Höhe überschreite, da dieselbe nicht nur mit der Höhe von Cocachacra, sondern auch mit vielen meiner Erfahrungen an andern Orten nicht stimmt. Tschudi setzt der Banane auf diesem Wege gar erst die Grenze von Surco, mit 6945′.

sich nun zu steilen, oft senkrechten Felswänden, zwischen denen der Fluß eingequetscht ist; er stürzt mit gewaltigem Brausen daher, und sein Lauf ist fortwährend von Cascaden unterbrochen. Der Weg der sich bis jetzt auf dem linken Ufer gehalten hat, springt wie es die Schlucht erfordert, bald auf die eine bald auf die andere Seite über, mittelst schmaler und schwankender Brücken, die in Europa Reiter und Pferd kaum zu überschreiten wagen würden, die aber der Reisende in Peru mit unbedingtem Vertrauen auf sein Maulthier betritt, wenngleich man nur mit Schaudern in den wilden Bergstrom hinab blicken kann, während die Brücke sich unter der Last des Reiters biegt. Vertrauen auf diese Thiere ist in der That das Erste bei solchen Gebirgsreisen; ein Fehltritt würde bei hundert Gelegenheiten unvermeidlichen Fall und Tod bringen, aber der Fehltritt geschieht eben nicht, und selbst an die unangenehme Manier der Maulthiere sich immer so nahe an den Abgrund als möglich zu drängen, gewöhnt man sich bald, und trabt getrost den furchtbarsten und gefährlichsten Abgründen entlang; der Zuruf »mula!« genügt an kritischen Stellen, um das verständige Thier zu doppelter Behutsamkeit zu ermahnen, und die steigende Vorsicht geht mit der Gefahr Hand in Hand, während die Pferde ängstlich werden, bei Begegnungen den Weg versperren, und im Straucheln leicht in den Abgrund gerathen können. Jenes Drängen nach

dem Abgrunde ist wohl die Folge der unförmlichen Lasten, welche den Maulthieren aufgebürdet werden wenn sie Gepäck tragen, und mit welchen sie auf der Mitte des schmalen Wegs oft anstoßen würden; man begnügt sich mit der Vorsicht, sich an gefährlichen Stellen mehr auf den innern Bügel zu lehnen. Daß auf diesen Felsenwegen die schon erwähnten landesüblichen Steigbügel von Holz nicht nur praktisch sondern unentbehrlich sind, lernt man bald einsehen. Am unangenehmsten ist die Begegnung langer Züge von Lastthieren, und man sucht dieselben wo möglich an einer sichern Stelle abzuwarten; häufige Unglücksfälle treten ein, wenn zwei solcher Züge auf einander stoßen. Uebrigens ist der von mir gemachte Weg wohl einer der besten, und trefflich unterhalten, nach dem Abgrund zu mit einem kleinen Wall von Steinen versehen, und fast überall so breit, daß wenigstens zwei Reiter sich ausweichen können; der Weg über die Landenge von Panama z. B. war unendlich schlimmer und wahrhaft halsbrechend. Gewöhnung und die Ueberlegung daß das Landesübliche unmöglich so gefährlich sein kann, beruhigen rasch den Fremden, der freilich auf den ersten Anblick den Unterschied von unsern zahmen und ebenen Pfaden lebhaft genug auffaßt. Hat man nun Unbefangenheit genug gewonnen, um sich zu schauen, so erfreut sich das Auge einer reichen Mannichfaltigkeit von Blumen, die für den Botaniker von Fach ein

Paradies sein muß, aber auch den ungelehrten Blumenfreund mit Entzücken erfüllt: neben reizenden Formen unter den lilienartigen und Schmetterlingsblumen zeigen die Cactus, sonst ein so dürres Gewächs, in dieser Jahreszeit eine Fülle ihrer prachtvollen Blüthen, eine Art trägt oft sechs bis acht handgroße weiße Blumen an der Spitze ihres Stammes, rothe und gelbe Blüthen anderer Arten stehen daneben. Wie ich schon in der Ebene mich an dem altbekannten Tropaeolum erfreut hatte, so begrüßte ich hier mit ganz besonderer Freude das Heliotrop, diese Lieblingsblume unserer Heimath, die hier in großen Mengen ihren süßen Wohlgeruch verbreitet; starke, etwas kriechende Büsche dieses anmuthigen Krauts tragen herrliche blaue Blüthen, die unser Topfgewächs freilich sehr übertreffen. In höheren Regionen fand ich eine schmutziggelbe Calceolaria die in unsern Gärten heimisch geworden ist, und an der Grenze aller Vegetation gar unser Gänseblümchen. Der Luzernklee, ein Haupt-Futterkraut in diesem Lande, ziert die engen Flußufer, und mit ängstlichem Fleiß benützt der Bewohner der höheren Gegenden jedes Fleckchen Land selbst am steilen Abhange, und die Nähe der Dörfer kündigt sich immer durch terrassenförmige Gärtchen am Wege an, welche sich gar freundlich ausnehmen. Die Bewässerungskunst steht hier auf ihrer höchsten Stufe, und der gewaltige Fall des Flusses macht es möglich, selbst anscheinend sehr hoch am

Berg gelegene Strecken Landes mit dieser Wohlthat zu versehen.

So streife ich denn auch hier wieder an Gegenständen vorbei, die der sorgfältigsten Betrachtung werth sind, und das Bewußtsein Land auf Land flüchtig zu beschreiben, deren jedes die tüchtigsten Forscher Jahre lang beschäftigt hat, ist ein nahezu beschämendes, und macht es mir jedenfalls unmöglich an dies gegenwärtige Reisewerk auch nur irgend einen Anspruch auf Beifall, es sei denn den meiner nächsten Freunde, zu knüpfen. Mir tritt dies Gefühl gerade an dieser Stelle lebhaft entgegen, wo Pöppig's meisterhafte Beschreibung seiner Reise durch die verschiedenen Höhen und Klimate nach dem Cerro de Pasco so ganz gemacht ist, meine oberflächliche Schilderung einer gleichen Gebirgsreise zu verdunkeln. Sein Werk, so würdig in der Auffassung des Größeren, wie reich an kleinen Zügen, hat vielleicht nur den Fehler, wenn es ein Fehler ist, daß es allzu ernst gehalten ist um der Mehrzahl der Leser den Genuß zu gewähren, den der mit jenen Landstrichen Bekannte im vollen Maaße empfindet.

Hinter San Mateo, etwa 22 Leguas von Lima und 10,947 Fuß hoch, erhebt sich der immer dem Fluß folgende Weg sehr steil entlang einem großen Wasserfall, und nur in mühsamem Zickzack überwindet man diese Stelle, welche zugleich ein unendlich großartiges Schauspiel

bietet. Diese Strecke und die nächstfolgende, wo der Fluß seine beiden Hauptarme vereinigt, sind nicht zu verachtende Muster von Wegbau, denn der Raum mußte dem senkrechten Felsen und dem wilden Wasser abgewonnen werden. Der Rimac mit seinem milchweißen Wasser (rimac in der Indianersprache milchweiß) strömt aus einer Schlucht links hervor, und man verfolgt nun den rechten Nebenarm, aufsteigend sich zur linken Hand wendend, durch die immer mehr verödende Gegend. Die reicheren Cactusarten, der Luzern, der Mais, selbst das Heliotrop verschwinden mit San Mateo, und Alpenpflanzen, dürre Gräser und niedrige rasenartige Gewächse treten an die Stelle. Schon hier empfand ich Anfälle jenes Gebirgsübels der Veta oder Sorocho, schweres Athmen und Schwindel in Folge der verdünnten Luft, und unsere Maulthiere keuchten jämmerlich. Man passirt Chicla, 12,712 Fuß hoch gelegen, und einige andere Dörfer, welche nicht mehr aus jenen sorglosen Lehmhütten der Küste bestehen, sondern mit Mauerwerk und festen Strohdächern der Kälte zu trotzen bestimmt sind; der Gebirgsindianer, dessen Tracht weiter unten dem wärmeren Klima und seiner Anmuth angemessen war, geht nun in dicker Jacke, kurzen engen Beinkleidern von Plüsch und wollenen Strümpfen einher wie ein Tyroler, zugleich ein merkwürdiges Faktum für vergleichende Ethnographie; auch erblickt man hier wieder rothe Backen,

eine Erscheinung die den Tropenländern und selbst der kühleren Küste von Peru völlig fremd ist. So erreichten wir als Nachtquartier die kleine Niederlassung Yauliyaca, eine Dependenz der jenseits gelegenen Bergwerke, wo ein Deutscher, Herr Hasenclever, uns freundlich aufnahm und anstatt der scheußlichen Chupe mit vaterländischer Kost erquickte, ja sogar Betten für uns in Bereitschaft hatte. Doch vermochte alle Sorgfalt dieses gastfreien Landsmannes uns unsern Zustand nicht gemüthlich zu machen; Kälte, Schwindel und Kopfweh, verbunden mit jener fatalen Beschwerlichkeit des Athmens forderten ihren unerläßlichen Tribut, dem kein Thalbewohner in diesen Höhen entgehen kann. Das Thermometer stand Abends auf 9° R., des Morgens gar auf 3° R., und es friert auch hier schon. Yauliyaca, nahe dem Oertchen Achahuari, welches 13,056 Fuß hoch ist, und höher als Chicla gelegen, hat wohl eine Höhe von nahezu 13,000 Fuß; Tschudi hat es nicht gemessen, und diese Zubehör des neuen deutschen Bergwerks Morococha hat wohl damals noch nicht bestanden, sonst hätte Tschudi es wohl bleiben lassen, statt in Herrn Hasenclever's warmen Betten in der Todtenkammer zu San Mateo oder in dem greulichen Schmutz von Achahuari, wie er in beweglicher Weise schildert, zu übernachten.

Am nächsten Morgen machten wir uns wohl vermummt auf den Weg, begleitet von dem Mitbesitzer

jener Bergwerke, Don Francisco Yzque, welcher hier zu unserer Karawane stieß; unser Ziel war bloß noch fünf Stunden entfernt, und wir hatten nur Sorge zu tragen daß wir die Höhe der Andes vor dem Eintritt des Schneefalls überschritten. Obgleich der Weg nun weniger steil war, ruhten die Maulthiere alle 15 bis 20 Schritte keuchend aus, und wir schritten nur langsam vorwärts; die schneebedeckten Gipfel in der großen Kette tauchten immer mehr auf, und in drei Stunden waren wir auf der Höhe, umgeben von riesigen Spitzen von 16—18,000 Fuß, vor uns ein Plateau von etwa einer halben Stunde Ausdehnung, auf welchem Bergseen von allen Größen, ohne sichtbaren Abfluß * sich ausbreiten. So ist der Paß von Antarangra, nach Tschudi 15,600 engl. Fuß, nach Gay 15,924 Fuß, nach Maclean 15,543 Fuß, nach Rivero nur 14,608 Fuß über dem Meere, erstiegen, und die Empfindung welche den Reisenden ergreift, kann ich nicht besser als mit Pöppig's Worten bei demselben Anlaß bezeichnen: „Endlich ist die Höhe erreicht, und mit einem Triumph, der das Gefühl des Frostes und des Mißbehagens nicht aufkommen läßt, sieht man sich zuerst auf einer Höhe, die kein Europäer in seinem Welttheile anders als durch eine

* Nach Tschudi wäre gerade dort die Wasserscheide schärfer gezogen als irgendwo, und zwei Seen, deren einer den Rimac, der andre den Amazonenstrom speist, wären nur 30 Schritt von einander.

Luftfahrt erreichen mag." Von diesem Plateau stiegen wir dann in das große Flußgebiet des Amazonenstroms hinab, und unter uns zeigte sich schon Morococha am Ufer eines Sees, der aus zwei darüber gelegenen Wasserbecken seine Nahrung empfängt. Ein kurzer aber mühsamer Weg brachte uns nun an diesen Ort, aber was immer jene Empfindungen des Stolzes und der Freude nach Erreichung eines solchen Zieles sein mögen, sie gingen nun in der Freude über einen warmen Ofen auf, an dem wir uns keuchend und taumelnd niederließen, denn die Veta hatte uns hart zugesetzt.

Morococha ist ein erst in den vierziger Jahren gegründetes Kupferbergwerk, eine Stunde vom Kamm der Andes entfernt, in öder Gebirgsgegend und Angesichts des ewigen Schnees gelegen. Verglichen mit den oben gegebenen Höhenmaaßen des Passes von Antarangra wäre es volle 15,000 Fuß über der Meeresfläche, einer der höchsten bewohnten Orte in der Welt, sicher der höchste Wohnort von Deutschen. Drei tüchtige deutsche Bergbeamte leiten das junge blühende Unternehmen, auch ein Theil der Handwerker und Bergleute sind Deutsche, und dieser Fund einer deutschen Colonie in den Andes berührte mich eben so überraschend als angenehm, so wie ihnen der seltene Besuch eines Landsmannes wohl auch willkommen sein mochte. Meine freundlichen Wirthe, die Herren Erdmann, Honigmann und Klee wohnten

mit außerdem ziemlich viel europäischer Bequemlichkeit in niedrigen finstern Hütten, denn auf Erwärmung kommt Alles an, und sie brannten lieber am hellen Tage Licht, als daß sie mit einem großen hellen Fenster auch die schneidende Kälte hereingelassen hätten. Des Nachts schlief ich im geheizten Zimmer unter sieben wollenen Decken, und es war mir nicht zu warm; eine besondere Abneigung empfand ich gegen kaltes Wasser, und konnte mich in den zwei Tagen meines Aufenthalts da oben nicht entschließen mich zu waschen; als ich schüchtern das Bekenntniß dieser meteorologischen Merkwürdigkeit wagte, sagten die Andern lachend, daß auch sie nur alle Sonntage sich zu waschen pflegten. Es ist nicht der Kältegrad, welcher diese Empfindlichkeit gegen Luft und Wasser erklärte, sondern die Wirkung der verdünnten Luft. Die Veta mit ihrem Schwindel, Kopfschmerz, im schlimmsten Fall Bluterguß aus den Poren pflegt nur den Neuling zu quälen, und selbst während meines kurzen Aufenthaltes gewöhnte ich mich sehr daran, aber auch meine Wirthe empfanden, wenigstens nach jeder Anstrengung, die Schwierigkeit des Athmens, welche mir das quälende Gefühl hervorbrachte, als könne ich die Lunge gar nicht genügend mit Luft anfüllen;*

* D'Orbigny hat die gewaltige Ausdehnung von Lunge und Brustkasten bei den Indianern die in solchen Höhen heimisch sind, anatomisch erforscht.

unmittelbar vor Morococha war eine der Decken, auf denen ich nach peruanischer Art thurmhoch auf meinem Maulthier saß, herunter gerutscht, und ich stieg ab sie aufzuheben; diese unendlich kleine Anstrengung brachte mich aber dergestalt außer Athem, daß ich eine Zeit lang erschöpft stehen bleiben mußte, ehe ich im Stande war wieder aufzusteigen. Gerade gesunde Naturen leiden am meisten, und Manchen wird die Veta selbst tödtlich, wenn sie sich ihr nicht durch schleunige Flucht in tiefere Gegenden entziehen; dagegen schickt man Brustkranke und Schwindsüchtige mit bewährtem Erfolg von der Küste in das Hochgebirg, selbst nach dem Cerro de Pasco, der über 14,000 Fuß hoch liegt. Lastthiere aus der Ebene werden arg befallen und bleiben oft auf der Stelle todt; ein Aderlaß, den man in der grausamen Weise des Ohrabschneidens vollführt, pflegt hülfreich zu sein, auch der Geruch von Knoblauch, den man Menschen und Vieh zur Erleichterung einathmen läßt.

Von Klima hier zu reden klingt wie Ironie: es ist in der That nur das Produkt zweier Extreme, der bittern Kälte und der Sonnenhitze; jede Nacht friert es, jeden Tag bringt die Macht der fast senkrechten Sonnenstrahlen bedeutende Wärme hervor. Ebenso kämpft in der nassen Jahreszeit (welche nach der südlichen Sonnenwende, nicht wie an der Küste der Nebelregen nach der nördlichen eintritt) der Schnee mit der Sonne; jeder

Nachmittag in dieser Zeit bringt einen Schnee- oder Hagelsturm, nie Regen, oft mit Gewitter, und die ganze Gegend ist dann mit ihrer weißen Decke bezogen; die Macht der Sonne bewältigt aber den Schnee wieder, so daß bis zum nächsten Morgen Alles verschwunden ist. Diese Zeit könnte man allenfalls den Sommer nennen, und in den Nächten um diese Zeit friert es manchmal nicht. Eines Morgens bei Sonnenaufgang zeigte mein Thermometer + 2° R.; ich ließ es einen Augenblick stehen, als unbemerkt von mir die Sonne hervortrat, und in zwei oder drei Minuten stieg es schon auf 13°; so groß ist der Temperaturwechsel, den allerdings auch die vielen ungeregelten Windzüge und Stöße bedingen; auch liegt der Abhang von Morococha nach Süden zu. Die Mittagswärme ist durchschnittlich 7° R. Den Umstand daß das Wasser hier bei 68° R. kocht, empfanden wir und unsere Wirthe recht unangenehm in der Küche, da Hülsenfrüchte stets hart, und Eier stets weich bleiben. Die sich daraus ergebende Höhenbestimmung ist 4500 Meter oder 15,000 Fuß englisch.

Der Bergbau erstreckte sich (außer einer kürzlich erworbenen Silbergrube) auf die Gewinnung von K u p f e r, welches hier mit Antimon und Arsenik vorkommt; die Erze werden geröstet, wodurch sie von einem Gehalt von 18% auf 40% kommen, und auf Lastthieren an die Küste zur Verschiffung nach England gebracht. Neuerdings

war auch zur völligen Herstellung des Metalls ein Flammofen in Bau genommen. Steinkohlen von ungewöhnlicher Trefflichkeit finden sich in der Nähe, ebenso ist das ganze Gebirge umher reich an Gold, Silber, Blei und Eisen, und der Eisenstein ist überall sichtbar; gerade das Eisen aber wird viel billiger eingeführt als hier gewonnen. Wenn es schon auffallend erscheint, daß man überhaupt im Lande des Silbers es nicht verachtet Kupfer zu gewinnen, so nimmt es noch mehr Wunder den lässigen Betrieb mancher Silbermine, ja sogar deren Verfall und den Ruin der Unternehmer zu gewahren; die Eigenthümlichkeiten des Landes aber sind der Art, daß manche Mine die in Europa das Glück des Finders machen würde, hier einen Reinertrag nicht erzielen kann: vor Allem die Lage in diesem unwirthlichen Hochgebirge, wo Arbeiter nur schwer zu erlangen sind, wo jedes Geräth, jeder Lebensbedarf mit schweren Kosten und Gefahr für die sichere Ueberkunft von der Küste herauf transportirt werden muß, wo Maschinen gar aus Europa verschrieben werden, und der Sturz eines Maulthiers mit einem wichtigen Theil der Maschine vielleicht die ganze kostspielige Acquisition werthlos macht, wo wiederum der Transport des Erzes und Metalles zur Küste mit eben so großen Kosten und Gefahren verbunden ist. Rechnet man dazu die allgemeine Indolenz der Creolen, den Mangel an Technikern

und deren hohe Anforderungen, den geringen Werth des Geldes im Verhältniß zu den europäischen Einfuhrartikeln, und daneben wieder den landesüblichen Zinsfuß von 12 Procent, so begreift man daß die Bearbeitung mancher reichen Mine unterbleibt, und daß Mancher trotz allem Erzreichthum zum armen Mann wird. Man erwähnte mir auch noch die Perfidie der peruanischen Silberadern, welche den Kenner anderer Gebirge täuschen, und oft plötzlich erlöschen wo man jahrelange Ausbeute gehofft hatte.

Für den Betrieb der Bergwerke ist man auf die Arbeitskräfte der Indianer angewiesen, und es ist zu verwundern daß diese von der Natur vernachlässigten Gebirgstrecken hinreichende Bewohner haben, da doch nur wenige Stunden tiefer Klima und Vegetation sich so sehr viel günstiger erweisen. Man darf wohl mit Pöppig diese Erscheinung auf die Eigenthümlichkeit des Ynca-reiches zurückführen, welches so sehr durch den völligen gewissenhaften Gehorsam seiner Angehörigen charakterisirt wird, daß auch das Gebot daß das Hochgebirge und seine reichen Gruben Bewohner und Arbeiter haben sollten, willig vollzogen wurde. Für den Bestand dieser Ansiedlung läßt sich anführen, daß unter allen Zonen der Bergbewohner am zähesten an seiner engen Heimath hängt, und sich durch die größere Ueppigkeit der niedern Regionen nicht verlocken läßt die angeerbte Dürftigkeit

zu verlassen. So kennt auch der Indianer in den Andes nur das Leben in den Minen, und traurig zu sagen, hat sich dort, obgleich durch kein Gesetz gerechtfertigt, eine Leibeigenschaft der armen Bergbewohner gebildet, die ihnen ein Aufgeben ihrer armseligen Existenz noch mehr erschwert. Es scheint daß das System schlau gewährter Vorschüsse an Lohn und Lebensbedürfnissen die Einleitung zu dieser Abhängigkeit abgibt, welche sich so weit erstreckt daß man nicht nur die Disciplin mit dem Stock und andern Gewaltmaaßregeln handhabt, sondern selbst den Indianer der „davon läuft," d. h. der von seinem Rechte anderswo Arbeit zu suchen Gebrauch macht, mit Mißhandlungen und Einsperrung, ja selbst mit Ketten heimsucht. Diese Armen kennen nur ein einziges Vergnügen zur Erholung von ihrer Sklavenarbeit, Berauschung an Feiertagen, und dieser Erholung werden namentlich die großen Saturnalien von Weihnachten zum heiligen Dreikönigstag ununterbrochen gewidmet; noch am letzteren Tage sah ich in Matucanas einen Aufzug von betrunkenen Glücklichen, die jenen Ort in seltsamer Verkleidung und mit schallender Musik durchtobten. Ist Alles durchgebracht so kehren sie zu ihrer Arbeit zurück, und verleben eine Zeit des Elendes und der Entbehrung bis zur Wiederkehr eines der zum Glück zahlreichen Festtage.

Wenn man den alten Garcilaso, die Hauptquelle

für das Peru der Yncas durchblättert, so stößt man überall auf jenen Charakter des willigen Gehorsams, der milden und weichen Sitte, und Manches davon hat sich auch in ihrer heutigen Art davon erhalten; auch auf meiner Gebirgreise fand ich sie überall freundlich, nicht wie auf dem Wege nach Cerro de Pasco nach Pöppig's Beobachtung ungastlich, mürrisch und dem Weißen abgeneigt; der Vorüberreisende wird von jedem Begegnenden zuvorkommend, ja demuthvoll begrüßt, wie ich sie denn dem Don Francisco habe die Hand küssen sehen. Dennoch ist es nach allen bewährten Quellen ein tief liegender Charakterzug des indianischen Peruaners, daß er dem Europäer als dem Zerstörer seines Yncareiches einen zwar thatenlosen und verschlossenen, aber unauslöschlichen Haß widmet, der sich von Geschlecht zu Geschlecht eben so vererbt, wie die tief bewahrten und angeblich noch auf den heutigen Tag nicht verlorenen Geheimnisse des Verstecks alter Yncaschätze, welche vor der Habgier der Conquistadoren gerettet wurden.* Dieser zähe Haß verbürgt uns zugleich, daß in diesem Stamm der Gebirg-

* Oft rührend, zuweilen komisch sind die Erzählungen aus der ersten Zeit der Berührung der spanischen Goldgier mit den harmlosen Indianern. So heißt es sie hätten die, ohnehin ihnen neuen und wunderbaren Pferde bedauert, daß sie Eisen (das Gebiß) fressen müßten, und ihnen mitleidig Gold als das schmackhaftere Metall gebracht. Natürlich war es den Spaniern sehr willkommen, daß solcher Hafer in Menge beigebracht wurde.

bewohner, so roh und träg er auch dermalen ist, noch ein nationelles Leben fortglimmt, und vielleicht zur verzehrenden Flamme für die creolischen Elemente des heutigen Peru werden kann. Was Tschudi über die leichtfertige Unkenntniß des Indianercharakters bei den heutigen Gewalthabern im Lande sagt, kann man gerne glauben, wenn man den allgemeinen kläglichen politischen Zustand betrachtet, und diese Leichtfertigkeit welche an eine Wahrnehmung des Wohls dieser Bevölkerung nicht denkt, gräbt sich wohl ihr eigenes Grab. Eine besondere Genugthuung für den Indianer liegt darin, den Europäer gerade an seiner Gier nach edlen Metallen zu strafen, und zahlreiche Erzählungen werden mitgetheilt, wie einzelne Eingeborene, mit verborgenen reichen Silberadern vertraut, diese selbst zu benützen verschmähten, aber auch durch keine Gewalt noch Zurede zur Offenbarung ihres Schatzes zu vermögen waren.

Wenn man die alten Erzählungen von den unermeßlichen Schätzen von Silber liest, von denen die Schatzkammer in Lima bis oben hin angefüllt war, so daß man beim Einzug eines Vicekönigs ganze Straßen mit Silberbarren belegen konnte, so versicherte man mich doch daß die Ausfuhr jetzt größer sei als sonst, nur daß statt der grandiosen und der Phantasie imponirenden Silberflotte, die nur alle halben oder Vierteljahre absegelte, jetzt bei gesicherter Schifffahrt zahlreiche Schiffe

zu allen Zeiten den Gewinn der Bergwerke entführen. So wenig aber König Midas im Golde allein Glück oder auch nur Bestehen fand, so wenig darf man Peru für ein glückliches und reiches Land halten, weil es das Gestein welches der Mensch über Alles schätzt und erstrebt, im Uebermaaß besitzt; es ist um so ärmer an fruchtbringender Arbeit, an Thätigkeit und Betriebsamkeit und an innerem Frieden.

Ein wichtiger Vermittler der Gewinnung dieser Silberschätze ist noch zu erwähnen, und um so weniger zu übergehen, als er zu den Lieblingen des Lesepublikums schon von Robinson Crusoe her gehört — das Llama. Dieses Thierchen verdient nicht nur wegen seines zierlichen Wesens, sondern auch wegen seiner großen Wichtigkeit für die Hochgebirge alle Beachtung; man trifft es in den oberen Berggegenden zu Hunderten an, es wird in eigenen Gestüten bei Cuzco in großer Zahl aufgezogen, und dann die Männchen, welche allein lastbar sind, an Ort und Stelle zu dem geringen Preis von 4 bis 5 Dollars verkauft. Seine Fütterung macht gar keine Kosten, denn dieses willigste und genügsamste aller Thiere sucht sich in den Bergen die kümmerlichste Nahrung selbst zusammen, und wenn der Eigenthümer seiner bedarf so wissen die Indianer die überall zerstreute Heerde dennoch leicht zusammen zu pfeifen und zu treiben. Man benützt es fast ausschließlich zum

Erztransport; ein flacher Sack mit der Last, die nicht über 100 Pfund betragen darf, wird jedem auf den Rücken gebunden; eines Zaumes bedarf es nicht, denn die ganze Heerde folgt der schön geschmückten und mit Schellen behangenen Madrina, dem Leitthier willig nach; es gewährt einen eigenen, höchst anmuthigen Anblick einen solchen Zug vorbei defiliren zu sehen; mit hoch erhobenem Halse, mit den klugen Augen munter und neugierig um sich blickend, schreiten sie leichten Ganges einher; man sieht ihnen an, daß sie nicht wie ein unseliger Esel der Last erliegen, sondern mit Maaß beladen sind, und der Kopfputz aus rothen Trobdeln, den man der Madrina um Gesicht und Ohren windet, nebst der aufrechten Haltung und den schönen Augen, erinnert unwillkürlich an den Aufzug einer schön geputzten, wenn auch vielleicht etwas überladenen Dame der eleganten Welt. Man hat sie braun, grau, getigert, weiß, auch ganz schwarz, und durch diesen Farbenwechsel charakterisiren sie sich als völlig gezähmte Hausthiere; die Jungen, bei denen die wie bei den Füllen langen Beine mehr mit der Länge des Halses harmoniren, sind besonders niedlich. Bis Lima kommen sie nicht leicht, da ihnen die Küstenluft eben so feindlich ist, wie den Pferden und Eseln die Veta; im Gebirg aber, wo für andere Lastthiere kaum Futter zu beschaffen ist, und wo z. B. ein Esel, der doch kaum 200 Pfund trägt, 12—14 Dollars kostet, ist ihre

Nützlichkeit so groß als ihre Verwendung, und nicht ohne Verdienst ist das Llama in die Wappen von Peru und Bolivia aufgenommen. Seine Ausfuhr ist verboten.

Wo Deutsche sich niedergelassen haben, da kann man gewiß sein daß sie sich mit der Natur und dem Charakter ihrer neuen Heimath vertraut gemacht haben, und wie ich z. B. in Westindien mich oft über die klägliche Unbekanntschaft der Colonisten mit dem was sie täglich in der Nähe haben, verwundert habe, so wird der wißbegierige deutsche Reisende bei Landsleuten selten vergebens nach den Merkwürdigkeiten des Ortes fragen. So hatten denn auch jene drei Deutschen neben ihrem Beruf sich die eifrige Durchforschung der Gegend angelegen sein lassen, und ich verdanke ihnen insbesondere einen Ausflug auf die Höhen, der mir unvergeßlichen Genuß bereitete.

Um nicht in die Tücke der nachmittägigen Gewitter zu verfallen, verließen wir mit Tagesanbruch Morococha, und ritten auf trefflichen berggewohnten Maulthieren entlang den Seen nach der Höhe zu. Schon an diesen Seen bot sich Interessantes in dem verschiedenartigen Wassergeflügel; einer unserer Wirthe war so glücklich sich anzuschleichen und eine große Anden-Gans mit rothem Schnabel und Füßen geschickt zu erlegen. Ueberlaut keuchend kam er zurück, da er im Triumph über den glücklichen Schuß etwas schneller gegangen war

als zuträglich ist. Nicht lange darauf sahen wir auch mehrere Vicuñas, jenes dem zahmen Llama ähnliche Bergthier, welches sich in den höchsten Bergen aufhält und der kostbaren Wolle wegen so hoch geschätzt wird; dieses Thierchen, dem Llama ganz ähnlich, aber kleiner und rehfarbig, ist harmlos und sehr scheu, hat aber daneben die ihm verderbliche Eigenschaft einer großen Neugier; so kam es denn auch daß einige Vicuñas unsern Zug erspähten, und zwar sofort mit ihrem klagenden eigenthümlichen Laut entflohen, sich aber auf verschiedenen Felsenspitzen wieder zeigten, uns zu betrachten. Einige Schüsse hatten leider nur die Folge sie zu verwunden, und zu folgen war schwer, um so mehr als die Vicuña so zäh ist als die Gemse, und selbst schwere Verletzungen übersteht. Den Tag vorher war die Jagdgesellschaft glücklicher gewesen, und ich sah das schöne Fell des Thieres, dessen braune Wolle so dicht wie die feinste Merinowolle ist; auch das Fleisch wurde gegessen. Wir stiegen nun immer höher, und mochten uns reichlich 1000 Fuß über Morococha erhoben haben, als sich ein großes Plateau vor uns aufthat, über eine Stunde lang und fast so breit. Vor uns die große Hauptkette der Andes, die Cordillera im engern Sinn, und auf ihr, sich steil aus der Fläche des Plateau's erhebend, der mächtige Puipui; wohl 1000 Fuß steigt dieser großartige Gipfel aus der Fläche des Plateau's fast

senkrecht empor, und die Steilheit seiner Wände in dieser Region läßt den Schnee nicht haften; darüber aber steigt eine Pyramide ewigen Schnees auf, die ich nach dem in den Schweizeralpen gelernten Maaßstab auf 4000′ kühnlich tariren darf. Der Puipui ist dem Auge nach der höchste unter seinen umliegenden Rivalen, seine majestätische Form erinnerte mich lebhaft an die Jungfrau im Berner Oberland, und auch er endigt oben in eine kleine steile Pyramide. Seine Besteigung möchte wohl unmöglich sein, sowohl wegen seiner Steilheit als wegen der Veta, die schon an seinem Fuß fast unerträglich war. Tschudi widerlegt den Glauben daß die Andes in dieser Breite keine Gletscher haben, und schon das weißliche Wasser des Rimac deutet auf Gletscherursprung, während sein Nebenarm, an dem wir hinauf gereist waren, die gewöhnliche trübe Farbe reißender Bergströme hatte. Daß der Puipui auf der Seite nach Osten keine Gletscher hat, scheint schon durch den Mangel an Schluchten in seiner Struktur bedingt, wohl aber gewahrten wir am Ende seiner Schneepyramide, wo dieselbe an die senkrechten kahlen Wände stößt, hohe blaue Eisbollwerke, die doch Gletscher sein mögen. Unter den nahen Gipfeln ist der Yanachinca (im Indianischen Schwarznase) bemerkenswerth; seine zwei spitzigen Hörner erinnern an die Aiguilles in Chamonix, und sind wie diese theilweise von Schnee entblößt.

Da die ganze Gegend von Morococha erst seit der Belebung der dortigen Bergwerke bekannter geworden ist, so mag sie wohl von wissenschaftlichen Reisenden noch wenig durchforscht, und namentlich der Puipui ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein, auf die er als ein Gipfel von unzweifelhaft sehr bedeutender Höhe allen Anspruch hat. Morococha, welches einige hundert Fuß tiefer als der Paß von Antarangra liegt, zu 15,000′ angenommen, glaube ich jenes Plateau dicht am Fuß des Puipui zu 16,000 taxiren zu können, welche Höhe auch mit dem nahen Andenpaß von Piedra parada, welcher höher als der von Antarangra, nämlich 16,008′ nach Tschudi ist, übereinstimmt. Für die Höhe des Puipui über dem Plateau habe ich freilich nur die Angabe des Augenmaaßes, aber es sollte mich nicht wundern wenn er mit dem Chimborazo wetteifern dürfte, mithin die 21,000′ wirklich hätte, die ich ihm zugestehe.

In einer Entfernung von 20 Leguas erblickten wir östlich die zweite niedrigere Cordillera, in ihr einen schneebedeckten Gipfel, den meine Wirthe mir als den Apuwaiwai bei Yuracmayo und Varibamba bezeichneten; am jenseitigen Abhang dieser Kette beginnt der reiche Landstrich der Montaña, und wenn je nach menschlicher Art der Anblick von Bergen in blauer Ferne mein Herz mit Sehnsucht erfüllte, so war es hier, wo die ganze unerforschte Tiefe Südamerika's vor meiner

Phantasie da lag. Von dieser Montaña wußte Hr. Klee, ein weitgereister Mann, der dort lange Zeit, zum Theil mit dem Naturforscher v. Tschudi lebte, noch Manches zu erzählen, was meine Sehnsucht in jene Gegenden hinabzusteigen nur erhöhte.

Ein Condor schwebte in fast unabsehbarer Höhe noch über unserm hohen Standpunkt, und ich schätzte mich glücklich auch dieses Wunder der Andes erblickt zu haben; meinen Begleitern war dieser Anblick vertraut, und sie bestätigten mir die bekannte Thatsache daß der gefräßige Condor, von seinem Raub gesättigt, so schwerfällig wird, daß er sich nicht erheben kann und erst zu einem Abhang hüpfen muß, von dem er sich herunter fallen läßt um die Flügel ausbreiten zu können. Wir sahen auf diesem Ausfluge über Erwarten viel Thiere der höheren Ordnungen, eine große Art Rebhühner, wilde Enten, mancherlei Stelzvögel, kleine Raubvögel, Spechte u. s. w.; auch erlegten wir mehrere Vizcaches, ein langschwänziges kaninchenartiges Nagethier, das in dem Steingeröll auf jenem Plateau haust; ihrer grauen dem Steine gleichen Farbe wegen sind sie anfangs schwer zu erblicken, und das angeschossene Thier entzieht sich leicht durch die Flucht in seine Höhle weiterer Verfolgung. Selbst Rindvieh und Schafe weiden in diesen hohen Thälern unter einem kümmerlichen rasenartigen Pflanzenwuchs; hier fand ich auch unser heimathliches

Gänseblümchen. Auf dem Rückwege hatten wir sorgfältig jene flach scheinenden sumpfigen Lagunen, ein wahres Kennzeichen dieser Plateau's zu vermeiden, welche unsere Wirthe sehr passend „übertünchte Gräber" nannten; wir gelangten zu der Stelle zurück wo wir die Maulthiere gelassen, und wandten uns wieder nach Morococha zu.

Ich habe hier noch eine Beobachtung einzuschalten, welche ich zwar anfangs als anerkannten Sätzen widersprechend mit großem Mißtrauen betrachtete, welche ich indeß in völliger Unbefangenheit seiner Zeit gemacht habe. Ich fand nämlich in jenen beträchtlichen Höhen nicht nur keine Abnahme des Schalls, sondern vielmehr eine erhebliche Verstärkung desselben; wir konnten uns ohne andere Beschwerde, als die welche die Veta unsern Lungen bereitete, in jeder mäßigen Entfernung verstehen, und der Knall der Gewehre erschien mir auffallend laut, eben so wie das Rollen des Donners bei den Gewittern am Nachmittag. Die dort heimischen Deutschen bestätigten meine Beobachtung, und so finde ich auch bei Pöppig die Angabe von einer „dem Gehör fast schmerzlichen Gewalt der Donnerschläge" (II, 65). Ob wohl bei den entgegenstehenden auf europäischen Bergspitzen gemachten Beobachtungen der Mangel an Widerhall eingewirkt hat? — Ich verdanke dem Freiherrn Alexander von Humboldt die Aufforderung dies

Scherflein einer unbefangenen Beobachtung getrost auf den Altar der Wissenschaft niederzulegen.

Bei der Rückkehr griff mich die Veta gewaltig an; ich hatte ihr namentlich beim Jagen rücksichtslos Trotz geboten, und nun stürmten Schwindel, Athemlosigkeit, Kopfschmerz, Uebligkeit so auf mich ein, daß ich mich ergeben und einige Stunden fast besinnungslos auf dem Bette liegend zubringen mußte. Wenn schon diese peinlichen Zufälle wenig einladend für einen längern Aufenthalt waren, so machten auch meine ferneren Reiseplane mir denselben leider unmöglich, und ich setzte die Rückreise auf den nächsten Morgen fest, zur großen Freude des mitgenommenen Deutschen, der von dem Veta hart ergriffen in den zwei Tagen gar nicht zum Vorschein gekommen war, und aussah wie ein Gespenst. So waren wir am 9. Januar früh wieder unterwegs, und begrüßten mit höchst angenehmen Empfindungen die Zeichen zunehmender Wärme, wie sie auf dem Wege rasch einander folgten, und die dichtere Luft, welche unsere Lungen wieder anzufüllen vermochte. Trotz aller dieser Beschwerden war jedoch der Reiz dieser Gebirgreise, auf der man in zwei Tagen fast alle Zonen durchwandert, ein unendlich großer, dessen Erinnerung ich mit nichts vertauschen möchte; freilich gestehe ich daß gerade in dieser Rückreise der Hauptreiz lag. Schon denselben Abend erreichten wir Cocachacra nach einem scharfen Ritt

von mehr als 16 Leguas oder Wegstunden, bei dem überdies 10,000 Fuß Senkung von der Kammhöhe der großen Cordillera herab in Betracht kommen. Man gewöhnt sich bald an diese starken Touren, und weder wir noch unsere Maulthiere waren übermüdet. Schlimmer erging's mir am zweiten Tage; denn nachdem wir auf halbem Wege in Chaclacayo in bester Laune Mittag gehalten, ergriff mich auf der Weiterreise plötzlich ein Anfall meines Wechselfiebers, dem ich eine Zeitlang zwar zu trotzen versuchte, der mich aber bald zwang in die erste beste zum Glück nahe Hacienda am Wege einzulenken, wo ich kaum noch die Kraft hatte mich vom Pferde gleiten zu lassen und den herbeikommenden Bewohnern das verhängnißvolle Wort »terciana« zu stammeln. Das genügte auch diesen gastfreien Leuten, welche mir sofort warme Limonade bereiteten und mir ein Lager anwiesen, auf dem ich den Fieberanfall aushielt und in einem zweistündigen Schlafe die rasche scheinbare Genesung fand. Diese Einkehr von Reisenden die auf der Landstraße von der Terciana überfallen werden, ist in der That eine Alltäglichkeit in Peru, das neben der Heimath der Chinarinde auch die der bösartigsten Wechselfieber ist. Hausmittel, wie jene sehr wohlthätige Limonade sind sofort zur Hand, weniger wird man sich mit der diätetischen Vorschrift des Peruaners befreunden, daß man beim Fieber nicht nur sechs Wochen lang kein

Wasser trinken, sondern sich nicht einmal waschen soll; ich schämte mich schon genug der gezwungenen Unreinlichkeit in Morococha. Erbärmlich ermattet stieg ich nach jener Zeit wieder aufs Pferd, und begreife kaum wie ich die Kraft hatte noch sechs Stunden Weges bis Lima, wo wir uns obendrein noch verirrten und dabei in eine wegen Straßenraubs berüchtigte Gegend kamen, zurückzulegen; im Kampf mit den Strauchdieben hätte ich in diesem Zustand schwerlich viel Ehre eingelegt. Tröstlich war mir der Anblick der bekannten Umgebungen der Stadt, und recht mir zu Gefallen war die Gegend nebelig, und die untergehende Sonne gab in dieser Atmosphäre den Gebirgen ein täuschendes Colorit, hinter dem man ihre gewöhnliche Kahlheit nicht bemerkte.

Zwölfter Abschnitt.

Rückblick auf Amerika — Reise über den stillen Ocean.

Wenn ein Stein einmal im Rollen ist, so ist es schwer sein Ziel zu bestimmen; die Wahrheit dieses alltäglichen Satzes erprobte ich an mir selbst, als ich nach Lima zurückgekehrt mich umschaute, wohin ich nun meine Schritte wenden sollte. Meinen leider so wenig wissenschaftlichen Reisezwecken entsprach es mich vom Zufall oder der Laune leiten zu lassen, und wenn ich auch nie davon geträumt hatte meine Fahrten über Amerika hinaus auszudehnen, so lag mir doch selbst auf dem neuen Continent ein allzu weites Feld offen; die Wahl hatte mir oft wehe gethan, jetzt indeß fand ich sie durch äußere Umstände in unerfreulicher Weise beschränkt. Ich gedachte nach Valparaiso zu gehen, aber mein ursprünglicher Plan von dort durch die Pampas von La Plata zu Lande nach Buenos Ayres zu reisen war bei den damaligen Verwicklungen mit Rosas nicht möglich; die

beschwerliche und kalte Reise um Cap Horn war an sich wenig lockend, um so weniger als ich auch so keine Hoffnung hatte nach dem zur See blockirten Buenos Ayres zu gelangen; dennoch war ich schon halb entschlossen jene Seereise zu unternehmen, auf der Ostküste noch Brasilien zu besuchen und über die Vereinigten Staaten und Mexico, das ich ebenfalls wegen seiner politischen Zerrüttung im Jahr 1845 hatte meiden müssen, zurückzukehren. Da begab es sich, daß die kleine Handelswelt im Hause meines Gastfreundes Herrn Rodewald durch die Ankunft des Schiffes aus China, welches diesem Hause alljährlich Seidenwaaren und andere Artikel von dort brachte, in Bewegung gesetzt wurde; dieses Schiff wurde der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und erst im leisen Scherz, zuletzt im völligen Ernst wurde ausgemacht, daß ich nicht besser thun könne als die seltene Gelegenheit zu benutzen und mit nach China hinüber zu fahren. Es pflegte der Verkehr zwischen der Westküste von Südamerika und dem fernen Orient sich auf dieses eine Schiff zu beschränken, und der Handel wurde so geheim gehalten daß dasselbe nicht einmal Briefe, geschweige Passagiere mitnahm; gern machte man jedoch mit mir eine Ausnahme, und ehe ich selbst völlig zum Bewußtsein dieser gewaltigen Aenderung in meinen Reiseplanen kam, war meine Passage unwiderruflich genommen und der Tag der Abreise festgesetzt. Wir hätten

am 16. segeln können, aber eine so weite und abenteuerliche Fahrt an einem Freitag zu beginnen, wollte Herr Rodewald in freundlicher Sorge für mich nicht verantworten, und er entließ den Capitain erst am 18. Januar, Sonntag, an welchem Tage ich, von meinem liebenswürdigen Gastfreund bis an Bord im Hafen von Callao begleitet, wohlgemuth mein Schicksal dem stillen Ocean und dem trefflichen Schiff Lark, Capitain Tibbits anvertraute. Es waren gerade anderthalb Jahre seit meiner Abreise von Haus am 18. Juli 1844 verflossen.

Es ist der alltägliche Glaube daß Amerika auf der Erdkugel dem europäischen Continent ungefähr gegenüber liege, daß hier Tag sei wann dort Nacht, während in Wirklichkeit die Sonne in New-York und Lima nur 6 Stunden später aufgeht als in Wien und Berlin, und diese Orte mithin nur um 90° des Erdumfangs nach Westen und Osten differiren. So lehrt denn auch ein einfacher Blick auf den Globus, daß der stille Ocean zwischen Südamerika und China eine unverhältnißmäßig größere Breite hat als das atlantische Meer, und Hongkong liegt in der That nahezu bei den Antipoden von Callao. So nahm der Capitain auch eine Reise von 10,500 Seemeilen oder 2625 deutschen Meilen an, eine ungeheure Strecke, die jedoch wie jede direkte Fahrt von Hafen zu Hafen als ein gebahnter Weg erscheint.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Seereisen, völlige Veränderung der Umgebung ohne daß ein Uebergang dazwischen läge, sollte mir auf dieser Fahrt recht grell in die Augen leuchten; ein größerer Contrast ist nicht denkbar, als zwischen dem neuen, nur durch Colonisation an seinen Küsten halbwegs civilisirten, dünn bevölkerten, in der ersten Epoche seiner Kulturgeschichte begriffenen amerikanischen Continent, und zwischen dem uralten, übervölkerten, in der zweiten Kindheit angelangten China, zwischen Landstrichen wo Alles europäisch ist, und dem Lande das ohne Berührung mit Europa in allen wichtigsten Fortschritten mit uns wetteifert, ja uns vorangegangen ist. Wenn schon wir die Brücke zu diesem Lande schwer finden, wie viel mehr fehlt sie dem jungen Amerika, und so war denn auch diese Seefahrt ein entscheidender Abschnitt in meiner Reise, der mich zu einem Rückblick auf den Continent den wir nun verlassen, wohl schicklicher Weise auffordert.

Um Amerika in zwei Worten zu charakterisiren, kann man sagen es sei ganz Colonie, und in der That hat die Kultur welche seine Entdecker dort vorfanden so wenig Kraft im Zusammenstoß mit der unsrigen bethätigt, daß von anderer Kultur als europäischer in den folgenden Jahrhunderten keine Rede mehr sein konnte. Eben so schnell aber wie sich diese Colonisation des alten Europa ausgebreitet, eben so schnell hat dieselbe auch

die Grenze ihrer Entwicklung erreicht, und schon das jetzige Geschlecht ist Zeuge von einer Gestaltung der Dinge, welche jenen Colonialcharakter in kurzer Frist ganz verwischt haben wird. Es liegt auch im Wesen des Colonialsystems, daß das Interesse des Mutterlandes auf das Wohl der Colonie stets mehr oder weniger despotisch einwirkt und somit den Patriotismus schwächen wird, und die erstarkte Colonie wie die welcher es übel geht, werden den Wunsch nach unabhängiger Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen gleich lebhaft empfinden.

Während auch die letzten Reste von einst reichen und werthvollen Colonien entweder sich losgerissen haben oder nur mit peinlicher Anstrengung festgehalten werden, noch andere nur noch eine Last des Mutterlandes sind, erklärt die erste dieser Abtrünnigen, die nordamerikanische Republik bereits laut ihren Willen, daß der neue Continent nicht mehr fremden Herren unterthan sein solle. Die Macht dieses in voller Jünglingskraft stehenden Staates seinen Willen durchzusetzen ist unbestreitbar, seine so stetig als reißend zunehmende Entwicklung verheißt großartige Erfolge, und bald wird er nicht nur dem ganzen neuen Continent, sondern vielleicht allen Nationen Gesetze vorschreiben. Zwar wollen wir bei solchen Vorhersagungen nicht blind gegen die Gefahren sein, welche dem Bestand jedes ungemessen großen Reiches, und den Vereinigten Staaten insbesondere drohen; jeder

Machtbesitz jedoch dessen diese mit Weisheit und Mäßigung sich erfreuen werden, hat Anspruch auf unsere Sympathie als eines stammverwandten Volkes, dessen Geschicke zugleich die von Millionen unserer Landsleute mit umschließen. Wir dürfen im wahrscheinlichen glücklichen Fall den Vereinigten Staaten die Ausdehnung bis an die Grenzen prophezeien, welche die Natur der kaukasischen Race überhaupt gesetzt hat; was wir jenseit dieser Grenzen von übel angebrachten Nachahmungen einer Verfassung sehen, die ganz wesentlich auf der Tüchtigkeit aller Einzelnen beruht, ist wenig erfreulich, und es ist schwer die Zukunft von Ländern zu prophezeien, wo man nirgends einer Regung von Kraft begegnet. Wir haben bereits einige Blicke auf Nueva Granada wenigstens flüchtig geworfen, ein klägliches Bild des politischen Zustands von Peru gesehen, und die allgemeine Lage dieser ehemaligen spanischen Colonien, deren Hülfsquellen nur noch dazu vorhanden scheinen eine Umwälzung nach der andern zu nähren, ist weltkundig. In Mexico haben sie mit ihrem Kaiser Iturbide begonnen, den sie bald todtgeschossen haben; in neuerer Zeit haben sie ihren Santa Ana, den sie einmal als Tyrannen verjagen, dann wieder als ihren tüchtigsten Mann zurückberufen; in Guatimala haben Zwistigkeiten der Orthodoxen und Liberalen das Land mit den ärgsten Greueln heimgesucht, während bald die eine Partei, bald die andere

die Macht zur Verfolgung der Gegner in Händen hatte; Ecuador hat noch in dem Jahr wo ich in Südamerika war, in einer Revolution das Blut seiner besten Bürger vergossen — so sagt die Partei der Erschlagenen, und so wird die Gegenpartei sagen, wenn die Zeit der Rache für die andere gekommen ist. Ueberall ist die den Spaniern abgerungene Freiheit nur den ehrgeizigen Parteihäuptern, deren Spielball die oberste Würde im Staat ist, zu Theil geworden, während das Volk nur seinen Herrn gewechselt hat, und in diesen endlosen Bürgerkriegen und Gewaltthaten das weit näher liegende und werthvolle Gut der Sicherheit von Person und Eigenthum eingebüßt hat. Unter den hundert Beispielen gesunkenen Wohlstands die selbst die flüchtigste Bekanntschaft mit jenen Ländern gewährt, citire ich nur die eine für wahr verbürgte Thatsache, daß Mexico noch in den zwanziger Jahren über 200 Häuser hatte die vier bis fünf Millionen Dollars besaßen, um das Jahr 1845 nur noch acht.

Während man in der unvermeidlichen Entartung des Europäers in den Tropen den wesentlichsten Grund dieser traurigen Zustände suchen muß, begegnen wir in den außertropischen Ländern Südamerika's einem ganz andern Leben. So verspricht namentlich Chile eine erfreuliche Blüthe, und der Namen „Engländer Südamerika's,“ welchen man den Chilenos beilegt, ist ein

rühmendes Zeugniß für ihre Betriebsamkeit; auch hat Chile ungleich weniger Regierungswechsel erlebt. La Plata ist ebenfalls außertropisch, und an Bethätigung von Kraft hat es dort nicht gefehlt, die jedoch unter der Dictatur von Rosas mehr als blutige Wildheit aufgetreten ist. Ich habe stets Anstand genommen in das Verdammungsurtheil des großen Haufens gegen diesen jedenfalls merkwürdigen und begabten Mann auf einseitige Zeugnisse seiner Feinde hin einzustimmen; neuerdings verdanken wir indeß dem Beschreiber der Reise der dänischen Corvette Galathea eine unparteiische Schilderung der Rosas'schen Gewaltherrschaft, welche deren Aufhören allerdings als ein Glück erscheinen läßt. Daß Terrorismus dort bestand, kann freilich Niemanden zweifelhaft sein der je auch nur ein Zeitungsblatt von Buenos-Ayres gesehen, wo jedes Blatt, ja jede Annonce, sei es selbst für Kauf und Verkauf, oder Theater oder gar fromme Zwecke * unabänderlich die blutdürstige Ueberschrift trägt: Viva la Confederacion Argentina! Mueran los salvages unitarios! Ob dieser blutdürstige Charakter nur in Rosas gelegen hat, und ob die Nation die Kraft welche sie unzweifelhaft besitzt, nunmehr auf eine friedliche und

* Ich besitze selbst eine Zeitung, wo nach jenem scheußlichen Motto ein Kreuz, dann die Buchstaben I. H. S. und dann ein »aviso a los fieles Cristianos« folgt, worin zu geistlichen Uebungen für Frauen aufgefordert wird!

humane Entwicklung lenken wird, muß die Zukunft lehren; einstweilen ist auch dort seit Rosas' Verjagung Revolution auf Revolution gefolgt.

Als besonderes Merkmal der Ungesundheit Südamerika's sind die Kriege der einzelnen Staaten unter einander, welche nicht selten vorkommen, zu erwähnen. Wenn in unserem Europa die in beengender Nachbarschaft zusammenlebenden Nationen Reibungen nicht vermeiden können, und die modernen Friedensfanatiker mit Recht verlacht werden, so entschuldigt das doch wahrlich nicht diese muthwilligen Feindseligkeiten und Anfälle zwischen Ländern, deren jedes für seine Bevölkerung übergroß ist, und die schon ihren republikanischen Principien nach an gar nichts anderes denken sollten, als dieser Bevölkerung Ordnung, Sicherheit und Wohlstand zu gewähren, woran noch der kläglichste Mangel ist.

Durch die Beibehaltung der monarchischen Form hat sich Brasilien vor manchen der Gefahren bewahrt, von denen die übrigen südamerikanischen Colonien heimgesucht sind; doch fehlt es auch dort nicht an politischen Erschütterungen in dem übergroßen Reiche, und keinen Falls durchdringt das Ganze diejenige Ordnung, aus welcher allein die Blüthe eines Landes sich entwickeln kann. Niemand hat dies trauriger empfunden als die zu wiederholten Malen dorthin verlockten deutschen Einwanderer, deren Schicksal eine ernste Warnung für die

enthält die nicht absichtlich blind und taub sein wollen.

Der Theil Amerika's von welchem ich fast am längsten den Leser unterhalten habe, Westindien, tritt bei der Betrachtung des Ganzen am meisten zurück; seine Nähe von Europa, seine bequeme Theilbarkeit in vieler Herren Besitz und die Bewirthschaftung durch Sklavenhände haben ihm einen Zeitraum hindurch eine hervorstechende Wichtigkeit gegeben, aber gerade hier und hauptsächlich aus der Unnatürlichkeit des Sklavenhandels hat das Colonialsystem am rascheften sein Ende erreicht, und diese vom Continent abgetrennten Inseln, die kleineren besonders, scheinen bestimmt aus der Kulturgeschichte wiederum zu verschwinden, und wieder den Rang einzunehmen der ihnen ihrer Natur nach gebührt.

Ich habe wiederholt, und mit einem dem gleichgültigen Leser vielleicht übertrieben scheinenden Eifer meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Deutsche und überhaupt der Europäer nicht dazu geschaffen ist die arbeitende Klasse, das eigentliche Volk der tropischen Länder zu bilden, nicht minder habe ich darzuthun gesucht, daß der Europäer in solchen Lebensverhältnissen die ihm Schonung gestatten, dennoch entartet, und daß die für diese reichen Länder geschaffenen Racen weder Trieb noch Fähigkeit besitzen eine höhere Kultur sich anzueignen. Es führt indeß die Betrachtung dieser

Thatsachen, deren Wahrheit kein unbefangener Kenner der Tropenwelt läugnen wird, zu einer seltsamen Frage an das Schicksal, ob wirklich diese Länder welche das Paradies auf Erden darstellen, mit der Pracht und dem Reichthum ihrer Vegetation, mit der Gunst eines ewigen Sommers, nur geschaffen sein sollen um ein Paradies der Faulen zu sein, um von Affen oder höchstens von Botokuden genossen zu werden? Jahrhunderte und Jahrtausende mögen hingehen, bevor eine so vorwitzige Frage praktisch wird; lösbar aber wird sie nur durch eine wesentliche Veränderung in der physischen Beschaffenheit unserer jetzigen Racen werden, insbesondere der unsrigen, welche doch am Ende Hinreichendes in der Welt geleistet hat, um auf die Theilnahme an diesem Eldorado der Zukunft Anspruch machen zu dürfen.

Ein Volk beginnt jetzt am Horizonte Amerika's aufzutauchen, das zahlreich und begabt genug ist um einen wichtigen Faktor in dessen Kulturgeschichte abzugeben — die Chinesen. Die Bahn des Verkehrs und insbesondere auch der Auswanderung ist gebrochen, und wird in einem so stark übervölkerten Lande lebhaft betreten werden; der Chinese, obgleich dermalen durch den widrigen Beamtendespotismus durch und durch erniedrigt und verderbt, besitzt geistige Fähigkeiten und Betriebsamkeit in einem Maaße, dessen selbst der Europäer sich nicht zu schämen braucht, und es werden vielleicht nicht

viele Jahre vergehen, bis die Westküste Amerika's von chinesischen Einwanderern eben so überschwemmt sein wird, als die Ostküste von Europäern. Dabei hat das südliche China ein Klima, welches seinen Bewohner zum Anbau von Landstrichen geeignet macht von denen der Europäer ausgeschlossen ist.

Schließlich noch einige Worte über England, dessen „Polypenarme" auch in Amerika oft fühlbar werden, wenngleich es in unverkennbarer Weise sich von dort zurückzieht, und die Colonien welche so lange seinem Interesse dienstbar gewesen, ihrem guten oder üblen Schicksal überläßt. Von der Abneigung nicht zu reden welche in Nordamerika die Rivalität nährt, so ist England auch im ganzen übrigen Amerika von Herzen gehaßt. Wenngleich die Losreißung der spanischen Colonien sich aller Sympathie der Engländer erfreute, welche dabei einen Markt zu gewinnen hoffen durften, so ist doch gerade von diesen neu entstandenen Staaten keiner, der nicht über Anfechtungen englischen gewaltthätigen Uebermuthes leidenschaftliche Klage zu führen wüßte. Uns kann dies nicht Wunder nehmen, die wir noch neuerdings die empörende Mißhandlung des armen schwachen Griechenlands mit angesehen haben, und eben jetzt die Früchte verruchter Verschwörungen genießen, welche wider alle Sitte und Pflicht civilisirter Völker unter dem Schutze Englands ausgeheckt werden. Und dennoch möchten wir

gerade jetzt, wo der gerechte Unwille leicht zu einem einseitigen Urtheil verleiten könnte, England in Schutz nehmen, sei es auch nur mit der Behauptung daß seine Fehler eben so großartig sind wie seine Tugenden. Jene Fehler, und besonders jener Uebermuth, der nach Art der alten Römer und — modernen Chinesen in allen fremden Nationen nur Barbaren erkennt, verdunkeln manche Lichtseite; daß ich für die letzteren nicht blind bin, gedenke ich bei der Beschreibung meiner Reise durch Indien darzuthun, wo ich die Engländer nicht nur bewundern gelernt, sondern lieb gewonnen habe, so lieb daß ich ihnen aufrichtig die Erkenntniß eines Irrweges wünsche, der sie selbst unfehlbar ins Unglück führen wird wenn sie auf ihm beharren.

Auf jener Reise war es mir ein sehr behagliches Gefühl zu einem Abschluß mit Amerika, oder wenigstens mit denjenigen amerikanischen Eindrücken die innerhalb meines Horizontes lagen, kommen zu können. Das Reisen durch Landstriche, deren jeder die Aufmerksamkeit des Besuchers vollständig in Anspruch nimmt, um so mehr wenn er keine Hoffnung hat sie ein zweites Mal zu sehen, die Aufgabe auf Alles zu achten und die Augen fortwährend offen zu halten, selbst wenn man sie vor Ermüdung oder vor Widerwillen schließen möchte, und jede Rast von Körper und Geist als einen Raub an dem Zweck der Reise zu betrachten, diese andauernde

Spannung läßt den Zeitpunkt der Ruhe die eine Seereise bringt, stets als eine erwünschte Unterbrechung und Erholung erscheinen. Eine Seefahrt gewöhnlicher Art bringt sehr wenig äußere Anregung, und wenn man gar der einzige Passagier ist, so fehlt es dem der sich nach Ruhe und Stille sehnt, an beidem nicht. Bald war ich dahin gelangt daß ich die Hälfte der langen Reisezeit mit Schlafen zubrachte, den übrigen Theil des Tages an einem erwählten Plätzchen auf Deck solche geistige Nahrung zu mir nahm, wie sie sich in der Schiffsbibliothek oder in den Buchhandlungen Lima's hatte auftreiben lassen. Bald war ich in Victor Hugo vertieft, dessen haut goût für den abgestumpften Gaumen eines Seereisenden gerade paßt, bald wusch ich in den sanften Fluthen Friederike-Bremer'scher Gefühle die Eindrücke jener Schauderscenen wieder ab, von denen man obendrein in der Nacht schwere Träume bekam. Doch ich will hier keine Literaturgeschichte schreiben, und führe diese Extreme nur als ein Beispiel der regellosen Leserei an, auf welche der Reisende zur See manchmal geräth; zu ernster Beschäftigung bringt man es leider ohnehin nicht.

Die Lark von New-Bedford war ein amerikanischer Dreimaster, von der Gattung welche Barke genannt wird, und sich durch unvollkommene Ausrüstung des Hintermastes charakterisirt; sie hatte 286 Tonnen

und 100 Fuß Länge, und war sonach eher klein als groß. Ursprünglich für den Kaffeehandel mit Rio bestimmt, hatte sie nur den kleinsten Raum für Passagiere, und wiewohl mehrere Kojen vorhanden waren, war doch der Platz für den Capitain und mich gerade hinreichend, um sich auf einer so langen Reise behaglich auszubreiten. Unsern Tisch theilte der erste Steuermann, ein stiller und artiger Mensch von untergeordneter Bildung, unterdeß hatte der zweite Steuermann Wache auf Deck und konnte erst später zu seiner Mahlzeit gelangen; so oft ich den wackern Mann in die Kajüte herunter steigen und die Ueberreste unseres Mahls kläglich von den Schüsseln zusammenscharren sah, fühlte ich mich von socialistischen Gedanken stark angefochten, mußte mir indeß gestehen daß das Vorkommen solcher Rangunterschiede selbst auf einem Schiff der amerikanischen Republikaner ein nicht eben schwaches Argument für ihre Nothwendigkeit war. Unsere Kost war vortrefflich, da wir an frischem Fleisch auf der ganzen Reise keinen Mangel litten, und nur Einmal in der Woche aus Vorsorge Salzfleisch aßen. Ueberdies hatte ich in Lima Sorge getragen von den bekannten hermetisch verwahrten französischen Leckereien die man selbst am Ende der Welt vorfindet, Einiges anzuschaffen, eingedenk der Erfahrung daß der Seereisende für wenig Höheres empfänglich bleibt als für Tafelfreuden: durch ein komisches

Mißverständniß erwies sich aber mein ganzer Vorrath aus eingemachten Trüffeln bestehend, und ich habe mir die edlen Pilze während jener Reise auf viele Jahre zum Ueberdruß gegessen. Für Wein hatte ich zu sorgen; jeden Sonntag, bei allen Geburtstagen und sonstigen schicklichen Gelegenheiten und Vorwänden* wurde eine Flasche besserer Wein geleert, dann ein Zettel mit allem erdenklichen Unsinn hineingepfropft und den Wellen übergeben; mancher ehrliche Mann hat sich vielleicht noch den Kopf daran zerbrochen.

Mein guter Capitain Tibbits, ein Amerikaner, war ein jovialer und angenehmer Gesellschafter, der zugleich durch seine belehrenden Erzählungen manche Stunde zu verkürzen wußte. In seinem Fach war er völlig zu Haus und lag den Pflichten für sein Schiff mit großer Gewissenhaftigkeit ob: zu Matrosen hatte er sich Malayen von den Philippinen erkoren, eine arbeitsame sehr ruhige und willige Mannschaft, welche er den weißen Matrosen welche man in den südamerikanischen Häfen dingen kann, meist entlaufenes oder weggejagtes Gesindel, weit vorzog. Diese Malayen sind friedlich, phlegmatisch, und beiläufig gesagt gute Katholiken; ihre Statur ist

* Si bene rem memini sunt causae quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Vinum et honesta dies et quaelibet altera causa.
Vor Gästen waren wir ziemlich sicher.

klein, schwerer Kopf auf einem wenig robusten Körper, lange schwarze schlichte Haare, wenig Bart. Stirn mittel, hervorstehend; unter der Stirn der übrige Theil des Gesichts, namentlich die kleine flache Nase so versteckt, daß eine Verlängerung der Stirnfläche weit über die Nasenspitze hinweggehen würde. Farbe olivenbraun; Augen dunkel und schön, ohne gerade intelligent zu sein; sie geben den übrigens sehr häßlichen Zügen einen nicht unangenehmen Ausdruck. Kinnladenbau ziemlich niedriger Ordnung, an den der Neger grenzend.

Eine weit größere Curiosität für mich waren aber die zwei Chinesen an Bord, Awaw der Steward, und Aiyung der Koch. Es war keine üble Einleitung für die Reise nach China, daß ich an diesen zwei Schiffsgenossen, den ersten Chinesen die ich je gesehen sofort einen nationellen Anblick und zugleich die Ueberzeugung gewann, daß die wunderlichen Abbildungen die zu uns nach Europa gelangen nicht übertrieben sind; ich brauchte über eine Woche, ehe ich sie ohne Lachen ansehen konnte, und in Callao durften die Aermsten kaum ans Land, weil ihr Erscheinen jedesmal Aufläufe verursachte. Awaw war in seiner Art ein schöner junger Mann, seine kleinen Aeugelchen waren kaum sichtbar und ruhten auf wahren Fettpolstern, so daß es aussah als hätte er von einer Prügelei verschwollene Augen; sein Kopf war sauber rasirt bis auf den Scheitel, den Zopf hatte er aber

bescheidener Weise um seinen Kopf gebunden, wie es die arbeitenden Klassen seines Landes thun. Seine Kleidung bestand aus sehr weiten baumwollenen Beinkleidern und einem darüber angezogenen kurzen Hemde, und war bald schwarz, bald weiß oder gelb. Aiyung war älter und ernster, und sah stattlich aus. Jeden Sonntag konnte man die zwei auf Deck sitzen und sich gegenseitig den Kopf rasiren sehen; an diesem Tage versagte sich auch Awaw die Befriedigung seiner Eitelkeit nicht, seinen schönen schwarzen Zopf vor unsern Augen zu entfalten; wenn er seiner Zierde sich bewußt und halb verschämt so in die Kajüte trat, glich er in doppelter Hinsicht einer Ratte, die schüchtern aus ihrem Versteck hervorhüpft.

Zur Betrachtung der Thierwelt an Bord lädt die verhältnißmäßig einsame Existenz ein, und ich beginne mit unserer Schiffskatze; nicht die cat of nine tails, sondern without any tail, denn diese Zierde auf die Katzen und Chinesen so stolz sind, hatte sie eingebüßt; das Thier war sehr scheu und existirte nominell von den Ratten und Mäusen die sich im Schiffsraum aufhalten sollten, die aber auf der Lark die nur einige Geldfracht führte, wohl selbst kaum zu leben hatten; so pflegte auch die Katze jeden Abend an die Thür der Vorrathskammer zu kommen und sich mit abscheulichem Gequeil über den Verfall der hohen und niedern Jagd zu

beklagen. Von der Schiffsgesellschaft die unter Aiyung's Messer zu fallen bestimmt war, sind 20 chilenische Gänse zu erwähnen, die gelegentlich auf Deck freigelassen mit ihren Latschfüßen sehr lächerliche Bewegungen machten; zwei unselige Truthähne konnten sich mit ihren langen Beinen gar nicht aufrecht erhalten, und wurden aus Mitleid bald geschlachtet und verzehrt; desto behaglicher fühlten sich aber unsere 50—60 Hühner, welche den ganzen Tag auf Deck herumspazierten und durch diese Freiheit nicht nur schön fett wurden, sondern selbst, ein seltener Fall zur See, Eier legten; als man gar im Laufe der Reise in der Kajüte des Steuermanns ein verborgenes Nest voll Eier entdeckte, wurden wir ganz übermüthig und schwelgerisch und sannen uns eine Speise aus, die durch großen und an Bord ungewohnten Aufwand an Eiern unsern Reichthum glänzend darstellen sollte. Drollig ist die Gier der Hühner nach Fleisch, besonders nach Hühnerfleisch, und über den Cannibalismus der darin liegt mußten wir hier in der Südsee wohl ein Auge zudrücken; war ein Huhn so glücklich gewesen ein Stückchen zu erhaschen, so ererbt es damit alle Sorgen des Reichthums und Geizes; eine Schaar von Neidern ist sofort auf den Beinen ihm den Leckerbissen abzujagen, umsonst sind Wendungen und Kniffe, denn aus jeder Ecke kommt ein gieriger Feind hervor, und wenn auch die Hetze selbst gewöhnlich ohne

Verluste abläuft, so bleibt doch dem unglücklichen Besitzer keine Zeit sein Gut in Ruhe zu verzehren. So geht die Jagd um ein einziges Stückchen Fleisch oft eine halbe Stunde lang, und der gelangweilte Reisende steht dabei und sinnt sich eine Parabel über die Gefahren des Besitzes aus. Beklagenswerth waren die Zwistigkeiten zwischen unsern Hähnen, darunter namentlich ein stolzer Bantamhahn alle Schattenseiten des rachsüchtigen malayischen Charakters enthüllte: als er sich einmal so weit vergaß nicht nur einen nebenbuhlerischen Hahn sondern sogar dessen Geliebte zu mißhandeln, warf ihm der entrüstete Capitain ein Stück Holz an den Kopf und befahl ihn auf 24 Stunden einzusperren, ja es war die Rede davon ihm den Hals abzuschneiden, ihm selbst zu wohlverdienter Straff und Andern zum abscheulichen Exempel, uns aber zur Hühnersuppe, in der der alte Bösewicht doch noch mürbe geworden wäre; eine mildere Entschließung gewann indeß die Oberhand, und man begnügte sich das grausame Unthier jeden Abend durch den Schiffszimmermann in eine Küste einnageln zu lassen! Einige Zeit nachher verwettete der Capitain diesen Hahn an mich und ich schenkte ihn dem Koch Aiyung, der ihn alsbald mit zwei Ferkeln zusammen sperrte und zu mästen vermeinte. Auf alle diese Kindereien achtet man aus Langeweile auf einer solchen Reise. Jene Ferkel, die während unserer Reise gewiß um das Doppelte gewachsen

waren, überlebten dieselbe nicht, und auch den Schafpferch mit 8 Stück aßen wir völlig leer; es waren darunter zwei chilenische Schafe mit langen Haaren wie Hunde, die auch öfters vier Hörner wie die isländischen haben; nach südamerikanischer Sitte hatte man einem dieser unglücklichen Geschöpfe Nase und Ohren abgeschnitten, um — es zu zeichnen; das arme Thier sah schauderhaft aus.

Die Fahrt über den stillen Ocean von Osten nach Westen ist wegen der günstigen Passatwinde eine der angenehmsten und sichersten, und die ungeheure Entfernung wird rasch zurückgelegt. Unsere Reise von 71 Tagen konnte für eine mittelgute gelten, die Lark hatte aber einmal nur 56½ gebraucht, und die kürzeste Fahrt die mir bekannt geworden dauerte gar nur 50 Tage. Dagegen war die Dauer der früheren Reisen spanischer Schiffe von Callao oder Mazatlan nach Manila 6 Monate, weil diese nach alter Art jede Nacht förmlich beilegten, d. h. durch Stellung der Segel der verschiedenen Masten in einem Winkel zu einander den fördernden Einfluß des Windes hemmten. Selbst die englischen Ostindienfahrer hatten noch in den zwanziger Jahren die Instruction, jede Nacht unter »double reefed topsails« zu fahren, eine Segelstellung die sonst nur bei heftigem Wind angewendet wird. Auch in Bezug auf die Stärke der Bemannung ist man heutzutage weit

weniger ängstlich, indem man auf je 100 Tonnen Größe nur 4 Matrosen rechnet. Die Reise von Westen nach Osten, welche nicht wie die Hinreise in gerader Richtung sondern mit sehr starken Ausweichungen nach Norden und Süden gemacht wird, um dem hier schädlichen Einfluß der Passate zu entgehen, pflegt 120—140 Tage zu kosten. Der Südostpassat auf der südlichen, und der Nordostpassat auf der nördlichen Halbkugel wehen bis zu einer Entfernung von etwa 3° vom Aequator, und nur innerhalb dieses Gürtels vermißt der Seefahrer die sonst stetige Hülfe dieser Winde; im Monat August pflegen die südlichen Winde sich weiter nördlich zu erstrecken und den Nordostpassat zurück zu drängen. Analog ist es im atlantischen Ocean, während das indische Meer mit seinen halbjährlich wechselnden Monsoon-Winden wieder ganz eigenthümliche Verhältnisse hat.

Anfang Februar näherten wir uns jenem Gürtel der unsichern Winde, und wurden erwarteter Maaßen mehrere Tage hindurch von Windstillen, Windstößen und Regengüssen heimgesucht; am 6. passirten wir die Linie unter 120° W. L., und das Gefühl wieder auf der nördlichen Halbkugel zu sein, war mir ein sehr wohlthuendes, heimathliches, wie ich denn auch in den nächsten Tagen den über dem Horizont wieder auftauchenden Nordpolarstern mit großer Freude begrüßte. Am 15. feierte ich meinen Geburtstag an Bord, den ich im

vergangenen Jahr in Angerona erlebt hatte, und nächstes Jahr auf der Tigerjagd am Fuß der Himalayah's durch einen überglücklichen Schuß feiern sollte. Der 18. brachte uns widrigen Wind, der den Capitain als etwas völlig Unerwartetes sehr ungeduldig machte; wir trieben uns eine ganze Woche südlich der Sandwich-Inseln fast auf einer Stelle herum, ehe der Bann der uns befallen zu haben schien gelöst war. Am 6. März passirten wir den Meridian der Antipoden (nach der Länge von Greenwich nach der zur See Alles rechnet). Es ist allbekannt daß wie man nach Westen reist, die Sonne stets später aufzugehen scheint, so daß man, da diese Verspätung sich beim ganzen Erdumfang auf 24 Stunden summirt, nach Zurücklegung einer Reise um die Welt um einen Tag gegen die Zeitrechnung des Ausgangspunktes zurück sein würde. Deßhalb ist eine schickliche Auskunft in der Annahme getroffen, daß die Orte östlich von den Antipoden ihren Sonnenaufgang nach Greenwich, die westlich ihn vor Greenwich haben,* und in unserem Falle nahmen wir nach Ueberschreitung des 180. Grades an, statt 12 Stunden am 6. März zu spät, 12 Stunden am 7. zu früh gegen Greenwich zu sein, strichen also den 6. März aus unserem

* Anomalien bestehen noch in einzelnen Colonien der Südsee, früher auch in Manila, das wegen des Verkehrs mit Neuspanien seine Lage westlich von dort rechnete.

Kalender aus, und schrieben nach dem 5. gleich den 7. März. So kann man in Folge unmäßiger Reiselust um einen Tag seines Lebens betrogen werden, desto angenehmer ist aber das Gefühl daß man nun unfehlbar auf der Heimkehr begriffen ist.

Nun war unsere Reise bei andauerndem günstigem Winde ein wahres Vergnügen, denn nichts erhält den auf See ohnehin zur Schlaffheit geneigten Geist so in Spannung als das Gefühl rasch vorwärts zu kommen. Dabei war der Anblick des Schiffs, wie sein Kiel brausend die Wellen durchschnitt ein sehr malerischer, mir ganz neuer, da ich bis dahin nur Dampfschiffe und die traurige Fahrt des Mazeppa gegen die Strömung an der Westküste Südamerika's kannte. Wir waren mit Segeln überladen, namentlich hatten wir an allen Raen noch Leesegel angesetzt, durch die das Schiff die Gestalt eines ungeheuren Vogels gewann, dessen Schwingen oft links und rechts in die Wellen tauchten, wie wenn eine Schwalbe nach ihrer Art über ein Gewässer hin streicht. Ich pflegte nun auch an den Messungen der Sonnenhöhe mit dem Sextanten regelmäßig Theil zu nehmen, ein Geschäft dem sich der Neuling gern mit großer Würde und Wichtigkeit unterzieht, und die Bestimmung der zurückgelegten Strecke war in jenen Tagen, wo so stattliche Resultate herausgerechnet werden konnten, immer eine wahre Freude. Wir fanden dabei daß die Messungen

des Log oft bis 20 Seemeilen des Tags hinter dem richtigen Maaß zurückblieben, und der Capitain erläuterte daß dies bei starkem günstigem Wind stets der Fall sei; ein Beitrag zu dem anerkannten Ruf der Unsicherheit dieses Instruments. Wir legten öfters an 10 Knoten, d. i. Seemeilen oder $2\frac{1}{2}$ geographische Meilen in der Stunde zurück, und diese Schnelle welche bei einiger Dauer herrlich fördert, war zugleich das Maximum der Lark, wie der Capitain mit dem Zusatze bemerkte, daß jedes Schiff sein sehr bestimmtes Maximum der Geschwindigkeit habe. Da eine Fregatte bis 13 Knoten macht, so kann ein Schiff mit $9\frac{1}{2}$—10 Knoten nicht schnell genannt werden; eine Zwillingsschwester der Lark, genau wie sie gebaut, war ein vorzüglicher Schnellsegler, und dies ist ein Beweis daß in der Schiffbaukunst die absoluten Regeln nicht gefunden sind, aus denen die höchste Schnelligkeit erzielt werden kann.

Die Lark hatte indeß noch einen andern unangenehmen Fehler, den des Rollens von einer Seite zur andern; da sie überdies gar nicht beladen war so empfanden wir das Uebel in einem solchen Maaße, daß z. B. von Spazierengehen auf Deck wochenlang nicht die Rede war; beim Essen saßen wir wie Papageien angeklammert, in der Hand den Suppenteller der die seltsamsten Winkel mit dem Niveau der Kajüte machen mußte, um nicht seinen Inhalt dem Nachbar in's

Gesicht zu ergießen; des Nachts keilte man sich, mit der Enge eines Schiffbettes nicht zufrieden, zwischen zwei Kissen ein, und wurde doch oft durch Rippenstöße unterbrochen, die sich mit den Träumen des Opfers mehr bizarr als anmuthig associiren.

An den gewöhnlichen Begleitern der Segelschiffe, Delphinen, Wallfischen, fliegenden Fischen, Seevögeln aller Art fehlte es nicht, und wir erwarteten täglich einem Wallfischfänger zu begegnen, auf deren Jagdrevier wir uns befanden; ich beklage nie den riesenhaften Albatros gesehen zu haben, da aber dieser Vogel erst in der südlichen gemäßigten Zone heimisch ist, hatte ich keine Aussicht dazu. Dafür sah ich auf dieser Reise Sturmvögel, die indeß keinen Sturm prophezeiten und auch auf die Schiffsgesellschaft keinen Eindruck machten, so verhängnißvoll auch der Anblick dieser Geister ertrunkener Seeleute dem allgemeinen Glauben nach ist; die malayischen Matrosen waren dem ohnehin fremd, und die Amerikaner sind für Gespenster und Aberglauben wenig zugänglich. Das einzige Mal daß ich in Nordamerika von Gespenstern hörte, war in Erie, wo meist Deutsche ansäßig sind.

Das Seeleuchten hatten wir auf dieser Reise jede Nacht, stets in dem durch das Schiff aufgeregten Wasser, wo es mit Luftblasen gefüllt ist. Am Tag fand ich bei Sonnenschein den stillen Ocean hellblau, während mir der atlantische dunkelblau erschienen war; nach dem

Lande zu wird das Wasser wie überall heller und heller grün. Die Tageswärme war während der ganzen Fahrt zwischen 20 und 24° R., und nur dann schwül wenn wir Windstille hatten. Ich habe endlich noch des Anblicks der Magellan'schen Wolken im tiefen Süden des gestirnten Himmels zu erwähnen, sie erscheinen als große Nebelflecken, wie ein Stück Milchstraße. Die Gegend des Südpols bietet keine bemerkenswerthen Sterne. Prachtvolle Helle des gestirnten Himmels und des Mondscheins begleitete mich auch auf dieser Fahrt.

Die Erzählungen und Angaben erfahrener Capitains sind immer der Aufzeichnung werth, und so habe ich auch von dieser Reise einige bewahrt. Capitain Tibbits schreibt dem Mond zur See großen Einfluß auf die Witterung zu, besonders dem Eintreten des Neumonds. Fast alle Wechsel des Wetters erfolgen in den Stunden zwischen 12 und 1 Uhr, und drei Viertel von allen in der gedachten Stunde des Nachts. Gewitter auf hoher See sind selten, dagegen Nebel sehr häufig. Ueber die Beschränkung des Horizontes auf hoher See hörte ich daß Schiffe bei vollkommen ruhiger See bis auf 15 Seemeilen sichtbar sind, das ganze Schiff bis nahe an den Wasserspiegel aber nur auf 2—3 Seemeilen.

Am 12. März entdeckten wir eine Insel unter 14° 20′ N. B. und 162° 36′ O. L. Greenw., ein hohes steiles Land mit weißlichen Felsen, 30 Seemeilen nördlich

von unserem Curs. Diese Insel lag S. W. bei W. von San Bartolomeo, und vorausgesetzt daß es nicht diese Insel war, welche auf vielen Karten als unbestimmt in ihrer Lage angegeben ist, so konnten wir uns die Entdeckung wohl zuschreiben. Schon bei der Abreise von Lima hatte ich meinem vortrefflichen Gastfreund, Herrn Rodewald die erste Insel die wir entdecken würden aus Dankbarkeit versprochen, und nun war ich glücklich aus Scherz Ernst machen zu können und wir tauften sofort dieses neu entdeckte Land Rodewald Island. Der Capitain hatte bereits sein Tibbits Island von einer früheren Fahrt her, und solche Entdeckungen können für einer Seefahrer der den großen Ocean so oft wie er durchkreuzt hat, keine Seltenheit sein; die Menge von Riffen und Inseln, die auf den Karten nicht, oder nicht bestimmt angegeben sind, macht sogar die Fahrt einigermaaßen unsicher, und kostete den eifrigen und gewissenhaften Capitain manche schlaflose Nacht. Der Passagier, der zur Vermeidung solcher Gefahren herzlich wenig thun kann, läßt sich dieselben wenig anfechten, wiewohl der Gedanke an einen plötzlichen Schiffbruch gewiß sein sehr Unheimliches hat. Rodewald Island war das erste Land das wir erblickten, aber nach wenigen Tagen, am 17. erreichten wir die Gruppe der Marianen oder Ladronen, und segelten zwischen den Inseln Sayppan und Tinian hindurch. Wenn man die ungeheure

Entfernung dieser Inseln von der Westküste Südamerika's betrachtet, trotz welcher wir nur durch astronomische Berechnung und die Sicherheit der Chronometer unserer anfänglichen Absicht gemäß gerade auf diese Meerenge stießen, so liegt darin nicht nur ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß für die Geschicklichkeit des Capitains, sondern auch zugleich ein Triumph für das erfindungsreiche Menschengeschlecht, welches das Weltmeer so sicher befährt wie eine alltägliche Landstraße. Beide Inseln waren in Sicht, an Saypan fuhren wir in einer Entfernung von nur 8 Seemeilen vorüber, es ist eine ansehnliche bergige Insel mit zwei Gipfeln, deren einer ein vulkanischer Krater zu sein schien; durch Fernröhre erkannten wir steile Klippen, aber auch Palmen und frisches Grün; um menschliche Wohnungen zu entdecken reichte die Stärke der Gläser nicht aus.

Die Merkmale des Endes der Reise mehrten sich nun; der Capitain ließ den Anstrich des Schiffs erneuern und zum Schutz gegen chinesische Piraten die paar Kanonen die wir führten, in Stand setzen. Am 21. März wurde eine Landschwalbe gefangen; am 26. Abends kamen die Bashee-Inseln, zwischen Formosa und Luzon gelegen, in Sicht, und wir gelangten nun in das chinesische Meer. Hier empfing uns heftiger Sturm und haushohe Wellen, an zwei Tagen konnten wir keine Observationen der Sonne vornehmen, ein Fall der auf

der ganzen bisherigen Reise nur Einmal sich ereignet hatte, und wir waren in ernstlicher Besorgniß, in diesem eingeschlossenen Meer das an bösen Klippen und Sandbänken reich ist, noch den Gefahren zu erliegen, welche auf hoher See dem Reisenden fern sind und ihn gerade in der Nähe des sichern Hafens am verderblichsten bedrohen. Am 30. März endlich erblickten wir die Insel Grand Lema, an der Küste von China unweit Hongkong gelegen, und gegen Mittag näherte sich uns eine chinesische Junke in aller ihrer Abenteuerlichkeit, welche sich sofort als ein Lootsenboot auswies. Sowie denn nach seemännischen Begriffen die Reise mit der Ankunft des Lootsen an Bord beendigt ist, so schließe auch ich hier, um mit dem Beginn des nächsten Bandes den Leser in den Hafen von Hongkong zu geleiten.
